Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Alexander von Humboldt.

Culturhistorisch-biographischer Roman

in sechs Theilen

von

Heribert Rau.

Zweiter Theil.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn u. Comp.

1860.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

Erste Abtheilung.

Die Dioskuren.

Der ersten Abtheilung zweiter Theil:

Akademisches Leben.

(Alexander von Humboldt's Jugend.)

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Die Dioskuren.

Der ersten Abtheilung zweiter Theil: Akademisches Leben.

(Alexander von Humboldt's Jugend.)

1) Von Berlin nach Frankfurt 1
2) Das Haus des Professors 12
3) Akademisches Leben 31
4) Miß Cecily Morgan 60
5) Die erste That 83
6) Licht und Schatten 98
7) Ein Boudoir 123
8) Den Tod im Auge 140
9) Schreckensstunden 170
10) Venus=Urania 181
11) Den Tod im Herzen 196
12) Ein neuer Stern 211
13) Georg Forster 221
14) Der Lebensretter 245
15) Die Lebensreife 275

Von Berlin nach Frankfurt.

Wer den Mann erkennen will in seinem Wesen und Walten, muß schon dem Kinde forschend nachgehen und dennoch bleibt es nicht selten eine in ihrem Entwicklungsgange unerforschliche Erscheinung, wie aus dem Kinde gerade dieser Mann in seiner geistigen Natur und Eigenthümlichkeit geworden ist und kein anderer.

Der Biograph mag sich die Mühe geben, die Einflüsse der Umgebung zu entdecken und den Verhältnissen des Lebens nachzuspüren, die bald wie leitende Sterne auf sanften Bahnen das Leben des Einzelnen nach dieser oder jener Richtung geführt, bald wie elektrische Schläge auf das innere Wesen des Kindes oder des Jünglings eingewirkt, es in seiner Entwicklung so oder anders bestimmt und innere schlafende Keime aufgeweckt, emporgezogen und genährt haben. Es kann solches Forschen und Aufmerken auf die Erscheinungen der Außenwelt, in ihren Einflüssen und Wirkungen auf die Richtungen der geistigen und Gemüthswelt des einzelnen Menschen, in

mancher Beziehung Aufschluß bringen. Aber eine vollkommene Lösung kann das Räthsel, wie aus jenem Kinde dieser Jüngling und aus diesem Jüngling jener Mann in seiner ureigenthümlichen geistigen Erscheinung geworden ist, auf solchem Wege nimmer finden, so sorgsam und umsichtig man seinen Helden immerhin verfolgen und beachten mag.

Begreift es der Einzelne doch selbst kaum in voller Klarheit, warum sein eigenthümliches Wesen und seine innere geistige Welt gerade diese Richtung und Gestaltung genommen hat und keine andere, wie viel weniger der fremde Beobachter. Von zwei Bäumen, die aus demselben Boden ihre ersten Keime emportreiben, ihren Nahrungssaft aus derselben Erde gewinnen, von derselben Luft umfangen, von derselben Sonne erquickt und von der nämlichen Hand gleich sorgsam gepflegt werden, zeigt dennoch der eine diese, der andere jene Frucht, und neben ihnen steht der Strauch ohne Frucht und Schönheit.

Man wird hier zwar antworten: das ist die Verschiedenheit der Art! Allein damit ist das Räthsel nicht gelöst, sondern nur zurückgedrängt.

Wenn aber das stille Leben der Natur voll solcher Geheimnisse ist, wie viel mehr bietet sie der Mensch in seiner Entwicklung dar: in dem ersten Erwachen und Auftauchen des Geistes aus thierischer Bewußtlosigkeit, in den Richtungen und Schwingungen seiner sich hierhin und dorthin neigenden Entfaltung, bis zu dem Punkte

hin, auf welchem eine Selbstbestimmung seines Wollens und Wirkens hervortritt.

Aber gerade darin liegt ja das große Interesse, mit welchem wir uns zu der Entwicklungsgeschichte bedeutender Menschen hingezogen fühlen. Wie ist Mozart der liebenswürdige, alle Welt bezaubernde Tonschöpfer, — wie ist Beethoven der gewaltige Riese im Reiche der Töne, — wie ist Alexander von Humboldt der leuchtendste Stern unter den Naturforschern, der größte Mann zweier Jahrhunderte geworden? In dem stillen Nachspüren solcher geistigen Entwicklungsgänge liegt für jeden sinnigen Menschen ein großer Zauber, und Alles, selbst das Kleinste, ist uns dabei von Wichtigkeit. Gewiß bleibt es ja, daß Vieles aus der Außenwelt auf die innere Welt des Individuums übergeht — von seinem Geiste gleichsam angezogen — sich ihm einpflanzt, dort in eigener Form sich gestaltet und Früchte trägt. Aber es ist ebenso gewiß, daß unendlich vieles Andere, was ihn täglich umfängt, und fast mit Gewalt sich ihm aufdrängt, ihm dennoch fremd bleibt; ja, von ihm abgestoßen, ohne Wirkung und Einfluß auf sein Wesen vorübergeht und es unberührt läßt. Dabei aber sind es nicht selten — und das ist eben das Wunderbare — gerade die nämlichen Erscheinungen, welche vom Geiste eines anderen Individuums aufgefaßt auf dessen Entwicklung und Richtung den mächtigsten Einfluß üben und in eben dem Maße, als sie für die eine Persönlichkeit wirkungslos

vorübergingen, die andere mit aller Gewalt ergreifen und ihre Richtung bestimmen und bedingen.

Wo ist nun der Grund dieser Erscheinung zu suchen? — Kann es eine interessantere Aufgabe geben? Und hat ihre Lösung nicht auch dieses Werk übernommen?

Allerdings ist dies der Fall; und indem es vor den Augen des Lesers den geistigen Entwicklungsgang eines der bedeutendsten Menschen, die je gelebt haben, entrollt, ruft es ihm zu: es schlummern in jedem Menschen, schon von Geburt an, Urkräfte, die einen gewissen Urtypus seines Wesens ausmachen, der als besonderer Grundtypus — weil er in seiner Besonderheit und in seinem eigenthümlichen Wesen die ersten Bedingungen aller künftigen Entwicklung enthält — zugleich die Grundkraft und Grundursache der Eigenthümlichkeit einer Seele in sich faßt. In ihm ruhen ursprünglich, wie im Schlafe, die geistigen Urkeime, bis sie zuerst geweckt werden durch die Einwirkungen und Eingebungen des Familienlebens, und dann weiter entwickelt und ausgebildet durch die Erscheinungen und Ereignisse, welche das öffentliche Leben in der mannigfaltigsten Art der Seele entgegenbringt. Damit aber beginnt die Selbstentwicklung, und wie diese nun vorwärts schreitet, macht sich mehr und mehr eine Art von Wahlverwandtschaft zwischen den eigenthümlichen Urkräften der Seele und den einzelnen Erscheinungen der Außenwelt geltend.

Von den tausendfältigen Dingen, die das Leben der

Seele zubringt, fühlt sie sich nun durch dieses angezogen, von jenem dagegen zurückgestoßen; von der einen Erscheinung gewinnt sie für sich selbst fördernde Bildungskraft, von der anderen bleibt sie unberührt; hier zeigt sie Empfänglichkeit und williges Aufnehmen der Einwirkung einzelner Erscheinungen der Welt, dort dagegen Widerwillen und Widerstreben gegen die Einflüsse anderer Erscheinungen. Darin aber liegt eben die Bildungskraft des Lebens und der Geschichte für den Geist des Einzelnen; darum auch ist es zur Entwicklung und Fortbildung der jugendlichen Seele so nothwendig, ihr die möglichst zahlreichen und verschiedenartigsten Erscheinungen des Lebens und der Außenwelt fort und fort nahe zu bringen, um aus ihren Einflüssen und Wirkungen stets neue Bildungskraft gewinnen zu können.

Bei Alexander von Humboldt und seinem Bruder Wilhelm war nun gerade diese Hauptentwicklungsperiode durch das öffentliche Leben und in demselben angebrochen. Weit hinter ihnen lag ja schon das stille Paradies der Kindheit; auch die erste schöne Jugendzeit war vorüber; dafür aber begrüßte sie jetzt das Jünglingsalter und weitauf flogen die Pforten eines geistig bewegten, kräftigen und hochpoetischen akademischen Lebens. Alexander war siebzehn, Wilhelm neunzehn Jahre alt, als sie, in Begleitung Kunth's, die Universität Frankfurt an der Oder bezogen.

Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß ein

seltener Glücksstern der Geburtsstunde dieser beiden jungen Männer geleuchtet habe. Wie günstig war schon die äußere Stellung, in der Alexander und sein Bruder geboren wurden.

Von der Wiege an war ihnen kein Streben, kein Wunsch versagt. Den herrlichen Gaben des Genius standen durchweg auch die äußeren Mittel fördernd zur Seite. Was man zur Bildung solcher angeborener Kräfte heischen konnte, wurde, wie wir gesehen, mit auserlesener Sorgfalt gewährt. Doch auch ohne diese Sorgfalt würde Alexanders Entwicklung kaum eine andere geworden sein. Denn ein ganz ungewöhnlicher Bildungstrieb lag ja in seiner innersten Natur. Die herrlichste Mitgift aber, die beiden Brüdern geworden, und die denselben auch in späteren Zeiten eine immerwährende Jugend erhielt, war: den großen Bewegungen der Zeit den offensten Sinn entgegen zu bringen. So blieb denn im Grunde nur die eine Förderung zu wünschen: ihr Leben in einer Zeit des Aufschwunges und großer Bewegungen beginnen und durchwandeln zu können. Und diese Gunst ward Alexander — diesem Lieblinge des Himmels — wie seinem Bruder im ausgedehntesten Maße zu Theil.

Wir sahen bereits im vorigen Bande, wie die Verbesserung der Erziehungsformen und des Unterrichts Alexander von Humboldt schon in seiner Jugend zu Gute kam. Aber wie in diesem, so war in allen Zweigen geistiger Thätigkeit eine Periode der Erneuerung ange-

brochen, von der sich jede höhere Kraft mit erhoben und getragen fühlte. Ueber ganz Europa hatte sich ja gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts mehr oder minder eine Gährung ausgebreitet, die in Deutschland einen überwiegend geistigen Charakter trug, während sie anderwärts, wie in Frankreich, gleich zu politischen Umwälzungen drängte. Unter den Deutschen dagegen ward hauptsächlich nur das innere Leben ergriffen, die Denkart, die Gesinnungen erneuten und veredelten sich, und in allem, was damit zusammenhing, in Kunst, Philosophie und Wissenschaft, brach ein neuer Morgen an.

Der politische Umschwung sollte bei uns nur allmälig, nur in Folge der geistigen Verjüngung erreicht werden. Dennoch brachte auch in das zerfallene politische Dasein Deutschlands das Auftreten eines geistvollen, unternehmenden Fürsten eine wohlthätige Bewegung, die nicht allein in den Gränzen seines zur allgemeinen Achtung emporgekommenen Staates, sondern durch ganz Deutschland ihre Wirkung verbreitete. Es war dies Preußens großer König, Friedrich II., unter dessen Fittigen damals geistige und bürgerliche Aufklärung in unseren vaterländischen Gauen Platz griffen.

Welchen Einfluß Friedrich der Große auf Alexander und Wilhelm von Humboldt's Jugend geübt, wissen wir. Unmittelbar in der erregenden Nähe des begeisterten Fürsten und unter den Eindrücken seiner freieren Denkart gebildet — wie hätte der Jünglinge Sinn nicht früh

auf große Verhältnisse und Weltansichten gewendet werden sollen? Der preußische Zopf und das Kamaschenthum haftete weder an Alexander noch an Wilhelm; aber einen kräftigen Geist, eine ächte Vaterlandsgesinnung athmeten sie mit der heimathlichen Luft ein. Vor der Nüchternheit märkischer Bildung wahrte sie ihr eigener Genius und ihr dem erwachenden tieferen deutschen Geistesleben zugewendeter Sinn.

Und welcher glückliche Stern waltete auch hier über ihrem Schicksale! Sie verließen Berlin mit dem Untergehen der königlichen Sonne!

Mit dem Tode des großen Königs begann für den preußischen Staat eine Periode der Schwäche und innerer Auflösung. Deßhalb war es ein doppeltes Glück für Alexander und Wilhelm, daß sie gerade um diese Zeit Berlin verließen; denn trübe, unsittliche und verderbende Elemente kamen dort jetzt zur Herrschaft und brachten die Hinterlassenschaft des großen Königs schrittweise bis an den Rand des Verderbens. So entgingen sie auch den Plattheiten, welche die Nachfolger Nicolai's über Berlin verbreiteten und reihten sich in reinster Begeisterung an die trefflichsten Geister der deutschen Nation. Mit dem Werden unserer National-Literatur, mit deren Emporringen nach dem höchsten Ideale, wuchs Alexander, wuchs Wilhelm heran. Erblickte doch Letzterer das Licht der Welt in dem Jahre, in welchem Lessings Minna von Barnhelm erschien, während Goethe's und Schiller's

Jugendwerke, die Sturmperiode unserer Literatur, die Knaben und Jünglinge mit der vollen Kraft des Erhabenen und Göttlichen erschütterten.

So traten Alexander von Humboldt und sein Bruder in das akademische Leben, von dem unberechenbaren Glück begleitet, an die Höhe des damaligen Geisteslebens gleichsam mit heranzuwachsen, um einstens das bei weitem noch größere Glück zu genießen, bei dem Beginne der höchsten Literatur-Epoche so gereift zu sein, um an dem Wirken unserer größten Geister Theil haben und es durch Rath und That, durch Theorie und Kritik fördern und ergänzen zu können.

Dies Glück wurde beiden Humboldt's zu Theil und war namentlich dem älteren vergönnt. Während Alexander Goethe's naturwissenschaftlichen Arbeiten parallel ging, schloß sich Wilhelm ganz an die ästhetischen Forschungen unserer beiden größten Dichter an, wurde von beiden des innigsten Vertrauens gewürdigt und als ebenbürdiger Genosse betrachtet; ja so eng, so umfassend in die Bestrebungen dieser Geister verflochten, daß er, wie kein Anderer, als ein ergänzendes Glied der Weimar-Jenaischen-Glanzepoche erscheint *)

Aber warum hier schon den Schleier der Zukunft heben? Flogen doch Alexander und seinem Bruder eben

*) Gustav Schlesier: „Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt." S. 28 u. f. Prof. Dr. Klenke: „Alexander von Humboldt" S. 25.

erst die Pforten des akademischen Lebens auf! Wilhelm hatte sich der Rechtswissenschaft, Alexander aber, seiner immer entschiedener hervortretenden Richtung gemäß, den Kammeralwissenschaften gewidmet, da ihm die Staatswirthsschaftslehre für seine naturwissenschaftlichen Neigungen am nächsten lag.

Ihr ehemaliger Lehrer zu Berlin, Löffler, welcher inzwischen auf der Universität Frankfurt Professor geworden war, nahm die beiden Brüder nebst Kunth in sein Haus, und während Jeder derselben den begonnenen Fachwissenschaften oblag, trieben sie gemeinschaftlich ihre philosophischen, sprachlichen und naturwissenschaftlichen Studien.

Die Wahl der Universität Frankfurt hatte dabei ihren Grund in dem Wunsche der Majorin: ihre Söhne vor der Hand noch in der Nähe zu behalten und nicht so schnell aus den Augen zu verlieren.

Deshalb gab Kant, der berühmte Philosoph jener Zeit, welcher in Königsberg docirte, bei der Universitätswahl weniger den Ausschlag. Freilich lag im Hintergrunde des mütterlichen Planes die Absicht: ihre Söhne zunächst nur zur Vorbereitung auf den künftigen Staatsdienst auf die Universität Frankfurt zu schicken; dann aber, zur höheren Ausbildung noch diejenige Hochschule folgen zu lassen, welche damals den allgemeinsten Ruf besaß, ... nämlich Göttingen, da Leipzig und Halle schon von ihrer Ruhmeshöhe herabgesunken waren und

Jena seine Glanzperiode erst in einer späteren Zeit erreichte.*)

Unter diesen Auspicien hatte Alexander und sein Bruder den Schauplatz ihrer neuen Wirksamkeit betreten, der ihnen denn auch sofort — wie wir sogleich sehen werden — in erster Linie ein so behagliches häusliches Dasein bot, wie sie es kaum zu wünschen gewagt.

*) Klenke. a. a. O. S. 25.

Das Haus des Professors.

In Frankfurt an der Oder, nicht weit von der jetzt schön erneuerten Marienkirche, lag damals ein, wegen seiner Alterthümlichkeit merkwürdiges Haus, — ein eigenthümliches Gebäude aus den Zeiten des Barockstyles, jener sonderbaren Bauweise, bei welcher eine maßlose Uebertreibung, eine willkürliche, auf reiche malerische Effecte berechnete Compositionsweise, an die Stelle früherer Einfachheit getreten war. Auch an diesem Hause waren die dekorativen Mittel in übertriebener Weise gehäuft. Da sah man Säulen als Prunk- und Schaustücke in der Façadenbekleidung verwandt: aber der Baumeister hatte sich damit noch nicht Genüge gethan, auch Halbsäulen und Pilaster wurden noch beigegeben, und das Gesimse zu einer entsprechenden Verkröpfung geführt. Aber das Wunderbarste und Eigenthümlichste dabei blieb, daß diese ganze Façadenbekleidung nicht etwa aus Stein oder Stuck bestand, sondern aus Holz, und zwischen all den Säulen, Halbsäulen und

Pilastern, von unten bis zu dem hochaufstrebenden Giebel, zahllose Tafeln von kunstvoll gearbeiteten Holzschnitzereien — Scenen aus der heiligen Schrift vorstellend — angebracht waren. Das Ganze war dabei künstlich zu einer Derbheit der Profilirung gezwungen, und die freien Reliefs namentlich erhielten eine so außerordentlich starke Ausladung, daß die Schattenwirkung eine ungemein kräftige und malerische ward.

Besonders schön machte sich dabei ein thurmartiger, fünfseitiger Erker, der über dem Thore, das als Eingang diente, durch zwei Geschosse emporstieg und in jedem derselben der großen Hauptstube gewissermaßen noch ein gemüthliches Stübchen beifügte, in welchem es sich gar traulich sitzen und durch die runden, in Blei eingelassenen Scheiben der fünf Fenster auf die Straße schauen ließ.

Ueberhaupt hatte dies Haus, trotz des Ernstes, welchen ihm die wettergebräunte Holzbekleidung, der hohe, mit Thürmchen geschmückte Giebel, und der mächtige dunkele Thoreingang gaben, etwas ungemein Behagliches in seinem Innern, das allerdings weniger ein Verdienst des Baumeisters, als der jetzigen Einwohner war.

Die breiten, mit einem schwerfälligen Geländer aus gedrehten Holzsäulen versehenen Treppen freilich und die riesigen, mit architektonischer Verschwendung gewonnenen Vorplätze, würden gerade zum Gegentheile beigetragen

haben; wenn die Fürsorge der Inwohner das Treppengeländer und die mächtigen Wandschränke nicht mit einem glänzend schwarzen Firniß hätten überziehen lassen, der nun durch seine schöne Spiegelfläche und den Gegensatz seiner Farbe zu den unendlich reingehaltenen Stufen, eine höchst vortheilhafte Wirkung hervorrief. Die weiten Vorplätze aber schmückten, wenn auch alte, doch frisch gereinigte und gefirnißte Oelgemälde, mitunter von riesigen Dimensionen: Schlacht- und Jagdstücke vorstellend, und wenn auch gerade nicht von einem Raphael, Michel Angelo, Correggio, Titian oder Rubens herrührend, doch immer leidlich in Auffassung und Ausführung. Dabei brachten eine Menge Singvögel, die rings an den Wänden in Käfigen aufgehängt waren, Leben in diese sonst ernsten und stillen Räume, das sich im Sommer noch steigerte, indem dann die Familie während der heißen Tage hier ihre Mittags- und Abendmahlzeiten einnahm.

Es versteht sich wohl von selbst, daß diejenigen, welche so viele Aufmerksamkeit auf Treppen und Vorplätze verwandten, im Innern der Zimmer eine noch größere Behaglichkeit zu verbreiten wußten. Nirgends konnte zwar in diesen von Luxus auch nur annäherungsweise die Rede sein; aber es war in die Augen fallend, daß hier eine ungemein sorgsame weibliche Hand walten mußte. Neben einer wahrhaft holländischen Reinlichkeit herrschte in allen Gemächern ein ganz eigenthümlicher

Geist der Fürsorge, so daß in jedem Zimmer mit stillem Walten für alle und jede Bedürfnisse im Voraus gesorgt war, welche die Bestimmung des Gemaches erforderten. Und nicht nur gesorgt hatte man für diese Bedürfnisse bis in das Kleinste: dieser Sorgfalt war auch der Geist der Behaglichkeit und Gemüthlichkeit zur Seite getreten. Wer auch nur mit einem Schritte in irgend eines der Zimmer des alterthümlichen Gebäudes trat, fand sich in demselben wie zu Hause. Es kam dann so wohlig über ihn, daß er rasch die Außenwelt vergaß, um die nähere und engere Umgebung um so behaglicher zu genießen.

Und wer war nun die Seele dieses gemüthlichen Hauswesens? Es war dies ein Geschwisterpaar, — ein paar Menschen, denen man es gar nicht angesehen hätte: Professor Löffler und seine Schwester Juliane.

Professor Löffler war eine kleine, unansehnliche Figur. Seine Züge waren nicht schön aber mild; sein Gesichtsausdruck erschien für den ersten Augenblick sogar fast nichtssagend, steif und pedantisch, wie es alle seine Manieren waren. Aber man durfte nur einige Worte mit diesem eigenthümlichen Manne reden und seine Züge belebten sich und seine wasserblauen Augen fingen an Licht einzusaugen und auszuströmen. Kam der Professor aber wirklich in Affect, sprach er über einen Gegenstand, der sein Herz erfaßte und erwärmte

oder seinen Geist anregte, so steigerte sich der Ausdruck seines Gesichtes sogar zu einer überraschenden Bedeutendheit. Er konnte alsdann durch sein großes Wissen und seinen geistigen Gehalt imponiren, wie er dies im Leben durch die sittliche Reinheit seines Wandels that.

Offenheit nnd Geradheit, unbestechliche Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe, verbunden mit einem nicht zu zügelnden Feuereifer für alles Gute, bildeten die Grundzüge seines Charakters, dessen Schattenseite eben nur jene, vorhin schon gedachte, Pedanterie war, wie sie leider nur allzuoft den deutschen Pedagogen, Theologen und Professoren anklebt. Aber auch hier barg sich mehr hinter der kleinen unansehnlichen Figur, als man sich gedacht hätte:

Löffler trug nicht nur ein würdiges Selbstbewußtsein in sich; er konnte auch nöthigenfalls bei all seiner Milde Energie, ja sogar Unbeugsamkeit entwickeln; so wie sich hinter seinen steifen und pedantischen Manieren eine hinreißende Gemüthlichkeit im Hause und im Freundeskreise barg.

Für des Professors Tüchtigkeit sprach übrigens seine bisherige Laufbahn. Schon auf der Universität Halle konnte er sich als Studirender des vertrauten Umganges eines Nösselt und Semler rühmen. Zwei Jahre nach vollendeten Studien wurde er schon in Berlin zum Prediger erwählt, erhielt im baierischen Erbfolgekrieg eine Feldpredigerstelle unter Friedrich dem Großen, und

endlich den Ruf zur zweiten theologischen Professur an der Hochschule zu Frankfurt. Aber auch hier gewann sich sein vortrefflicher Charakter, sein ausgezeichnetes Wirken und Lehren bald eine solche allgemeine Anerkennung, daß man ihm, zugleich mit der Professur, das Amt eines Kirchen- und Schul-Inspectors übertrug.

Uebrigens wußten alle Diejenigen, die Löffler näher standen, daß der Professor eigentlich — dem Allem ohnerachtet — nur bei einer gewissen Ergänzung als vollständiges und in sich selbst abgerundetes Individuum, als ganzes Wesen betrachtet werden konnte; und diese Ergänzung war ..... seine Schwester Juliane, die eigentliche Seele des Hauses. Ohne seine Schwester konnte der Professor ja nicht leben; ohne seine Schwester konnte man sich ihn gar nicht denken. Wer hätte auch dem Professor die Wäsche so gut und pünktlich besorgen, erhalten und regelmäßig, wenn er es bedurfte, reines Weißzeug vor sein Bett hinlegen sollen? Ach! daran hätte der gelehrte Herr wohl nie gedacht, und wenn ihm die Wäsche auf dem Leibe zerfallen wäre; und wie sollte er auch? ..... er ..... der gerade jetzt im Griechischen Exegese des neuen Testamentes und im Hebräischen über die Weissagungen des Jesaias las?

Wer hätte ihm denn an jedem Morgen, den Gott kommen ließ, die weiße Halsbinde umlegen und deren Enden in eine so schöne Schleife bringen sollen, wenn Juliane nicht gewesen wäre?

Die schwierige Frage zu lösen: welche Stücke des Jesaias ächt, welche unächt seien, das war dem gelehrten Herrn eine Kleinigkeit; aber die Haare und den Zopf gehörig in Ordnung zu bringen und die unerläßliche weiße Halsbinde regelrecht anzulegen, das hätte der gute Professor nicht vermocht, und wäre die Professur darüber verloren gegangen. Er konnte nun einmal mit solchen Dingen nicht umgehen, und solcher kleiner, unbedeutender und doch unerläßlicher Dinge gibt es eben im Leben gar viele, für einen Pedanten unbedingt zahllose!

Keine gelehrte, keine tiefphilosophische Frage, keine theologische Controverse konnte den Professor auch nur einen Augenblick aus seiner Fassung und in Verlegenheit bringen; als aber einstens Juliane auf einige Tage krank war und gerade Kartoffeln für den Winterbedarf eingekauft werden sollten — der Bauer hielt mit dem Wagen schon an der Thüre des Hauses und es war nur mit ihm zu sprechen und zu bezahlen — gerieth Professor Löffler in solche Verwirrung und Verlegenheit, daß er heimlich Hut und Stock nahm und davon lief. Er war ein grundgelehrter Mann; aber .... von den Geisterinseln seiner Gelehrsamkeit, seiner Ideen, Forschungen, Ideale, Theorien und Principien wußte er oft den kleinsten Weg nicht, der in das Land der Wirklichkeit führte. Darum war seine stille, sanfte, in sich gekehrte Schwester thatsächlich ein ergänzendes Stück von

ihm; — darum konnte er effective nicht ohne sie leben. Aber er konnte es auch in geistiger Beziehung nicht, weil sie ihn auch hier in einer gewissen Art ergänzte; indem sie im Hause und in den, der Erholung gewidmeten Abendstunden, die Vertreterin des Gemüthslebens war.

Professor Löffler kannte sich selbst, er wußte nur zu gut, daß, wenn er einmal im Studium — Himmel und Erde, Zeit und Raum für ihn verschwanden und er dann nicht mehr von der Arbeit, von seinen Büchern und von seinem Schreibtische zu bringen sei. Da er aber als vernünftiger Mann auch seiner Gesundheit, und als Mensch auch seinem Herzen Rechnung tragen wollte, so hatte Juliane den bestimmten Befehl, jeden Abend um sieben Uhr in des Bruders Studierzimmer zu treten und ihn mit sanften Worten oder Gewalt von seinem Pulte loszureißen: Sommers zu einem Spaziergange, im Winter zu traulichen Theestunden. Aber es bedurfte nie der Gewalt. Ueberflog auch manchmal des Professors Stirne eine düstere Wolke, wenn ihn Juliane gerade in einer wichtigen Arbeit störte, ein Blick in ihr sanftes, von längst ausgetobten Schmerzen verklärtes Gesicht — und des gelehrten Herrn Stirne klärte sich auf, und er legte ruhig die Feder nieder oder schloß gelassen seine Folianten, indem er der innig geliebten Schwester mit mildfreundlichen Blicken folgte.

Juliane war übrigens eine ebenso interessante Er-

scheinung als ihr Bruder. Klein, wie dieser, von zarter Figur, hatten die vierzig Jahre, die sie gesehen, so wenig auf ihre Gestalt eingewirckt, daß man sie, wenn man ihr Gesicht nicht sah, noch für ein achtzehnjähriges Mädchen hätte halten können. Auch war ihr Gang noch jugendlich elastisch; desto deutlicher freilich sprach ihr Antlitz von der Zeit, die sie durchlebt, und wohl auch von großen Schmerzen, die jetzt längst begraben in ihrer Brust schlummerten. Lag ja doch eine ganz seltsame Verklärung in diesen stillen milden Zügen, die selbst jetzt noch die leisen Andeutungen davon trugen, daß dies Antlitz einstmals gar nicht unschön gewesen sein mußte.

Wenn man Juliane ansah und auch nichts von ihren Schicksalen kannte, so sagte dem Beschauenden dies Gesicht eines. Es sagte: „es gibt Dinge, die keinen Trost zulassen. Für sie aber hat Gott die Wehmuth, als eine Art Vermittlerin zwischen Glück und Unglück, der Herrlichkeit des Lebens und seinen Schmerzen geschaffen. Sie macht den Schmerz zu einem Gefühle, das man nicht verlassen mag, an dem man hängt, dem man sich mit dem Bewußtsein überläßt, daß dies Gefühl nicht zerstörend, sondern läuternd und in jeder Art und auf jede Weise veredelnd und erhebend wirkt."

Dies sagten auf den ersten Blick Julianens Züge, und sie logen wohl nicht, da ihre große Herzensgüte eine Bestätigung dafür lieferte. Uebrigens war auch sie

eine Seele mit dem Bruder, still fromm, aber fern von aller Pietisterei, unendlich sorgsam in der Haushaltung, dem Bruder und allen Lieben jeden Wunsch an den Augen absehend, für Alles Vorsorge tragend und doch so liebenswürdig bescheiden, daß ihr Niemand, der sie näher kannte, seine innige Hochachtung zu versagen vermochte.

Und doch hatte ihr der rohe Muthwillen eines Theiles der Studentenschaft den Spottnamen „die Schleiereule" beigelegt. Roh, wie gesagt, war dies Verfahren der übermüthigen Jugend und ungerecht oben an; aber es lag doch etwas Bezeichnendes in dem Witzworte.

Wie in einen Schleier war die Vergangenheit Julianens gehüllt und wie ein Schleier lag etwas, was man nicht bezeichnen konnte, über ihrem ganzen fast nonnenartigen Wesen: denn Juliane ging — außer wenn sie mit ihrem Bruder einen Spaziergang auf einsamen Wegen machte — nie aus, nicht einmal in die Kirche, da sie ihre Andacht für sich selbst auf ihrem Zimmer verrichtete. Ihr Haus war ihre Welt, und da sie bei dem weiblichen Theile der Stadt keine Bekanntschaft oder Freundschaft anzuknüpfen suchte, so blieb sie natürlich auch allein und ohne alle und jede Berührung nach außen hin. Dazu kam noch ihre einfache schlichte Tracht, die lediglich in einem schwarzen Kleide und einer weißen Haube bestand, und ihr oft träumerisches Wesen, um jenem Spitznamen eine gewisse Berechtigung zu geben.

Hätte man freilich den Leichenstein der letzten zwanzig Jahre von diesem Leben, das eigentlich längst begraben war, hinwegnehmen können, man würde sich mit Julianen keinen Scherz erlaubt haben.

Und doch war ihr Schicksal kein so ungewöhnliches.

Juliane war in ihrem achtzehnten Jahre ein recht hübsches, nettes und blühendes Mädchen gewesen. Ihre Eltern wohnten damals zu Saalfeld in Thüringen, woselbst ihr Vater die Stelle eines Geistlichen begleitete; zwei jüngere Brüder, frische, gesunde Knaben, lebten an ihrer Seite und theilten mit ihr das Glück eines so schönen und sinnigen Familienlebens, wie man ein solches selten findet. Gegenseitige Liebe und Güte bildete die Hauptgrundlage desselben, während es Einfachheit und Zufriedenheit erhöhten. Nur schade, daß es bald stiller im Hause des Pastors zu Saalfeld ward, da die Knaben, des besseren Unterrichtes wegen, auf die lateinische Schule des Waisenhauses zu Halle gesandt wurden.

Um jene Zeit gerade war Juliane achtzehn Jahre alt und stand so recht in der Blüthe ihres Lebens. Kein Wunder, daß die Blicke gar manchen jungen Mannes auf das hübsche, sittige Pfarrestöchterlein fielen; — kein Wunder, daß sich auch in Julianens Herz die Liebe regte. So gestaltete sich denn auch bald, mit Wissen der Eltern, ein Verhältniß zwischen ihr und dem Sohne eines Fabrikanten. Der junge Mann war hübsch, brav und vermögend, und da auch sein Vater nichts gegen dies Ver-

hältniß einwandte, so lebten beide jungen Leute nach Herzenslust ihrer Liebe und ihrem Glücke, und dies Glück war um so reiner und voller, als sie sich streng in den Schranken der Sittlichkeit hielten.

O! welche selige Tage verlebte damals Juliane! wie schön deuchte ihr das Leben, wie noch viel schöner die Zukunft! Die Liebe, die in ihrem Herzen wohnte, erwärmte und erleuchtete ihre Seele und erhellte und verklärte ihr die ganze Welt so zauberhaft, daß es ihr oft vorkam, als müsse ihr kleines Herz vor Seligkeit zerspringen. Es gibt ja nichts Beglückenderes, als das Bewußtsein, einem geliebten Wesen so ganz und gar anzugehören und von ihm mit der gleichen Fülle wieder geliebt zu werden.

Am seligsten aber waren beide unbedingt, wenn sie an schönen Abenden einen kleinen Spaziergang mit einander machten, was um so eher geschehen konnte, als sie bereits nach Jahresfrist Braut und Bräutigam waren. Sie pflegten dann gewöhnlich nach einem kleinen Tempelchen zu gehen, daß der Pfarrer ganz einfach aus vier Baumstämmen, die ein Strohdach trugen, in seinem, an der Landstraße nach Leipzig liegenden Gärtchen hatte errichten lassen. Hier sahen sie dann wohl, in Bewunderung versunken, die Sonne untergehen, während ihre Hände ineinanderlagen und ihre Herzen Schwüre ewiger Liebe tauschten.

Aber das Wörtchen „ewig!" ist wohl dasjenige, mit welchem die Menschen den meisten Mißbrauch treiben.

Plötzlich fiel es dem Bräutigam Julianens und dessen Vater ein, daß es doch für einen jungen Mann nöthig sei, bevor er sich häuslich niederlasse, die Welt zu sehen, und so mußte das arme Mädchen den Geliebten scheiden lassen. Sie begleitete ihn noch zu dem Tempelchen in ihres Vaters Garten; hier nahmen sie unter Thränen Abschied und der junge Mann — der seinen Wagen hierher bestellt hatte — riß sich mit den Worten los:

„Lebe wohl, liebe Juliane! in einem Jahre bin ich wieder hier. Ich werde Dir recht oft schreiben und auch den Tag und die Stunde, wenn ich wiederkomme, und dann sollst Du mich hier, in diesem Tempelchen, wo wir so oft glücklich und selig waren, erwarten!"

Und er hielt Wort. Im Anfang schrieb er recht oft. Nach Monaten freilich wurden die Briefe seltener und als er in der großen Handelsstadt Hamburg angekommen, hörten sie fast ganz auf; die Geschäfte nahmen ihn hier, wie er in seinem letzten Schreiben bemerkte, allzusehr in Anspruch.

Juliane schnitt dies freilich schmerzlich in die Seele. Sie war keine oberflächliche, sondern gerade im Gegentheil eine tiefe Natur, die sich ihre Gedankenwelt selbst geschaffen, aber allerdings mehr noch in der Welt der Gefühle lebte. Jetzt ward sie stiller noch als sonst, ihre Wangen bleichten und es gab Tage und Woche, in welchen sie schweigend und in Gedanken versunken ihren häuslichen Geschäften nachging.

Nun aber sind Frauen darin viel unglücklicher, als Männer, da ihre Arbeiten zumeist von der Art sind, daß sie während derselben an etwas ganz Anderes denken können, als an das, was sie gerade momentan beschäftigt. Es hat dies wohl auch sein Gutes, indem es den Denkenderen unter ihnen gestattet, bei ihrer mechanischen Arbeit ein reiches inneres Leben zu führen. Aus diesem Grunde übertreffen auch viele Frauen die Männer in Allem, was zur tieferen und feineren Kenntniß seiner selbst und Anderer führt. Um so greller aber tritt die Schattenseite hervor, wenn die Gedanken, die ein weibliches Wesen beschäftigen, nicht beglückend, wenn sie niederschlagend und beunruhigend sind, oder gar die Seele mit Kummer, Sorgen und stiller Verzweiflung erfüllen. Um wieviel größer ist dann die Gefahr, welche die innere Ruhe bedroht. Mit der ganzen Wucht weiblicher Leidenschaftlichkeit oder mit der ganzen Energie eines tiefen Gemüthes werfen sich dann die Gedanken auf einen Punkt, grübeln und martern fort und fort und der Wurm hört nicht zu nagen auf, was die Hand auch verrichtet; während die Männer in ihren Geschäften — selbst oft wider ihren Willen — Zerstreuung und Abziehung von den sie verfolgenden peinlichen Gedanken finden.

Diese Wahrheit machte sich so recht bei Julianen geltend. Sie arbeitete nach wie vor in Haus und Hof, in Küche und Keller ..... aber ..... der kindlich-fröh-

liche Gesang, mit dem sie sonst ihre kleinen Beschäftigungen begleitet hatte, war längst verstummt. Sie schaffte ..... aber sie schwieg und ihre bleichen Wangen sprachen dabei mit trauriger Beredsamkeit. Vater und Mutter schnitt es in die Seele, aber was konnten sie machen; hatte doch unterdessen der Vater des jungen Mannes seine Fabrik verkauft und war ebenfalls und zwar ohne Rechenschaft über das Benehmen seines Sohnes zu geben, nach Hamburg gezogen.

So verging ein Jahr, gegen dessen Ende gar keine Briefe mehr eingetroffen waren. Von dieser Zeit an begab sich Juliane jeden Abend — es mochte Sommer oder Winter, schönes oder schlechtes Wetter sein — nach dem kleinen Tempel in des Vaters Garten. Anfangs erleichterten hier Thränenströme ihr armes, betrogenes und doch mit rührender Treue an dem Geliebten hängendes Herz; als aber wieder Monate verstrichen, ohne daß der theuere Mann zurückgekommen, da versiegten die Thränen und die Unglückliche saß nur still und stumm, die Augen nach der Landstraße gerichtet und harrte auf ihren Bräutigam.

Und immer mehr und mehr versank die Außenwelt in dem Gedächtnisse der Armen, bis endlich ihrem Geiste nur noch ein einziger Gedanke blieb, der Gedanke: er wird, er muß wiederkommen — er hat es ja bei unserer Liebe geschworen — und in dem Tempelchen sollst du ihn erwarten!

Und Juliane erwartete ihn zehn Jahre lang allabendlich in dem Tempel in ihres Vaters Garten. Sie that am Tage mechanisch ihre Pflicht, aber sie war sonst der Welt völlig abgestorben. Die Eltern sanken in die Gruft: sie weinte nicht, denn der eine Schmerz und der eine Kummer hatte alle anderen Schmerzen, allen anderen Kummer übertäubt. Es schien aus zu sein mit ihrer Verstandeskraft und der sieche Körper welkte sichtlich dem Grabe zu.

Da versuchte es ihr Bruder, der unterdessen Prediger in Berlin geworden war, und dem das Unglück der geliebten Schwester fast das Herz abdrückte, noch einmal, sie zu retten, nachdem er sich mit einem bekannten Arzte über die Art, wie dies einzig möglich sei, verständigt hatte. Freilich machte ihm diese Art selbst sehr viel zu schaffen, denn es konnte nur vermittelst eines kleinen frommen Betruges geschehen, und daß er einen solchen begehen sollte, war ihm entsetzlich.

Löffler schwankte lange; als er aber bei einem Besuche in Saalfeld die Arme gesehen, wie sie nur noch von der Hoffnung lebte, der Geliebte werde endlich doch wiederkommen und sie als glückliche Braut heimführen — während er längst in Hamburg an die Tochter eines reichen Handelsherrn verheirathet war — da siegte seine Liebe zur Schwester und sein Mitleid mit der Armen und er brachte ihr die Nachricht von dem Tode ihres Bräutigams bei. Inliane achtete im Anfange in ihrer

vollkommenen Stumpfheit nicht darauf; als aber der Bruder das bereits halbverfallene Tempelchen im väterlichen Garten in einer Nacht heimlich wegnehmen ließ, so daß es Juliane an dem kommenden Abend vergeblich suchte, so irritirte dies ihren Geist so sehr, daß, wenigstens für Augenblicke, die Stumpfheit schwand. Der Bruder aber, der von dem Arzte auf diese Momente hingewiesen war, benutzte sie, um der Leidenden die Ueberzeugung von dem Tode des so heiß geliebten Mannes beizubringen.

Und siehe da, es gelang! Mit dem Tempel war ihrem geschwächten Geiste der letzte Anhaltspunkt geschwunden. Schmerz hatte sie keinen mehr, auch fehlte ihrer Seele dazu die Energie. Sie sprach nichts, sie saß nur still da oder folgte jetzt willig Allem, was ihr Bruder mit ihr machte. Dieser aber nahm sie sofort nach Berlin zu sich.

Was der Arzt vorausgesagt, geschah! Die veränderte Luft und Lebensweise wirkten günstig auf Julianen ein; die unendliche Liebe und Sorgfalt aber, mit welcher sie der Bruder behandelte, gab gleichsam ihrem Geiste nach und nach wieder etwas Gefühl. Welt und Leben dämmerten neuerdings für sie, bis sie nach längerer Zeit wie ein Kind zum allmäligen Erwachen kam. Zur Freude des Bruders trat nun nach und nach auch wieder das Selbstbewußtsein ein und führte sämmtliche geistige Fähig-

keiten zurück — nur die Erinnerung an das, was geschehen, blieb aus.

So kam es, daß Juliane bald, wie zum zweitenmale geboren, in der Welt stand; — in der Welt, die jetzt aber für sie nur ihr kleines Hauswesen und ihr Bruder ausmachte. Ihre ganze Hingebung galt nun ihm; so wie dieser — gleichsam um den einzigen Betrug, den er jemals begangen, hundertfach gut zu machen — sie mit Liebe überschüttete.

Etwas ganz eigenthümlich Verschleiertes blieb freilich über ihrem ganzen Wesen und Sein; aber die Herzensgüte, die Milde, die namenlose Aufmerksamkeit und zarte Sorgfalt, die sie ihrem Bruder und allen Denjenigen entgegentrug, die mit der Zeit des Bruders Hauswesen vergrößerten, machte sie in der That zu der Seele dieses Hauses und zu einer jetzt, trotz ihrem Alter' wahrhaft liebenswürdigen Erscheinung.

Und zu diesen Wenigen, die des Professors Hauswesen um jene Zeit erweiterten, gehörten auch Alexander von Humboldt, sein Bruder und Kunth, die ja, wie wir wissen, für die Dauer ihres Aufenthaltes an der Hochschule zu Frankfurt an der Oder, zu Professor Löffler gezogen waren. Hier bewohnten sie das obere, ganz für sie eingerichtete Stockwerk jenes alterthümlichen Hauses und bildeten geradezu mit dem Professor und seiner Schwester eine einzige Familie.

Besser aber hätten sie es auch nicht finden können, und während sich der rohere Theil der Studentenschaft über den kleinen Professor und die „Schleiereule" lustig machten, genossen die jungen Humboldt's in den Stunden, welche ihnen ihr eifriges Studium frei ließ, das schönste, gemüthvollste häusliche Leben.

So stand es in dem Hause des Professor Löffler.

Akademisches Leben.

In der Studentenkneipe zum „tollen Häring“ ging es wild und wüste zu; aber es war ja auch der renommirteste Versammlungsplatz, der die Hochschule zu Frankfurt an der Oder besuchenden akademischen Jugend.

Die Kneipe selbst, in einer Nebenstraße gelegen, bestand aus einem langen, nicht sehr breiten und dabei niederen Zimmer, durch dessen kleine, altmodische Fenster eben kein überflüssiges Tageslicht fiel. Wände und Decke, wohl seit einem halben Jahrhundert weder gereinigt noch geweißt, hatten von dem, Tag und Nacht hier qualmenden Tabaksdampfe, einen vollständig dunkelbraunen, sich in das Schwarze verlaufenden Ueberzug erhalten.

An den Wänden freilich bemerkte man dies wenig, denn sie waren fast durchweg mit Insignien, Emblemen, Symbolen, gekreuzten Hiebern, Räthselzeichen, ungeheueren Trinkhörnern und Bildern bedeckt, von welch' letzteren gerade nicht sehr viele geeignet waren, vor keuschen Au-

gen Gnade zu finden. Auch Paukereien waren dabei zahlreich vertreten. In der Mitte der Hauptwand aber war ein großes, ehemals weißes, von Epheuranken umwundenes Schild angebracht auf dem in hieroglyphischer Abkürzung der Wahlspruch der hier kneipenden Landsmannschaft stand:

V. V. A.

V. A.

V. A. F. H.

Was so viel heißen wollte, als:

„Vivat vera amicitia“ und „Vivat amicitia fructus honoris.“ „Es lebe die wahre Freundschaft“ und „Es lebe die Freundschaft, die Frucht der Ehre.“

Sonst standen in der Kneipe zwei lange Reihen Tische aus Eichenholz, von zahllosen eingeschnittenen Namen, Buchstaben und Herzen durchfurcht; um die Tische standen Stühle aus gleichem Holze. Auf diesen Stühlen aber saßen fast ebensoviel junge kräftige Männer, als riesige Hunde unter den Tischen lagen. Es waren zumeist wild aussehende Burschen. Viele hatten die Röcke abgeworfen und saßen nun, die Brust weit entblößt, die Mützen mit den Farben der Landsmannschaft schief auf den mit langen verwilderten Haaren bedeckten Häuptern, die gespornten Kanonenstiefel auf Stühle oder Stuhllehnen gelegt, trinkend und rauchend da. Die mit dicken Quasten in den Farben der Landsmannschaft gezierten Pfeifen hatten natürlich eine un-

mäßige Länge; die dampfenden, Wolken sprühenden Porzelanköpfe aber waren mitunter schön gemalt und zeigten Wappen, Pauk-Erinnerungen und akademische Hieroglyphen. Auf der Rückseite stand zumeist N. N. seinem N. N.; oder auch ganze Reihen von Namen, die irgend eine Paukerei verewigen sollten.

Ueberall glänzten frische, lebenslustige Gesichter, theilweise von feinem Schnitt, und durchgeistigtem Ausdruck; aber auch sehr viele mit rohen, wahrhaft gemeinen Zügen; andere traten dem Beschauer, entgegen deren Jugendblüthe sichtlich in einem übertriebenen, unvernünftigen Haschen nach Ausbeutung der Jugendfreuden untergegangen war: „flotte Bursche," wie man sie nannte; oft aber ausgebrannte Vulkane, verkohlte Herzen und jugendliche Greise.

Wo man dabei hinsah gab es Erinnerungen an Schlägereien. Der Eine hatte ein Pflaster über den Augen; ein Anderer trug, so lustig er war, den Arm in einer Binde; wieder Einer war mit einem Pflaster über Stirne und Wangen versehen. So saß man im Vollgenuß des edlen Gerstensaftes und des noch süßeren Nichtsthuens und kneipte und scherzte und lachte und renomirte, daß die Wände sich bogen, während die Hunde unter dem Tische knurrten und alle fünf Minuten in wüthenden Beißereien losbrachen, die erst die Veranlassung zu tollem Lachen, dann aber zu gehörigen Hieben mit der Hetzpeitsche gaben.

Durch dies Bellen und Heulen der Hunde, durch dies Schreien, Lachen und Scherzen einer übermüthigen Jugend hindurch, ertönte jetzt aber auch noch aus dem hinteren Theile der Kneipe in mächtigem Chore das alte Studentenlied; Gaudeamus igitur. Es waren zumeist rauhe und wilde Stimmen, die da sangen und übermüthig klang es durch den langen und niederen Raum:

Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus
Post jucundam juventutem,
Post molestam senectutem,
Nos habebit humus!

Ubi sunt qui ante nos
In mundo fuere?
Vadite ad superos,
Transite ad inferos,
Ubi jam fuere.

Vita nostra brevis est,
Brevi finietur.
Venit mors velociter,
Rapit nos atrociter,
Nemini parcetur.

Vivat academia!
Vivant professores!
Vivat membrum quodlibet!
Vivat membra quaelibet!
Semper sint in flores!

Vivant omnes virgines,
Faciles, formosae!
Vivant et mulieres,
Tenerae, amabiles
Et laboriosae.

Vivat et respublica!
Et qui illam regit!
Vivat nostra civitas!
Maecenatum caritas,
Que nos hic protegit.

Pereat tristitia!
Pereant osores!
Pereat Diabolus!
Quivis antiburschius
Atque irrisores!

Noch schallten diese Töne durch die offenstehenden Fenster der Kneipe, als vier junge, ebenfalls in die damals übliche Studententracht gekleidete Männer der Straße herab kamen und auf den „tollen Häring" zugingen. Der erste Blick mußte übrigens den Beschauer überzeugen, daß drei von denselben noch Neulinge im akademischen Leben, sogenannte „Füchse", waren; auch zeigten ihre feinere und anständigere Kleidung, sowie ihre Züge und ihr Benehmen eine nicht gewöhnliche Abkunft.

Es waren: der junge Freiherr Alexander von Humboldt und die beiden jungen Grafen von Arnim und von Dohna-Schlobitten, ihnen zur

Seite ging ein etwas älterer Student Adrian von Beeskow.

Alexander von Humboldt und seinen Jugendfreund, den Grafen Arnim, kennen wir schon als feine, gebildete Leute; die beiden Uebrigen waren dies auch, nur daß Beeskow durch sein sichereres Auftreten und gewürfelteres Wesen bewies, daß er bereits seit zwei Semestern mit dem Studentenleben vertraut sei.

Eigentlich hatte Adrian von Beeskow ursprünglich seinem angeborenen, nicht unbedeutenden Talente im Zeichnen und Malen folgen wollen, es in der That auch, so jung er war, schon zu recht Tüchtigem gebracht, als er sich, durch den Wunsch seiner Eltern umstimmen ließ und dem Studium der Rechtswissenschaft zuwandte.

Beeskow war dabei der älteste der Freunde und zählte jetzt gerade zweiundzwanzig Jahre.

Der junge Graf Hugo zu Dohna-Schlobitten schloß sich übrigens würdig an Humboldt und Arnim an. Es war ein schöner, schlanker Jüngling mit blauen Augen und blonden Haaren, die sich leicht und gefällig in natürlicher Kräuselung um sein Haupt legten. Jugendfrische thronte auf seinen Wangen, die, gleich der Oberlippe, nur von einem leichten blonden Flaumbarte gesäumt waren. Seine Züge zeigten ein edles Gepräge, nicht frei von aristokratischem Stolz; während eine gewisse Zurückhaltung und Kälte seine ganze Erscheinung charakterisirte. Die Haltung war die eines geborenen Weltmannes;

Bewegung und Auftreten zeigten durch ihre spielende Sicherheit, das angeborene Bewußtsein einer bevorrechteten Stellung. Er ging schweigsam neben den Anderen her, während Beeskow, der Arnim unter den Arm genommen hatte, seine drei Gefährten auf den ersten Besuch der renomirten Studentenkneipe zum „tollen Häring“ vorbereitete.

Die jungen Leute schienen indessen diesem ersten Besuche gerade nicht mit allzugroßen und allzufreudigen Erwartungen entgegen zugehen; unstreitig weil sie schon — während ihrem doch erst kurzen Aufenthalte an der hiesigen Hochschule — zur Genüge bemerkt hatten, welch' rohes und wüstes Treiben hier im Ganzen herrschte. Daß sich dies wüste und rohe Wesen auf einer Kneipe noch steigern werde, war für sie ein sehr naheliegender logischer Schluß, und das Gebrüll, das ihnen schon von fernher entgegentönte, war eben nicht geeignet, ihre Ansicht darüber abzuschwächen.

Dohna hatte daher die stolze Stirne in finstere Falten gelegt, während Alexander von Humboldt mit der ihm eigenen, unter allen Verhältnissen gleich freundlichen Ruhe sich in dies Vertrautwerden mit dem damaligen Studentenwesen fügte; indem er sich zu gleicher Zeit im Stillen vorbehielt, zu prüfen, um sich dann, nach eigener Ueberzeugung, entweder der Landsmannschaft anzuschließen, oder seinen eigenen Weg mit den Freunden zu gehen.

„Vor allen Dingen!“ — sagte Humboldt jetzt, indem

er sich an Beeskow wandte — „erklären Sie mir doch einmal, lieber Freund, warum wir und alle Neulinge auf der Universität „Füchse" heißen?"

„Fuchs!" — entgegnete Beeskow mit einer Wichtigkeit über die Dohna spöttelnd die Nase rümpfte — ist, wie Sie wissen, der erste Altersgrad auf der Universität. Es haben sich nämlich, seit Entstehung der Hochschulen förmliche Altersklassen im akademischen Leben gebildet, jede einzelne mit studentischen Rechten. Dies ist der sogenannte Penalismus, von Penna, die Feder, oder Pennal, die Federbüchse. Pennal, Federbursche, Fuchs heißt daher jeder von der Schule kommende Neustudent; aus dem „Schulfuchs" wird dann, durch das erste Semester, ein „grasser Fuchs," und aus dem grassen Fuchs im zweiten Semester „ein Brandfuchs."

„Ja, das weiß ich wohl!" — sagte hier Alexander; — „aber ich möchte erfahren, woher denn eigentlich die sonderbare Bezeichnung selbst kommt?"

„Diese sonderbare Bezeichnung" — versetzte Beeskow — „kommt von einem sonderbaren Männchen, von einem gewissen Jenaischen Magister, einem der ersten Professoren jener Universität, der noch unter dem Sohne des Begründers der besagten Hochschule, unter Herzog Friedrich Wilhelm lebte und Brysomann hieß."

„Aber auf welche Weise?"

„Brysomann war Schulrector von Naumburg, ein stocksteifes und pedantisches Männlein, und trug Winters

und Sommers ein Mäntelchen mit Fuchspelz verbrämt. Da er nun von einer Schule nach Jena zum Universitäts-Professor der griechischen Sprache und Literatur berufen wurde, so erweckte dies den Zorn der schon angestellten Professoren, die ihn nun von seiner früheren Stellung und seiner absonderlichen Tracht, den Schulfuchs nannten. Von den Professoren ging der Spottname zu den Studenten über und von jener Zeit an heißt Jeder so, der von der Schule zur Universität kommt."

„Das ist ganz interessant!" — sagte Humboldt. — „Man muß von allen Dingen den Urgrund zu erspähen wissen. Aber lieber Beeskow, Sie sprachen eben auch von Rechten, die jeder Altersklasse der Studirenden zukommen. Was sind das für Rechte und natürlich auch Pflichten. Niemand kann sich binden, ehe er beide kennt und gegen einander genau abgewogen hat."

„O!" — rief Beeskow — „diese Rechte und Pflichten wiegen moralisch nicht so schwer, als Sie wohl glauben."

„Aber ich möchte sie doch kennen."

„Nun!" — fuhr Beeskow lachend fort — „die Professorenbursche und bemoosten Häupter haben z. B. bei uns das Recht in Kirchen und Kollegien Hunde mitzubringen und Niemand darf einen solchen Hund beleidigen, denn sonst hat er Scandal mit dessen Herrn und kann sich mit ihm pauken. Diese Hunde — Sie werden sogleich eine Menge derselben sehen — haben Halsbänder auf welchen die Buchstaben P. B. H. stehen."

„Und was soll dies heißen?"

„Professoren-Burschen-Hund."

„Und die Anderen? — frug Graf Dohna mit wegwerfender Gebärde.

„Die Bürgerburschen ...."

„Wer ist das?"

„Das sind die Studenten zweiten Ranges."

„Nun?"

„Die dürfen keine Hunde mit in die Kirchen und Collegien nehmen."

„Und das sind die Rechte der Altersgrade hier auf der Universität?" — frug Dohna mit stolz verächtlichem Tone.

„Ja!" — entgegnete Beeskow. — „Es liegt freilich darin eben so viel Roheit, als ....."

„Aberwitzige, verstandlose Dummheit!" — ergänzte Humboldt.

„Allerdings!" — versetzte Beeskow. — „Aber dergleichen verstandlose Dummheiten bestehen leider noch in Menge."

Die vier jungen Leute waren unterdessen der Kneipe nahe gekommen und traten jetzt unter Vorangang Beeskow's ein. Aber schon der erste Eindruck machte Humboldt, Arnim und Dohna stutzig, zumal ein flotter Studio eben auf einem Tische stand, und, den überschäumenden Bierkrug in der einen, die lange Tabakspfeife in der anderen Hand haltend, mit einem entsetzlichen Bierbasse

das folgende, aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende Studentenlied sang, zu dem sämmtliche Anwesenden den Chorus brüllten.

Das Lied aber lautete:

In dulci jubilo,
Nun singet und seid froh,
Unsres Herzens Wonne
Latet in poculo,
Gezapfet aus der Tonne
Pro hoc convivio,
Nunc, nunc bibite!
Nunc, nunc bibite!

O crater parvule,
Nach dir thut mir so weh,
Erfreue mein Gemüthe,
O potus optime,
Durch deines Weines Güte,
Et vos concinite,
Vivant socii!
Vivant socii!

O vini caritas,
O Bacchi lenitas,
Wir haben's Geld vertrunken
Per multa pocula,
Doch haben wir zu hoffen
Nummorum gaudia,
Eia, wär'n sie da!
Eia, wär'n sie da!

Ubi sunt gaudia?
Nirgends mehr denn da,

Wo die Burschen singen
Selecta cantica,
Und die Gläser klingen
In villae curia;
Eia, wär'n sie da!
Eia, wär'n sie da!

Als dies geistreiche Lied zu Ende war, nahm ein wildaussehender Bursche — sicher ein „Bemoostes Haupt" von zehn bis zwölf Semestern — den vor ihm liegenden Schläger und hieb damit so furchtbar auf den Tisch, daß alle Gläser und Kannen klirrend in die Höhe fuhren und selbst die neu Eingetretenen erschracken.

„Holla! ho!" — rief er dabei. — „Aufgepaßt, Commilitonen!" — Dann wandte er sich an Beeskow und frug: — „Heda! Bruder Studio! wen bringst Du auf die ehrenwerthe Kneipe zum „tollen Häring"? — Sind das etwa neuangekommene Füchse?"

„Ja, Senior!" — entgegnete der Angeredete — „und ich war eben im Begriff, sie dem würdigen Senior der Landsmannschaft vorzustellen. Es sind der junge Freiherr von Humboldt und die Grafen Dohna und Arnim."

„Was Freiherr und Grafen!" — rief der Senior mit finsterer Stimme. — „Als flotte Bursche sollen sie uns willkommen sein. Sonstige Titel und Rangstufen aber erkennt die freie Studentenschaft nicht an. Die Matrikel ist der Adelsbrief, der hier Alle gleich macht!"

„Wir kommen als Menschen," — sagte Alexander von Humboldt — „und denken solche hier zu finden."

„Ein gutes Wort zur rechten Zeit!" — rief der Senior, in Ton und Weise eines echten Renomisten. — „So hör' ich die Füchse gern pfeifen. Fort hier mit dem verdammten Philisterthum! Schüttelt seinen lästigen Staub von den Flügeln Eurer Psyche und erfrischt Euch das Herz in dem Hauche der Freiheit. Jetzt freilich seid ihr noch Füchse; aber Euere Seele wird groß werden an dem Beispiel, das wir Euch geben. Hier sind lauter klassische Kerls, antike Charaktere; Männer, wie aus der alten Heldenzeit, wo noch die Waffenbrüder ihr Blut tranken, um ganz Eines mit einander zu werden. Bei uns freilich thut es, statt des Blutes, das Bier. Wenn Ihr dagegen einmal so viel Blut mit dem Schläger abgezapft, wie unser eines, und Eueren Stiefel trinkt, bis Alle unter dem Tische liegen, dann wird Euch hier das rechte Licht aufgehen und auslachen werdet Ihr die Narren, die sich in diesem Leben athemlos laufen nach den Traum- und Schattenbildern bürgerlicher Weisheit und menschlichen Ruhmes!" — und der Senior schlug abermals, und ehe einer der drei jungen Leute etwas erwidern konnte, mit seinem Schläger auf den Tisch und rief: — „Fax!"

Sogleich eilte der Diener mit vier mächtigen, bis an den Rand gefüllten Humpen herbei, und setzte sie vor die Neuangekommenen, die noch immer hinter dem Tische standen.

„Commilitonen!" — rief der Senior jetzt, — „laßt uns die Füchse willkommen heißen!"

Sogleich füllten sich alle Kannen, Gläser und Humpen, und das edle Haupt der Landsmannschaft fing folgendes Lied zu singen an, bei dem er und alle Anwesenden den darin bezeichneten Bewegungen mit Glas und Hand folgten.

Ich nehm mein Gläschen in die Hand,
Vive la compagneia!
Und fahr damit in's Unterland,
Vive la compagneia!
Vive la, vive la, vive la, va.
Vive la, vive la, hopsasa.
Vive la compagneia.

Ich nehm' mein Gläschen wieder hervor,
Vive la compagneia.
Und halt's an's recht' und linke Ohr,
Vive la compagneia!
Vive la, vive la, vive la, va,
Vive la, vive la, hopsasa!
Vive la compagneia!

Ich setz' mein Gläschen an den Mund,
Vive la compagneia!
Und leer es aus bis auf den Grund,
Vive la compagneia!
Vive la, vive la, vive la, va,
Vive la, vive la, hopsasa!
Vive la compagneia!

Dem Gläschen ist sein Recht geschehen,
Vive la compagneia!

Was oben ist muß unten stehen,
Vive la compagneia!
Vive la, vive la, vive la, va,
Vive la, vive la, hopsasa!
Vive la compagneia!

Das Gläschen muß nun wandern,
Vive la compagneia!
Von einem Freund zum andern,
Vive la compagneia!
Vive la, vive la, vive la, va,
Vive la, vive la, hopsasa!
Vive la compagneia!

Versteht sich, daß bei dem dritten Verse jeder seinen Humpen bis auf den letzten Tropfen leerte, und da das Lied von Munde zu Munde ging, so hörte das Einschenken und Austrinken gar nicht mehr auf.

Humboldt, Dohna und Arnim hatten — auf Beeskow's Zuflüstern — den Scherz die ersten Zweimale mitgemacht: aber da schon erschien ihnen die Sache abgeschmackt, und — was das Austrinken der Gläser auf einen Zug betraf — unwürdig. Sie verhielten sich daher von da an passive, was ihnen indessen ein ungeheures Hohngelächter eintrug. Dohna wäre sogar beinahe dagegen aufgefahren, wenn ihn Alexander nicht durch einen leisen Druck auf den Arm zurückgehalten hätte.

War es aber auch Dohna und seinen Freunden übel zu nehmen, wenn sie keinen Geschmack an diesem Wesen fanden? Es war eben jener wilde, rohe und unbändige

Geist, der sich bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts auf den Universitäten Deutschlands breit machte, und dem gerade Alexander von Humboldt mit seinen Jugendgenossen zuerst entgegentrat. Führte doch das Schicksal unseren Freund gewissermaßen hier seiner ersten großen That entgegen, die, wenn auch wenig von der Welt bemerkt, von unberechenbar segensreichen Folgen war. Die Idee der Freiheit hatte dem deutschen Volke von jeher Kraft gegeben; sie auch war es, die, schon von Anfang an, Lebensfülle in alle Adern des akademischen Lebens goß. Diese Kraftfülle und der frohe Lebensmuth der studirenden Jugend drängte aber auch zu Lustbarkeiten, zu Gelagen, zu Tänzen, Fackelzügen, Gugelfuhren, und vor allen Dingen auf den Fechtboden. Der dreißigjährige Krieg nährte dann den wilden kriegerischen Sinn.

Die wunderlichen, zum Theil abenteuerlichen Formen des damaligen Heerwesens blieben nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Hochschulen, und der „Landsknecht-Geist“, der in den Feldlagern seßhaft gewesen, spuckte noch lange, ja bis zum Anfange unseres Jahrhunderts in Art und Sitte und wildem, unbändigem Gebahren, auf den deutschen Universitäten. Ihn zu bannen, war unserem Helden aufbewahrt, ihn zu verklären, wurde die schöne Aufgabe der Freiheitskriege.

Glücklicherweise war mit dem vorhin erwähnten Rundgesang und „Antrunk“ die Bewillkommnung der drei

Füchse auf der Landsmannschafts-Kneipe zum „tollen Häring" beendet; so daß diese nun — nachdem der Senior noch einmal mit seinem Schläger auf den Tisch gehauen und sein „Colloquium!" gerufen, oder besser gesagt „gebrüllt" hatte — sich selbst überlassen waren.

Der junge Graf Dohna wäre gern jetzt gleich wieder weggegangen, Alexander von Humboldt aber, der wenigstens eine klare Anschauung von diesem Leben mit nach Hause nehmen wollte, bewog ihn zu bleiben. Den angedeuteten Zweck im Auge behaltend, wandte sich denn auch Alexander an seinen Nachbar und knüpfte mit diesem ein Gespräch über das Treiben der Landsmannschäftler an.

„Nun!" — rief dieser jetzt, indem er durch die Schwere seiner Zunge beurkundete, daß er etwas angetrunken sei, — „Sie finden hier lauter vortreffliche und fidele Häuser und ein Leben, wie im Olymp! Pauken, Saufen und Amourschaften alle Tage!

„Und die Collegien?" — warf Alexander ein.

„Was Collegien!" — rief der andere roh lachend. — „Das Bierglas ist das beste Compendium und der „tolle Häring" die schönste Aula."

„Aber wie steht es da mit dem Studiren und den Zeugnissen, die doch Jeder aufweisen muß?"

„Na!" — rief jener, ungeheuere Dampfwolken aus seiner langen Pfeife emporwirbelnd. — „Man sieht, daß Sie noch ein Fuchs sind und eben erst in den Bau schauen! Studiren! damit fängt man im siebten Se-

mester an; und Zeugnisse? . . . . Wir fidelen Häuser lachen darüber und wissen, daß, wenn wir auch das ganze Semester hindurch nicht ein einzigesmal in den Collegien waren, am Schlusse des Semesters aber die Collegiengelder bringen, wir ganz sicher das Zeugniß erhalten, daß wir viri humanissimi, mit ausgezeichnetem Fleiß die Vorlesungen besucht haben und Professor legens schreibt seinen Namen und sein P. P. O. darunter."

„Unmöglich!" — rief Alexander. — „Der Professor selbst . . . . . !"

„Nimmt sein Geld . . . . . und mehr verlangt er nicht!"

„Aber die Ehre der Wissenschaft? das Wohl der ihm anvertrauten Schüler?"

„Bah!" — rief der Bruder Studio und goß auf's Neue ein Glas Bier hinunter. — „Was kümmern sich die Professoren darum. Wenn sie nur ihr Schäfchen in's Trockene bringen."

„Und die Studirenden?"

„Nicht die Hälfte der Dissertationen schreiben die Promovirenden selbst!"

„Aber, um Gottes Willen, für was geht man denn auf eine Universität?"

„Pro primo!" — rief der Bruder Studio unter ungeheuerem Lachen — „um sein Jugendleben zu genießen und pro secundo: um als Philister irgendwo unterzukriechen."

Und er lehnte sich weit auf seinem Stuhle zurück, legte die Beine mit den mächtigen bespornten Stiefeln auf den Tisch, schaukelte dabei gemüthlich hin und her und sang, daß die Wände bebten:

„Ça, ça, geschmauset!
Laßt uns nicht rappelköpfisch sein!
Wer nicht mit hauset,
Der bleib' daheim!"

Und donnernd fiel der ganze Studentenchor ein:

Edite, bibite collegiales,
Post multa saecula pocula nulla!

Und die Gläser klangen, daß es eine Lust war, und ganze Ströme Bieres gingen ihrer Vernichtung entgegen. Der Bruder Studio aber sang weiter und bei dem Schlusse jeden Verses fiel der Chor jubelnd ein:

Der Herr Professor
Liest heut kein Collegium;
Darum ist's besser
Wir trinken ein's rum.
Edite, bibite collegiales,
Post multa saecula pocula nulla!

Auf! auf! ihr Brüder,
Erhebt den Bachus auf den Thron,
Und setzt euch nieder!
Wir trinken schon.
Edite, bibite collegiales,
Post multa saecula pocula nulla!

So lebt man immer,
So lang der junge Lenz uns winkt,
Und Jugendschimmer
Die Wangen schminkt!
Edite, bibite collegiales,
Post multa saecula pocula nulla!

Knaster, den gelben,
Hat uns Apollo präparirt
Und uns denselben
Recommandirt.
Edite, bibite collegiales,
Post multa saecula pocula nulla!

Hat nun ein Jeder
Sein Pfeifchen Knaster angebrannt,
So nehm' er wieder
Sein Glas zur Hand!
Edite, bibite collegiales,
Post multa saecula pocula nulla!

Schiebt das Vergnügen
Nicht bis zum Ehestand hinaus,
Beim Kinderwiegen
Kommt nichts heraus!
Edite, bibite collegiales,
Post multa saecula pocula nulla!

So lebt man lustig,
Weil's flotter Bursche noch heißt,
Bis daß man rüstig
Ad patres reist.
Edite, bibite collegiales,
Post multa saecula pocula nulla!

Bis daß mein Hieber
Vom corpus juris wird besiegt,
So lang', ihr Brüder,
Leb' ich vergnügt.
Edite, bibite collegiales,
Post multa saecula pocula nulla!

Denkt oft, ihr Brüder,
An unsere Jugendfröhlichkeit,
Sie kehrt nicht wieder,
Die goldene Zeit!
Edite, bibite collegiales!
Post multa saecula pocula nulla!

Aber noch war der letzte Vers nicht verklungen, als einer der anwesenden Studenten seine Kameraden durch ein „Hallo!" und ein eifriges Winken an die Fenster rief.

Alles stürzte natürlich hin und auch Alexander, Beeskow und die Freunde sahen hinaus. Es lohnte sich aber auch der Mühe, an das Fenster zu treten, denn eben ging eine Mädchengestalt vorüber, deren Erscheinung man wirklich reizend nennen mußte.

Es war eine schöne, zarte und schlanke Gestalt, von zauberhaftem an die griechische Antike erinnernden Formen. Das Gesichtchen bildete ein vollendetes Oval; der Teint war äußerst zart und weiß; dennoch lag ein leiser Anflug von Röthe auf den Wangen. Von den Augen, die sie bescheiden und jetzt — über das aus dem Fenster fahren so vieler Studentenköpfe — verwirrt niederschlug, konnte man natürlich nichts bemerken; dage-

gen erschien der Mund so klein und süß, daß er unwillkürlich zum küssen einlud.

Alexander war überrascht, Beeskow erglühte; aber beide, sowie Dohna und Arnim, erfaßte ein gerechter Zorn, als jetzt das ganze Heer der Studenten in laute Acclamationen und Freudenbezeichungen ausbrach.

Das Mädchen, dessen Anzug und Bewegungen Anstand und Sitte verriethen, ward über und über roth und beflügelte in der äußersten Verlegenheit seine Schritte. Beeskow war zornig aufgefahren; da jetzt aber auch noch der Bruder Studio, der sich eben mit Humboldt unterhalten, der Davoneilenden beleidigende Artigkeiten nachrief, stürzte ihm Beeskow „einen dummen Jungen.“ Damit war zur allgemeinen Freude eine Paukerei contrahirt, die denn, der dortigen Sitte gemäß, sofort auf dem an die Kneipstube anstoßenden Fechtboden abgemacht werden mußte.

Der Bruder Studio war ein „forscher Bursche;“ aber auch Beeskow war als guter Schläger bekannt, und so stand ein Haupt-Ulk bevor. Alles strömte nun durch die Seitenthüre dem Fechtsaale zu. Scharfe Schläger waren bei der Hand, die Secundanten sofort gewählt und somit alles zur commentmäßigen Paukerei bereit. Die Mensur wurde nun abgemessen und die Duellanten warfen sich in Paukwichs.

Da blitzten die blanken Klingen und zwischen ihrem Klirren hörte man — nach des „Unpartheiischen“ Silen-

tium und bei der allgemeinen athemlosen Stille mit welcher alle Anwesenden den Fechtenden folgten — fast den Schlag der Herzen. Es war in der That schön mit anzusehen, wie die beiden kräftigen Jünglinge ihre Gewandtheit im Waffenführen gegenseitig entwickelten. Jeder hatte dabei den Blick auf des Anderen Brust gerichtet, um mit scharfem Auge jede Blöße zu erspähen, die benutzt werden könnte. So waren bereits mehrere Gänge gemacht, ohne daß eine Verwundung erfolgt wäre, als dem Gegner Beeskow's plötzlich ein halblauter Schrei entfuhr und sein Gesicht über und über mit Blut bedeckt erschien. Er hatte eine breit-klaffende Wunde über Stirne, Nasenwurzel und rechte Wange empfangen, an deren völlige Vernarbung wohl niemals gedacht werden konnte.

Als Alexander, Dohna, Arnim und Beeskow etwas später die Kneipe zum „tollen Häring" verlassen hatten und sich, ziemlich mißstimmt, nach Hause begaben, sagte der junge Humboldt zu Beeskow:

„Aber, lieber Freund, erklären Sie mir nun einmal ehrlich, ist das, was wir eben gesehen haben, das so viel gepriesene Studentenleben?"

„Leider muß ich Ihnen die Frage mit Ja! beantworten!" — entgegnete der Angeredete. — „Eine furchtbare Rohheit und Wildheit hat in unseren Tagen den Sieg über jedes edlere Element auf den Universitäten davon getragen."

„Damit stimme ich vollkommen überein!“ — sagte Dohna — „denn was wir bis jetzt hier sahen, war ein Kneipenleben ...... aber kein akademisches!“

„Das ich, bei Gott, nicht mitmachen möchte!“ — versetzte Arnim.

„Und ich dachte mir es so schön!“ — fuhr der junge Humboldt mit dem Ausdrucke tiefen Bedauerns fort. — „Das Studentenleben galt mir als die Blüthe des künftigen Bürgerlebens .....“

„Und ist dies auch!“ — fiel Dohna finster ein. — „Wenn aber die Blüthe taub ist, kann das eine Frucht geben?“

„Ein gewisser jugendlicher Uebermuth muß immer auf den Universitäten herrschen!“ — sagte jetzt Beeskow vermittelnd, — „denn ein gebückter und gedrückter Student wird in Ewigkeit auch ein gebückter und sich bückender Staatsdiener bleiben, und wer die schöne Freiheit seiner Jugend kleinlichen Rücksichten opfern kann, der wird im Leben auch das Heiligste leicht zum Opfer bringen.“

„Das ist sehr wahr!“ — versetzte Humboldt — „aber zwischen Freiheit und Rohheit ist doch gewiß ein großer Unterschied. Niemand soll unter äußerer Feinheit eine sklavische Seele bergen. Unser jugendlicher Nacken soll sich stolz heben, unser Auge frei in die Welt schauen, die Lebenslust muß in der Jugend schäumen; aber wir dürfen als Musensöhne, doch wahrlich nicht vergessen, daß unser Hauptstreben der Wissenschaft gewidmet ist, und deren

Palme nur durch Fleiß und ein freies, ehrenhaftes Studententhum errungen werden kann."

„Ja!"— sagte Beeskow mit trüben Lächeln — „wenn man nur nicht unter Studentenehre so oft etwas ganz Falsches verstünde."

„Und was versteht man denn darunter?" — frug Dohna mit leichtem Spott.

„Jetzt und hier leider eine unbegrenzte Renomisterei!"— versetzte Beeskow. — „Der Forscheste, der beste Renomist und Pauker ist heutzutage bei den Landsmannschaften der Mann der Ehre!"

„Und der Ehre Wappen ist der Schläger!" — sagte Arnim.

„Allerdings!" — fuhr Beeskow fort. — „Es ist ja das Hauptmittel . . . . ."

„Zur Aufrechthaltung des studentischen Terrorismus!" — rief Dohna.

„Wenn auch das nicht, doch zur Aufrechthaltung des Comments und aller seiner Regeln und Gesetze!" — sagte Beeskow. — „Mit dem Schläger in der Hand schreibt der Student seine Verfassung, der Schläger wahrt und vertheidigt, was er Ehre nennt, rächt die verletzte . . . . ."

„Selbst wenn sie nur in der Einbildung verletzt ist!" — rief Arnim einfallend.

„Nun!" — sagte hier der junge Humboldt ruhig. — „Wir wollen das Kind nicht mit dem Bade ausschütten.

Mir deucht all diesem Wesen liegt etwas ganz Schönes zu Grunde: ein freisinnig-ritterliches Element. Man muß nur nicht den Geist über die Form verlieren. Und das scheint mir mit der Zeit bei den Landsmannschaften geschehen zu sein. Man muß suchen, es wieder dahin zu bringen, daß der alte Geist die Studentenschaft durchdringt, dann wird das Leben auf den Universitäten zu einer Läuterungsflamme, welche die Schlacken des Schlechten, des Rohen und Sinnlichen hinwegbrennt, und das lautere Gold des Wissens, der wahren Ehre, der Biederkeit und Treue um so schöner strahlen läßt. Die Rohheit weicht dann der Sitte, die Sitte adelt den Frohsinn, und der Frohsinn stählt das männliche Bewußtsein und das große herrliche Streben: zum Wohle seiner Mitmenschen immer mächtiger in die Tiefen der Wissenschaften einzudringen!"

„O! wie recht hat Alexander!" — rief hier der junge Arnim, indem er dem Freunde die Hand reichte und sie herzlich in der seinen drückte. — „So denke ich auch und Dohna und Beeskow werden derselben Meinung sein."

„So kann uns ja kein Gott daran hindern, nach diesen Ansichten zu leben!" — sagte Graf Dohna.

„Gewiß nicht!" — meinte Beeskow. — „Denn wenn ich auch seit dem letzten Semester Mitglied der Landsmannschaft bin, so mache ich doch ihr wüstes Treiben nur wenig mit."

„Freunde!" — fiel hier Humboldt ein, indem er

stehen blieb, gleich als feßle ihn ein wichtiger Gedanke an die Stelle des Bodens auf der er sich eben befand. — „Freunde! Wie wir, denken gewiß noch manche der hier Studirenden; — ich nenne nur, um ein Beispiel zu geben, meinen Bruder Wilhelm, der heute abgehalten war, uns zu begleiten. Wie wäre es, wenn wir uns enger aneinander schlössen und einen Studentenverein bildeten, der, durch ein gediegenes Wesen, durch Studienfleiß, Sitte und jene glückliche Jugendheiterkeit — die auch bei Vernunft und reinem Herzen bestehen kann — der eingerissenen Roheit ein Gegengewicht zu bieten vermöchte."

„Der Gedanke ist herrlich!" — rief Arnim.

„Aber gefährlich!" — sagte Beeskow — „das wird zu Reibereien und Spaltungen unter der hiesigen Studentenschaft führen."

„Desto besser!" — versetzte Alexander. — „Desto besser! Dann scheiden sich auch die edleren Elemente aus, und haben einen Kern, um den sie sich wie Krystalle ansetzen können. Uebrigens haben wir ja nicht nöthig sogleich mit unserer Vereinigung öffentlich aufzutreten. Ehe die Eiche dem Himmel entgegen wächst und den Stürmen zu trotzen vermag, muß sie erst in dem Schooße der Erde still und verborgen Wurzel schlagen. Machen wir es ebenso, und wenn unsere Vereinigung einmal erstarkt ist und wir selbst uns an ihr gehörig gekräftigt und herangebildet haben, dann mag auch die Zeit ge-

kommen sein, ihr eine segensreiche Bedeutung nach Außen hin zu geben."

„Vortrefflich!" — riefen Dohna und Arnim zugleich.

„Und wie soll die Vereinigung heißen? und wann begründen wir sie?" — frug Dohna.

„Laßt mich dies überlegen und mit Wilhelm besprechen!" — versetzte Humboldt. — „Wilhelm ist der Mann für so etwas."

„Gut denn!" — rief Arnim — „so scheiden wir hier."

„Recht!"

„Lebt wohl!"

„Auf Wiedersehen!"

Und die Jünglinge schüttelten sich die Hände und gingen ihren Wohnungen zu, nur Alexander blieb noch einen Augenblick stehen und rief:

„Beeskow!"

„Alexander?"

„Wer war das Mädchen, über welches heute der Streit anging, und die Ihr Schläger so gut vertheitigte?"

„Das war eine Engländerin."

„Eine Engländerin?"

„Ja! die aber mit ihrer Mutter schon seit einigen Jahren hier wohnt. Sie soll sehr gebildet sein und hübsch dichten."

„Kennen Sie sie näher?"

„Nur dem Namen nach."

„Und sie heißt?“

„Miß Cecily Morgan. Interessiren Sie sich für dieselbe?“

„Nein! Aber sie erschien mir so schön und so sittig, und ich bedauerte den Auftritt, den sie durch die Rohheit der Studenten erleben mußte, so sehr, daß ich mich gezwungen fühlte, nach ihr zu fragen.“

„Hüten Sie Ihr Herz, Humboldt!“ — rief Beeskow lachend, indem er sich zugleich zum gehen wandte. — „Es gibt hier viel schöne Augen; aber die von Miß Cecily sind doch die schönsten.“

Und er wandte sich rasch, um das Roth zu verbergen, das verrätherisch in seinem Gesichte aufschlug.

Miß Cecily Morgan.

Miß Cecily Morgan trat erhitzt in ihr Zimmer. Die Mutter sah ihre Tochter überrascht an, da sie dieselbe nicht so schnell zurückerwartet hatte und frug alsdann nach der Ursache dieser frühen Heimkehr und der auffallenden Erregtheit.

„Es ist eigentlich kindisch von mir!„ — entgegnete Cecily — „aber es scheint eine der weiblichen Schwächen zu sein, über die ich mich glaubte erhoben zu haben."

„Was ist kindisch und von welchen weiblichen Schwächen sprichst du?" — frug die Mutter.

„Die Sache ist ganz einfach!" — sagte die junge Dame, jetzt über sich selbst lächelnd, indem sie zugleich Hut und Schawl ablegte und ihre, an beiden Seiten des ovalen Gesichtchens lang herunterfallenden Locken von jenem Blond, wie es unter den alten Deutschen und noch heute unter den Engländern als Schönheit gilt, ordnete. — „Ich war, wie du weißt, im Begriff zu Professor Wekerlings zu gehen, die gestern die neue

Ausgabe von Shakespeare mit Dr. Johnson's herrlicher Vorrede erhalten haben. Clara schrieb mir: „Johnson's Vorrede ist des hohen Geistes, den er verherrlichen will, würdig.“ Es trieb mich nun unwiderstehlich, diese Schöpfung Johnson's kennen zu lernen. Und so eilte ich auf dem kürzesten Wege nach Wekerling's Haus.“

„Nun weiß ich schon was kommen wird!“ — sagte die Mutter mit verdüsterter Stirne, indem sie ihre Handarbeit in den Schooß sinken ließ. — „Du warst wieder so unvorsichtig und so in Gedanken verloren, daß du an der wüsten Studentenkneipe vorübergingst und da hat man dich beleidigt.“

„Ja und nein!“ — entgegnete Cecily, freundlich zu der Mutter tretend und ihren rechten Arm leise um den Nacken derselben legend. — „Ich ging dort vorüber, das ist wahr; aber beleidigt wurde ich nicht, nur etwas erschreckt. Diese Menschen können mich gar nicht beleidigen.“

„Du bist ein Mädchen.“

„Aber ich schmeichle mir: nicht unter die gewöhnlichen zu gehören.“

„Nun ja, du hast Talent, Geist und die leidige Ansicht: auch Deinesgleichen könnten so gut selbstständig durch die Welt gehen, wie Männer. Ich mag darüber heute nicht wieder streiten, wie schon so tausendmal. Aber ich wiederhole meine alte, wohlgemeinte, mütter-

liche Warnung: gib acht, Cecily, daß du darüber nicht noch recht unglücklich wirst.“

„Ich denke gerade im Gegentheil: mein gewiß schönes und edles Streben nach einer unser Geschlecht ehrenden geistigen und künstlerischen Ausbildung, so wie nach einer würdigen Selbstständigkeit und Freiheit, soll mir ein reiches, glückliches Leben bieten.“

„Die Menschen werden viel Anstoß daran nehmen!........ Eine Frau mag in künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung ihren Geist auf das Reichste entfalten; aber diese Bildung soll nie Selbstzweck sein. Die stille, häusliche, nicht die gelehrte Welt ist unsere Heimath.“

„Mögen mich die Menschen immerhin verkennen!“ — sagte Cecily. — „An Denjenigen, die dies thun, ist mir nicht's gelegen, und schließen sie mich aus ihren Cirkeln voll Unwahrheit, Heuchelei, Scheinheiligkeit und innerlicher Verdorbenheit aus, so bleibt mir eben das, was die Wenigsten unter ihnen haben: eine Heimath in dem Lande der Poesie und der Künste. Uebrigens“ — setzte hier Cecily mit einem leisen Vorwurfe gegen sich selbst hinzu — „bin ich noch lange nicht, was ich sein sollte. Als die rohen Bursche in Masse an die Fenster kamen und zu brüllen anfingen, verlor ich meinen ruhigen Halt, und statt ihnen den kalten Stolz einer freien Brittin entgegenzusetzen, überkam mich unwillkürlich jene alberne

mädchenhafte Scheu, über die ich, bei Anderen, schon so oft gespottet habe."

„Liebes Kind," — sagte die Mutter fast traurig — „nenne mir diese mädchenhafte Scheu nicht albern. Gott hat sie unserem Geschlechte als einen heiligen Schutzengel mitgegeben."

„Und ist mir die heilige Scheu, Unrecht zu thun, nicht geblieben?"

„O ja! aber was ist einem sogenannten freien Geiste Recht oder Unrecht?"

„Recht ist, was ich vor der Natur und meinem Gewissen verantworten kann."

„Und die Gesetze der Convenienz?"

„Sind nichts, als eine Lächerlichkeit, wenn sie der Natur und dem Gewissen widerstreiten."

Mistreß Morgan seufzte tief auf; Cecily aber trat vor ihre Staffeley und ordnete Pinsel und Farben indem sie ruhig fortfuhr: — „Sage mir einmal, Mütterchen, was verlangt die Convenienz, wenn jetzt Jemand von Rang als Besuch bei uns eintritt, den wir nicht mögen, der uns in Grund und Boden zuwider ist, den wir vielleicht sogar verachten?"

„Nun!" — versetzte Mistreß Morgan — „wir brauchen ihm ja in diesem Falle nicht mit Wärme entgegenzukommen. Eine kalte, der Schicklichkeit entsprechende Artigkeit, wird hier dem Gesetze der Convenienz genügen."

„Mir würde das nicht genügen, liebe Mutter!" — sagte hier Cecily mit Entschiedenheit. — „Mein Gewissen würde mir in diesem Falle bei jeder Artigkeit, die über meine Lippen käme, sagen: du lügst, du heuchelst, du wirfst dich weg, indem du da — des Ranges, der äußeren Stellung und der Convenienz wegen — Artigkeiten sagst und eine künstliche Verehrung zeigst, wo du dich mit Verachtung, oder deiner Abneigung getreu, abwenden solltest."

„Aber, Kind, wir leben in der Welt und unter Menschen, die nun einmal ....."

„Sich zu Sklaven dieser sogenannten unseligen Convenienz gemacht haben, und lieber die abscheulichsten Lügner und Heuchler werden, ... als .... daß sie durch ein, ihrem Gewissen getreues Wesen, Jemanden auf den Fuß treten."

Mistreß Morgan seufzte abermals tief auf. Cecily aber trat zu ihr, blickte sie liebevoll an, küßte sie dann zärtlich auf die Wange und sagte:

„Mache dir keinen Kummer darüber, Mütterchen. Du weißt, welches unaussprechliche Glück für mich in dem Bewußtsein meiner Wahrheitstreue, meines Schönheits-Cultus und meiner Selbstständigkeit und Freiheit liegt!"

Die Mutter nickte schweigend und nahm ihre Handarbeit wieder auf; aber es war nicht zu verkennen, daß eine

schwere Sorge auf ihrem Herzen lasten blieb. Und diese Sorge, sie war gewiß nicht ganz unbegründet.

Miß Cecily Morgan war eine jener eigenthümlichen Erscheinungen, die man rein künstlerische Naturen nennen muß. Ihr Ideal und der dominirende Gedanke ihres Lebens und Seins war „die Schönheit," körperlich und geistig genommen. Gott war ihr der Inbegriff dieser Schönheit. Die Natur, der Mensch, das Leben galten ihr als Abspieglungen davon, als Versuche, das Ideal zu erreichen. Sie war daher auch eine geborene Künstlerin und entwickelte schon als Kind spielend die schönsten Talente. Sie dichtete sehr schön und schrieb, bei recht gediegenen und vielseitigen Kenntnissen, einen glänzenden Styl. Auch im Malen und in der Musik hatte sie es zu einer recht hübschen Fertigkeit gebracht; und den Meisel würde sie gewiß auch mit leichter Mühe zu führen gelernt haben, wenn sie Anleitung in dieser Kunst gefunden hätte; denn gerade das Plastische war es, für das sie sich bis zur Leidenschaft begeistern konnte.

Und leidenschaftlich in jeder Beziehung war Cecily, ein Vulkan unter lieblichen Fluren. Nur der Anstand, als moralischer Schönheitsausdruck, legte die im Innern wohnenden Leidenschaften in wohlthuende Fesseln. Alles war dabei an ihr fein und gebildet; wobei ihr jene sonderbare Mischung von männlicher Selbstständigkeit und Freiheit, gepaart mit weiblichem Zartsinn, einen ganz unbeschreiblichen Reiz verliehen. Hervorragend aber war ihr Sinn

für alles Veredelnde, so daß, was durch ihre Hände ging, veredelt aus ihnen wieder hervorkam. Auch ihr Umgang übte diesen Einfluß; schon darum, weil es gar nichts Schönes, Großes, Gutes und Erhabenes gab, an dem sie nicht leidenschaftlich Theil genommen hätte. Sprach sie aber über einen solchen Gegenstand und steigerte sich dabei das Interesse, das sie für denselben nahm, so spielte auf ihrem feinen Gesichte eine stumme, aber hinreißende Beredsamkeit von geistvollen Blicken, Lichtblitzen gleich, und lieblichen Mienen. Sie ward dann, für den Scharfblickenden in seelischer Beziehung wie durchsichtig; jede Regung ihres so ganz offenen Wesens lag zu greifen da, und jede Empfindung sprach sich rückhaltlos, thatsächlich und in Worten aus. Wie ganz Natur! wie unendlich kindlich war Sie dann! — Heiter und leicht; nichts ahnend, nichts scheuend, und doch auch wieder, bei ernsten und wichtigen Gelegenheiten, Muth und Kraft auf überraschende Weise entwickelnd. So war Miß Cecily Morgan, eine in der That so reizende, als eigenthümliche Erscheinung; und zwar um so reizender, als sie himmelweit davon entfernt war, Männlichkeit und Genialität usurpiren zu wollen. Hier war kein gesuchtes oder affectirtes Streben nach Emancipation, sondern ein natürlicher, nicht abzuweisender Drang nach einer allseitig selbstständigen Entwicklung, gepaart mit einem ureigenthümlichen und naturwüchsigen Wahrheitstrieb und Schönheitssinn.

Daß Miß Cecily auf diese Weise allen Menschen von Geist, vorab allen begabten jungen Männern, gefallen mußte, ist natürlich. Die Glätte, welche eine oberflächliche, nur den Ansprüchen der sogenannten feinen Welt genügende Bildung gibt, täuscht auf Augenblicke. Dem verständigen Beobachter aber entgeht es nicht, daß sie blos auf der Oberfläche schwebt. Er verlangt geistvolle, angenehme, herzliche Unterhaltung. Er wird daher auch jedem weiblichen Umgange aus dem Wege gehen, der ihm nichts als Armseligkeiten geben kann. Umgekehrt aber ist jede Frau von Geist für die Männerwelt ein Prüfstein des eigenen Werthes. Geist wird auch hier den Geist anziehen. Aber noch mehr wie sie die bedeutenden Erscheinungen ihres Geschlechtes fliehen, werden alle unbedeutenden Männer einer geistreichen Frau auszuweichen suchen, da ja die intellectuelle Ueberlegenheit hier doppelt drückt und beschämt.

Miß Cecily Morgan war daher in den wenigen Cirkeln der dortigen Professoren-Welt, die von Pedanterie und Alltäglichkeit frei waren, und in welchen ein schönes und frisches Geistesleben pulsirte, sehr gerne gesehen. Sie besuchte sie auch fleißig, doch ohne ihre Mutter, da diese ein Fußübel schon seit Jahren an das Zimmer kettete. Trug doch dies Leiden — gegen welches sie bei einem der berühmtesten Professoren der Hochschule Hülfe gesucht — die Schuld, daß Mistreß Mor-

gan überhaupt England verlassen und sich in einer deutschen Universitätsstadt angesiedelt hatte.

Unter diesen Professorenfamilien war nun die Wekerling'sche diejenige, der Cecily am nächsten stand, zumal Clara Wekerling ihre Freundin war, und hier der Schönheits-Cultus am wärmsten betrieben wurde. Der Professor war nämlich ein Jugendfreund und enthusiastischer Verehrer des großen und unglücklichen Winckelmann, über dessen „Geschichte der Kunst des Alterthums" er, trotz seines eigenen Alters, gediegene aber wenig besuchte Vorlesungen hielt. Wo sollte auch bei dem unter den Studenten herrschenden Geiste Sinn für solche Dinge herkommen? Seine wenigen Zuhörer waren daher auch die Elite der Studentenschaft, und Wekerling lud sie gerne zu ästhetischen Abenden ein. Alexander von Humboldt, sein Bruder Wilhelm und die Grafen Dohna und Arnim befanden sich unter diesen Auserlesenen. Wenigstens war ihnen bereits die Einladung zugegangen, die sie zu einem ganz freien und ungenirten Besuche des Wekerling'schen Hauses und seiner Abendcirkel berechtigte. Heute aber war der erste dieser ästhetischen Cirkel in diesem Semester und die Freunde fanden sich ein.

Die Gesellschaft war keine glänzende, aber der Art, daß sie ansprechen mußte. Alle Anwesenden waren zugänglich und gaben und nahmen geistig mit einer gewissen liebenswürdigen Anspruchslosigkeit. Jeder wußte ja, daß man hier im Umgange nur gewinnen konnte,

und daß die Berührung mit so vielen wissenschaftlich gebildeten Menschen — wenn auch deren Ausbildung auf verschiedenen Graden beruhte — dennoch belebend auf den Geist einwirkte; während sie zugleich die Einseitigkeit verhindern, der man sonst selten und selbst dann nicht entgeht, wenn man auch im Leben sich mit Menschen aller Stände gemischt hat und reich an wechselnden Erfahrungen geworden ist.

Sehr angenehm — und doch auch auf der anderen Seite wieder peinlich — überraschte Alexander von Humboldt die Gegenwart der reizenden Engländerin, deren brutaler Verhöhnung er heute Morgen beigewohnt. Sie näher kennen zu lernen, freute ihn, nach Beeskow's Aeußerungen, sehr. Aber wer konnte wissen, ob sie ihn nicht am Fenster gesehen habe? und welche Schmach fühlte er bei diesem Gedanken auf sich lasten.

Alexander war übrigens keine Natur, die einer unangenehmen Erörterung feig aus dem Wege ging; außerdem liebte er überall klar zu sehen, und so nahm er die erste beste Gelegenheit wahr, sich Miß Cecily Morgan zu nähern. Er fand sie jetzt noch viel schöner, als bei dem flüchtigen Blick über die Straße; zugleich aber voll Geist und weiblicher Anmuth. Das Gespräch mit ihr zog ihn immer mehr an, so wie ihn ihr klares und treffendes Urtheil über das auf der Hochschule herrschende allzu burschikose Wesen überraschte. Alexander glaubte

sich selbst sprechen zu hören, nur kam Alles viel schöner und lieblicher an den Tag, als er es hätte geben können.

Und wie edel und groß setzte sie sich über die rücksichtslose Behandlung, die ihr heute durch die Burschenschäftler begegnet, hinaus. Da war kein Anflug von mädchenhafter Ziererei oder kindischem Verschämtthun. Cecily bedauerte nur die schönen jugendlichen Kräfte, die hier in Rohheit untergingen, statt für eine tüchtige Ausbildung verwendet zu werden.

Es versteht sich von selbst, daß ihr Alexander auch die Genugthuung mittheilte, welche ihr Beeskow commentmäßig verschafft. Sie freute sich darüber, bat Alexander, dem Freunde ihren lebhaften und herzlichen Dank auszusprechen und beklagte den Bruder Studio, der das Opfer seiner Thorheit geworden.

Da man jetzt zu musiziren anfing, ward das Gespräch der beiden jungen Leute unterbrochen. Auch Cecily sang und spielte; aber schon die Wahl der Stücke durfte als eine bedeutsame gelten. Es waren sämmtlich classische Piecen, deren Vortrag bei ganz außerordentlicher technischer Fertigkeit, ein tiefes Eindringen in das Wesen der Composition und vor allen Dingen eine überraschende Gefühlswärme und Leidenschaftlichkeit verrieth. Den größten Sieg feierte aber Miß Cecily Morgan durch den Vortrag mehrerer Shakespeare'scher Sonette in ihrer Muttersprache. Man war zumeist mit diesen, so oft mißkannten Gedichten schon aus Steevens Veröffentlichun-

gen vertraut; aber keine Seele hatte die Schönheiten geahnet, die in denselben lagen und jetzt erst durch Cecily's zauberhafte Weise, sie zu fühlen und gleichsam aus sich selbst neu herauszudichten, an den Tag traten. Es war eben eine Priesterin, die, in glühender Begeisterung für ihren großen Landsmann, zu einer Pythia, im schöneren Sinne ward.

Als die junge Engländerin vollendet und den gerechten Beifall der ganzen Gesellschaft geerntet hatte, trat Alexander zu ihr und sagte:

„Miß Morgan, ich vermag zu dem Lobe, welches Ihnen eben aus jedem Munde ward, nichts mehr hinzuzufügen, als daß ich jetzt erst weiß, daß Ihre Muttersprache wirklich bezaubern kann: wenn ein Genius, wie Shakespeare, dictirt, und ein so glänzendes und liebenswürdiges Talent, wie Sie, dem Unsterblichen den Hauch der Seele und des Mundes verleiht."

Ein glückliches Lächeln verklärte hier Cecily's Züge; dann sagte sie mit natürlicher und völlig ungekünstelter Bescheidenheit:

„Es freut mich recht, daß mein Vortrag ihnen Allen gefallen hat. Liegt doch der Beweis darin, daß ich so glücklich war, in den Geist des großen Dichters einzudringen. Das Lob aber, daß man so freigiebig spendet, gehört und gebührt nur ihm."

„Wenn Sie nicht selbst Dichterin wären," — fuhr

Alexander fort — „würden Sie Shakespeare nicht so aus der Seele sprechen können."

„Dichterin?" — wiederholte Cecily mit leichtem Achselzucken. — „Ich dichte allerdings von Zeit zu Zeit. Aber ist man darum eine Dichterin, wenn man hie und da die aufwallenden Gefühle seiner Brust in einem poetischen Ergusse ausströmen läßt?"

„Ich glaube, ja!" — sagte der junge von Humboldt — „und sogar mit mehr Recht, als wenn man das Dichten zur Provision macht. Die Weihe des Geistes, die Gluth der Gefühle und ihre Wahrheit sind innerliche Geburten."

Cecily's Augen blitzten lebhaft auf. — „Ja!" — rief sie — „Sie haben recht. In meiner Brust, in meinem Tiefinnersten, da lodert es oft hell und rein. Und manchmal habe ich schon in der Seligkeit poetischen Schaffens gerufen: Ja! ich habe Beruf! wenn ich mich aber täuschen sollte, o so verschließt mir lieber auf ewig den Mund, ihr holden Musen; denn es gibt keinen größeren Frevel, als den an Euch! Bis dahin aber schlage ich fröhlich in die Saiten, blicke mit hellem Auge in die Welt und in das Leben, belausche den Pulsschlag der heiligen Natur und singe fröhlich, was mir im Busen brennt und in reicher Fülle durch die Seele fluthet!"

„Aber warum treten Sie alsdann mit Ihren dichterischen Schöpfungen nicht öffentlich auf? — frug jetzt Alexander. — „Sie scheinen mir eine kleine Egoistin."

„Ich will auf der einen Seite nicht Frohndienste leisten und habe auf der anderen Seite keine Anmaßung. Frisch und froh, wie der Vogel singt, so quillt es mir aus der Brust; glauben Sie indessen ja nicht, daß ich mich dabei überschätze. Mir genügt, mich beglückt mein einfach' Lied; wird dies aber auch bei Anderen der Fall sein? ..... schwerlich! Und soll ich es machen, wie so Viele? Wenn ich mich in dem Dichterhaine umsehe, wie wenig edle Stämme voll Mark und Kraft finde ich da! Verkrüppelte Schößlinge, wuchernde Schmarozerpflanzen, vielleicht reich an Laub, aber ohne Blüthe, ohne Frucht, kein Kern, kein volles, ächtes Leben! — Nein, wenn man sich nicht wie unsere Koryphäen auf Adlerschwingen erheben kann, soll man seinen Flug in das Sonnenland der Poesie wenigstens nicht öffentlich unternehmen."

„Aber ich bin von der Trefflichkeit Ihrer Dichtungen überzeugt."

„Wahr bleiben!" — rief hier Cecily mit einer leichten Falte auf der Stirne. — „Sie können nicht von der Trefflichkeit meiner Dichtungen überzeugt sein, da sie dieselben noch nicht geprüft haben."

„So geben Sie mir Gelegenheit dazu."

„Warum nicht, wenn es Ihnen Freude macht?"

„Unendliche!"

„Aber ich gebe keines meiner Gedichte aus der Hand."

„So darf ich Sie wohl einmal in Ihrer Wohnung aufsuchen?"

„Es wird mich, und gewiß auch meine Mutter, freuen."

„Und dann tragen Sie mir einige Ihrer Gedichte vor?"

„Freilich! und ich wünsche dann nur, daß Sie bei dem Anhören dieselbe Freude haben mögen, wie ich bei dem Schaffen."

„Macht dies Sie so glücklich?"

„O! bei dem Schaffen erwacht ein so edler, so freudiger Stolz in mir, und ein solch' beglückender Frohsinn, daß ich mir oft vorkomme wie ein Schmetterling, der seine Puppe gesprengt hat und nun auf leichten, von Gold und Purpur gesäumten Flügeln den Paradiesen entgegeneilt, die der Frühling über die Erde geworfen!"

„Und malen Sie nicht auch?"

„Ich huldige auch dieser schönen Kunst. Der Mensch fühlt ja das unabweisbare Bedürfniß, die großen Ideen, die in ihn gelegt sind und die er in der Natur ausgeprägt findet, in dem kleinen Kreise seines Daseins nachzubilden."

„Gewiß!" — entgegnete Alexander — „und ich glaube sogar, daß er oft, selbst wenn er ganz anderen, aus dem gewöhnlichen Leben geschöpften Beweggründen zu folgen glaubt, er in der That doch nur diesem geheimen Zuge folgt. Die Ideen regieren das Leben, denn sie sind das allein Bleibende."

„Was meinen Sie damit?" — frug hier Cecily, in-

dem sie in kindlicher Unbefangenheit Alexandern, dessen Gespräch und Wesen sie sehr interessirte, etwas näher rückte.

Alexander, der in seiner schönen Nachbarin Nähe alle Uebrigen vergessen zu haben schien, fuhr eifrig fort: „Was ich unter Ideen meine, wenn ich sage, daß sie allein das Bleibende im Menschen seien und daß sie allein das Leben zu beschäftigen verdienen ..... Diese Frage zu beantworten ist nicht leicht; aber ich will es versuchen.“

„Ich bitte Sie darum.“

„Die Idee ist zuerst den vergänglichen äußeren Dingen und den unmittelbar auf sie bezogenen Empfindungen, Begierden und Leidenschaften entgegengesetzt. Alles, was auf eigennützige Absichten und augenblicklichen Genuß hinausgeht, widerstrebt ihr natürlich und kann niemals in sie übergehen. Die Idee geht auf etwas Unendliches hinaus, auf ein letztes Zusammenknüpfen, auf Etwas, das die Seele noch bereichern würde, wenn sie sich auch von allem Irdischen losmachte. Alle großen und wesentlichen Wahrheiten sind also von dieser Art.“

„Aber es gibt doch auch sehr viele Dinge,“ — sagte hier Cecily, — „die sich mit dem Gedanken nicht so ganz fassen und ausmessen lassen und die darum doch nicht minder wahr sind.“

„Freilich! und hier kommen wir gerade auf das Feld, was Sie besonders interessiren wird.“

„Wie so?"

„Bei diesen, nicht mit Gedanken so ganz zu fassenden und auszumessenden Dingen tritt nämlich die künstlerische Einbildungskraft ein, denn diese besitzt die hohe Gabe, das Sinnliche und Endliche z. B. die körperliche Schönheit, so darzustellen, als wäre es etwas Unendliches. Die Kunst, die Poesie mit eingeschlossen, ist daher ein Mittel, sehr Vieles in Ideen zu verwandeln, was ursprünglich und an sich nicht dazu zu rechnen ist."

„Ich verstehe das!" — sagte Cecily. — „Aber etwas in meinem Wesen verstehe ich oft nicht: mein ganzes Leben und Streben gilt den hohen Ideen der Menschheit, und doch gibt es Momente, wo ich fast unfähig bin, mich zu einer Idee emporzuschwingen."

„Weil es dazu einer gewissen Seelenstimmung bedarf."

„Wie so?"

„Gedanken und Gefühle müssen sich innig vereinigen, folglich muß ein vereintes Wirken der Seelenkräfte eintreten, um die Flügel des Geistes zu einem kühnen und idealen Aufschwunge zu lösen."

„Ich fühle, daß Sie recht haben!" — sagte hier Miß Morgan. — „Aber daraus geht noch etwas hervor: wer nicht Sinn für Kunst, nicht wahren und echten für Musik und Poesie besitzt — oder kein scharfer Denker ist, wird sich schwer zu Ideen aufschwingen und sich in keiner beglückt finden."

„Sie sprechen mir aus der Seele."

„So wollen wir Gott um so inniger danken, daß er uns Sinn für Kunst und Poesie gegeben.“

„Das darf auch Jeder, der diesen Sinn besitzt. Denn die Bildung thut hierzu nichts. Sie kann ihn wohl wecken, sie kann hinzuthun, ihn aber schaffen, das kann sie nicht.“

„Daher mag es auch wohl kommen!“ — sagte hier Cecily — „daß es so viele künstlerisch und wissenschaftlich gebildete Menschen gibt, die doch in jedem Worte, in jeder ihrer Leistungen deutlich beweisen, daß ihnen die Naturanlage, mithin Alles, fehlt.“

„Beglückt darum Derjenige!“ — fuhr Alexander glühend fort und seine Blicke ruhten mit Begeisterung auf Miß Morgan — „dessen Dasein in den großen Menschheitsideen aufgeht. Und wissen Sie was ihren unschätzbaren Werth dem Menschen verbürgt?“

„Ich glaube es zu fühlen!“ — sagte Cecily mit Wärme. — „Der Mensch läßt, wenn er von der Erde geht, Alles zurück, was nicht ganz ausschließlich ist und unabhängig von aller Erdenbeziehung, seiner Seele angehört. Dies aber sind allein die Ideen.“

„Und dies ist auch ihr echtes Kennzeichen!“ — rief Alexander. — „Was kein Recht hätte, die Seele noch in den Augenblicken zu beschäftigen, wo sie die Nothwendigkeit empfindet, allem Irdischen zu entsagen, kann nicht zu diesem Gebiete gezählt werden. Allein diesen Moment, bereichert durch geläuterte Ideen, zu erreichen,

ist das schönste, größte, des Geistes und des Herzens würdigste Ziel."

Alexander hielt inne; Cecily aber reichte ihm unbefangen die Hand, drückte sie mit Wärme und sagte tief ergriffen: — „Ich danke Ihnen, Herr von Humboldt, für diese Worte, für diesen Blick in eine große edle Seele. Ich werde diese Stunde nie vergessen!" —

Alexander nahm ein sehr beglückendes Gefühl aus dieser Abendgesellschaft mit nach Hause. Miß Morgan hatte einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht. Ihre liebliche Erscheinung, ihre reiche Begabung in künstlerischer und geistiger Beziehung, ihr so natürliches und schlichtes und doch dabei so bezauberndes Wesen, die edle Selbstständigkeit ihres Auftretens ..... alles dies fesselte seinen regen Geist ungemein. Es ging ihm hier mit Cecily, wie mit Allem, was ihm im Leben vorkam: sie ward ihm eine Aufgabe geistigen Studiums, deren Lösung großes Interesse für ihn hatte. So weit war er dabei mit sich im Reinen, daß sie nicht zu den weiblichen Wesen gehöre, welchen es mehr gilt, bewundert zu werden, als Werth zu haben — mehr zu scheinen, als zu sein. Was Cecily schien, das war sie auch gewiß, und diese volle, reine Wahrheit ihres Wesens und Seins erinnerte Alexander an seine eigene Mutter, deren hervorragender Charakterzug dies ja auch war. Und wieder lag in dieser Aehnlichkeit ein neues, ihn an Miß Morgan fesselndes Band.

Aber das Interresse an dem Studium dieses eigenthümlichen Charakters steigerte sich noch wesentlich bei dem versprochenen Besuche, den Alexander nun in den nächsten Tagen ausführte. Mistreß Morgan empfing ihn mit einem freundlichen, ruhigen Wohlwollen, Miß Cecily mit einem freudigen Schreck, der ihr auf Secunden das Blut in die Wangen trieb und ihre blendendweiße und zarte Haut mit einem wunderlieblichen Incarnate überhauchte.

Aber das war auch nur einen Augenblick, dann trat sie dem neuen Freunde wie einem alten, längst bekannten entgegen, ohne alle und jede gezierte Schüchternheit und doch mit einer so zarten weiblichen Haltung, die Jedem Achtung gebieten und heilige Scheu einflößen mußte. Alexander, der mit den Fühlhörnern des Geistes jeder Bewegung seines Innern folgte, bemerkte bald, daß ihn ein ganz eigenthümliches Etwas in diesem holden Wesen in aufhorchender Spannung erhielt. Es war dies aber nichts anderes, als das zarte Fühlen und Handeln, was verdeckt in jeder edlen weiblichen Erscheinung ruht, und ihr den Zauber der Anmuth und jener süßen Reinheit verleiht, die, mit dem leisesten Hauche zu trüben oder zu entweihen, dann jedes edle Männerherz zurückbebt.

Aber dadurch wird ja gerade der Umgang mit Frauen zu dem Elemente guter Sitten; so daß Chateaubriand vollkommen recht hat, wenn er sagt: „Ohne die Frauen würde der Mann roh, grob und einsam sein und die

Anmuth nicht kennen. Die Frau umschlingt ihn mit den Blumen des Lebens, wie die Lianen der Wälder, welche den Stamm der Eiche mit ihren duftenden Kränzen zieren."

Was Alexander aber bei Miß Cecily Morgan als ganz originell entgegen trat, war ihr Schönheitssinn und der Cultus, den sie in der That der Idee der Schönheit brachte.

Ihre Wohnung konnte nur bescheiden genannt werden, ja die Bauart ließ sogar viel zu wünschen übrig, und doch glich jedes Zimmer einem kleinen Tempel. Ordnung und Reinlichkeit traten dem Besucher wie lichte Genien entgegen; aber sie waren nur die Dienerinnen der Königin, die hier thronte ..... und das war die Schönheit selbst. Blumen in sehr rein gehaltenen Töpfen von antiker Form, prankten hier zu jeder Jahreszeit und schon die Art und Weise, wie sie gestellt und geordnet waren, gab den Räumlichkeiten etwas tempelartiges. Hübsche Käfige mit Singvögeln wuchsen gleichsam aus diesen Blüthenwäldchen hervor und ersetzten der leidenden, an die Zimmer gebannten Mutter, die Natur. Schon diese zarte Rücksicht und Sorgfalt der Tochter mußte entzücken und für sie gewinnen.

Die sehr geschmackvollen, zum Theil in England künstlerisch gearbeiteten Möbles, hatten dabei eine, dem Auge wohlthuende Vertheilung gefunden, die ebensowenig einen Mangel, als eine Ueberladung zuließ. Wenige,

aber ausgezeichnete Gemälde, meist Gegenstände aus der griechischen Götterlehre darstellend, zierten die Wände. Sie waren fast alle Träger der Schönheit des menschlichen Körpers und bewiesen, daß auch jene alberne und kindische Prüderie, wie sie geistig wenig begabten Mädchen so oft eigen ist, hier nicht herrsche. Den übrigen Schmuck bildeten lediglich einige sehr schöne und kostbare Vasen aus Marmor, der Antike nachgebildet.

Der schönste Tempel freilich, Miß Morgans Boudoir, blieb Alexander verschlossen. In dies Heiligthum war bis jetzt noch kein männlicher Fuß, ja — außer Cecily's Freundin, Klara, — noch keine weibliche Seele gedrungen.

Und schön wie ihre Umgebung, wie ihre äußere Erscheinung, trat auch heute wieder die innere Erscheinung Cecily's Alexander entgegen. Wie licht, wie rein, wie lieb war da Alles; welche weibliche Grazie, in allem was sie that und sagte. Wie erhöhte die ihr angeborene Anmuth das Liebliche jeder Bewegung, jeder Unterredung. Und war sie denn nicht das Resultat oder doch der Wiederschein des harmonischen Einklangs der Gefühle und Gedanken, die in diesem Herzen und in diesem Geiste thronten?

Cecily theilte, wie sie versprochen, dem jungen Manne mit größter Unbefangenheit einige ihrer Gedichte mit, die Alexander vortrefflich, fast nur zu glühend und zu leidenschaftlich fand. Sie spielte und sang auch vor ihm, wie vor ihrem Bruder, und ließ ihn selbst ihre Malereien sehen.

Humboldt staunte über die Vielseitigkeit dieses Talentes und verließ Cecily und ihre Mutter wie berauscht.

Aber jener Abend und dieser Besuch sollten für Alexander auch von bedeutenden Folgen sein. Jetzt freilich wirkten sie nur angenehm anregend auf seinen Geist. Sein Herz war halsstarrig und kalt und redete nicht mit. Aber das Schicksal machte es mit ihm, wie die Mutter mit ihrem Kinde. Das Kind empfängt Liebe und Küsse und Nächte, aber es antwortet im Anfange zurückstoßend, und das schwache, das am meisten fordert, bezahlt am wenigsten. Aber die Mutter gibt fort, ja ihre Liebe wird nur größer mit der kleinen Undankbarkeit, bis die Gluth der eigenen Liebe, die Liebe in dem anderen Herzen entzündet hat.

Die erste That.

Aber welches Leben voll überreicher Thätigkeit, voll kühnem genialem Aufschwung, voll Jugendlust und Jugendmuth erschloß sich nun vor Alexander von Humboldt und seinen Freunden. Zwar hatte sich Alexanders Gesundheit noch immer nicht der Art befestigt, wie es wünschenswerth gewesen wäre; allein der Geist dominirte bei ihm dermaßen den Körper, daß Alexander mit der ganzen vollen Kraft eines reichbegabten hochherzigen Jünglings genial und groß durchbrach und Alles mit sich fortriß.

Und kann es denn für einen wissensdurstigen jungen Mann eine schönere Zeit geben, als die des akademischen Lebens? Schon die Jugend mit ihrer Innigkeit und Lebensfrische, dann das Studententhum, das in seiner edleren Auffassung voll Poesie und frischem Mährchenduft, anziehend in seiner Beschränktheit, liebenswürdig in seinen idealen Schwärmereien und schwärmerischen Thorheiten; aber groß,

herrlich, voll überschwänglicher Lust und Seeligkeit für denjenigen ist, der, wie Alexander von Humboldt, mit einem unersättlichen Wissensdurst der Hochschule zueilt, und hier nun, mit frühreifem Geiste, jauchzend in dem unergründlichen und unerschöpflichen Quell des Wissens untertaucht.

O schöne herrliche Zeit! Wie muthig und voll gewaltiger Jugendkraft schlägt in dir der Geist seine Flügel! Wie voll und freudig pocht noch das Herz allem Großen und Erhabenen entgegen! Da gibt es keine Vergangenheit, nur Zukunft; keinen Schatten, nur blendendes Licht, sprühende Funken der Poesie! Da gibt es nur ein Ziel, so groß und herrlich, so stolz und göttergleich, daß es eine Freude ist, sein Leben an dessen Erreichung zu setzen.

Und dieses Ziel, der junge Alexander von Humboldt er sah es vor sich liegen, zwar noch weit entfernt, wie einen im rosigen Lichte strahlenden Tempel auf hohem Berge..... aber er hatte es doch einmal in's Auge gefaßt und schritt nun muthig und mit unerschütterlicher Festigkeit auf dasselbe zu. Ein großer bedeutender Mensch wollte er werden, nützlich der Welt und dem Staate. Und er war sich auch klar bewußt, auf welche Weise. Von den Naturwissenschaften mußte der Schleier gehoben werden. Hier! hier! fing es gerade damals zu dämmern an, und der junge Humboldt hatte mit

richtigem Blicke erkannt, daß in dem Schooße dieser Wissenschaften eine große Völkerzukunft, eine neue Aera für das Menschengeschlecht schlummere. Es war ihm, wenn er daran dachte, als ob er ein zweiter Columbus werden könne. Er sah die Welt noch nicht, nach der zu steuern er sich vorgenommen hatte; aber er trug in seinem Inneren das ahnende Bewußtsein ihres Daseins. Und mit diesem Bewußtsein war für ihn das Ziel gefunden.

So ergriff er denn auch jetzt alles, was er anfing, aus dem einen Gesichtspunkte und unterließ von dem Augenblicke nicht mehr, aus allem Gesammelten die Resultate zu ziehen, die diesen Gesichtspunkt angingen. Er konnte dabei der Begierde nicht widerstehen, so viel als nur immer irgend möglich war, sehen, wissen, prüfen und erforschen zu wollen. Alles was ihn umgab, oder an ihn herantrat, mußte Eigenthum seines Verstandes werden, und das war unendlich viel, denn das Gesammtwissen erschien ihm jetzt gleich einem Brunnen mit zahllosen Röhren, wo er überall nur Gefäße unterzuhalten brauche, und wo es ihm immer erquickend und unerschöpflich entgegenströme. Er war selig in diesem Ueberschütten mit geistigen Schätzen und jeder Tag und jedes Collegium war ihm eine Lust.

O wie fühlte er da, daß es doch eigentlich nur die innere Kraft des Menschen allein sei, um die es sich

zu leben verlohne und daß aus ihrer richtigen und vollen Anwendung unwidersprechlich der höchste Genuß fließe.

Alexander stand dabei eine Ausdauer und eine eiserner Fleiß zur Seite, der von all seinen Freunden bewundert wurde. Er ward für sie hierin zum Beispiel und Sporn. Nicht weniger durfte er es in einer anderen Beziehung sein: in seiner moralischen Ausbildung und festen Gestaltung. Da war nicht eine Spur von einem vagen Hinstreben zu einem allgemeinen, in sich verschwimmenden Ideal; aber ein ganz entschiedenes und unermüdliches Versuchen der möglichst reinen Darstellung und Entwicklung seiner eigenen Individualität. So aber mußte sich auch ein großer, fester nnd schöner Charakter bilden.

Und nun noch das Band der Jugendfreundschaft, das sich immer fester zwischen ihm, seinem Bruder, Arnim, Dohna und Beeskow knüpfte. Unter ihnen allen entstand ein edler Wetteifer in Fleiß, Ausdauer und Gründlichkeit des Studiums, der die herrlichsten Früchte tragen mußte. Auch die Erinnerung an Miß Cecily, die als Mädchen und in so jugendlichem Alter, schon so geistig reif und so vielseitig ausgebildet dastand, spornte ihn an. Der Zauber ihrer Anmuth und Lieblichkeit verklärte sie dabei in Alexander's Augen und machte ihm die Gedanken an sie lieb und werth. Sie ward ihm nachgerade ein Vorbild, das er in jeder Beziehung zu erreichen anstrebte.

Freilich lief hier ein jugendlicher Irrthum mit; aber ein sehr verzeihlicher und allen edlen Jünglingen in dieser Entwicklungsperiode eigener. Geblendet durch den Zauber der Anmuth, der von Miß Morgan ausging, und — ohne es zu wissen und zu ahnen — von den Gefühlen bestochen, die immer, mehr oder weniger, jeden Jüngling bei dem Umgange mit einem liebenswürdigen Mädchen mit sanfter Gewalt zu dessen Füßen niederziehen, überschätzte er sie, wenigstens in wissenschaftlicher Beziehung. Sie konnte ihm ein Ideal weiblicher Liebenswürdigkeit sein: aber er griff falsch, als er sie im jugendlichen Enthusiasmus zu seinem Ideale überhaupt erhob. Es war derselbe Fehler, der bei jedem Liebenden die Geliebte zum Engel stempelt. Und doch ist diese schöne und süße Täuschung oft auch recht gut, da sie bildend abschleifend und zu allem Guten anfeuernd auf die besseren und tieferen männlichen Naturen zurückwirkt. Sie that dies auch hier in erhöhtem Maße; aber indem sie es that, und Alexander bei jeder Gelegenheit den Maßstab zwischen sich und seinem Ideal hervorsuchte, brachte er dies Ideal auch seinem Herzen näher. Ehe Alexander es ahnte, hatte eine stille Liebe Wurzel in seinem Herzen geschlagen.

Wie ganz natürlich mußte ihn bei dieser hohen und getragenen Stimmung das rohe Studentenwesen, das sich alle Tage ringsum ihn her breit machte, anekeln. Es geschah dies nicht weniger bei Wilhelm, Arnim und

Dohna, und so würde schon dieser Widerwillen der Freunde gegen alles Rohe und Gemeine unstreitig eine Art Studentenvereinigung im besseren Sinne des Wortes hervorgebracht haben, wenn nicht Alexandern auch noch eine höhere Tendenz mit der Creirung eines solchen Bundes verflochten hätte.

Ja! der junge Alexander von Humboldt war nach einigen Tagen reiflicher Ueberlegung entschlossen, im Vereine mit seinen Freunden den Impuls zu einem neuen durchgeistigteren und edleren Studentenleben zu geben; und zwar in dem Sinne, wie er sich damals bei dem Nachhausegehen aus der Kneipe der Landmannschaft ausgesprochen.

Seinem Wunsche nach hatte man ihm die Einleitung dieser Angelegenheit anvertraut, und so fanden heute sein Bruder Wilhelm, die Grafen Arnim und Dohna, Beeskow und noch einige andere Studenten, die Alexander durch Wekerling's ästhetische Abende hatte kennen gelernt und welche den gleichen Wunsch hegten, eine Einladung auf diesen Abend neun Uhr vor. Der Versammlungsort war als in dem Hintergebäude des Professor Löfflerischen Hauses angegeben.

Die Glocke hatte eben sieben geschlagen, als Alexander und Wilhelm ihre Hefte schlossen, um sich, wie fast jeden Abend, nach den unteren Zimmern des Hauses zu begeben, wo sie im traulichen Kreise die nächsten Stunden zubrachten.

Auch heute, wie immer, hatte Juliane, die Schwester des Professors, mit der ihr eigenen stillen Sorgfalt alles geordnet, was die Gemüthlichkeit für diese kleine häusliche Zusammenkunft erforderte. Kein Stäubchen saß auf irgend einem Möbel, kein Stuhl und kein Sessel fehlte an seinem Platze; über den runden Tisch am Sopha war ein blendend weißes Tuch gebreitet, auf welchem fünf Teller und fünf Tassen standen, jede Tasse mit dem Vornamen dessen geziert, dem sie gehörte, und jeder Teller mit der Tasse an seinem ganz bestimmten Platze. In der Mitte des Tisches aber dampfte und summte der Theekessel, während zu seinen beiden Seiten Körbchen mit Backwerk, Brod und Fleisch standen.

Auch Tabak und verschiedene Pfeifen waren in Bereitschaft; denn der Professor und Kunth liebten zu schmauchen, während Juliane den Thee servirte, und ein Gespräch, meist über wissenschaftliche Gegenstände, eine belehrende und doch auffrischende Unterhaltung bot. So legte heute Professor Löffler ein gelehrtes Journal auf, in welchem die neuesten Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften — er wußte ja wie sehr sich namentlich Alexander hierfür interessire — Erwähnung und Besprechung fanden. Es war dies die Entdeckung Lavoisier's: daß Diamant reiner Kohlenstoff, und daß Kohlensäure die Verbindung von Kohlenstoff und Sauerstoff sei.

Sofort entspann sich hierüber eine ungemeine leb-

hafte und interessante Unterhaltung, da Alexander von Humboldt sich der Sache mit Begeisterung annahm und mit der ganzen Schärfe seiner Denkkraft darauf hinwies: wie dadurch, daß der große französische Chemiker Lavoisier durch Analyse die wahren Elementarbestandtheile der organischen Verbindungen entdeckt habe, ein ganz neues System der Chemie begründet sei; wie aber auch — gerade durch dies neue System — eine völlige Neugestaltung nicht nur der Gesammtnaturwissenschaften, sondern auch der Philosophie, Theologie und selbst der Industrie bevorstehe.

Es war für Juliane eine stille Freude, zu hören, mit welchem Eifer und mit welcher erfrischenden Lust ihr Bruder, Kunth und die beiden jungen Humboldt's sich hier geistig tummelten. Und welch' ganz andere Erholung boten diese Stunden dem kleinen Kreise, als sie sie sonst hätten finden können. Auch heute trennte man sich, durch das geistig Gewonnene befriedigt und durch den frischen und gemüthlichen Gedankenaustausch gestärkt und erquickt, erst gegen neun Uhr.

Aber die neunte Stunde sollte ja noch eine neue Anregung, — sollte für Alexander seine erste in das öffentliche Leben und die Culturverhältnisse seines Jahrhunderts eingreifende That bringen.

In dem Hintergebäude des alterthümlichen Hauses, welches Professor Löffler bewohnte, befanden sich zwei ziemlich große Gemächer. Da dieselben bis in die letzten

Monate einer Bürgergesellschaft zum Vereinslokale gedient, so waren sie in gutem Zustande erhalten und Alexander hatte sie durch reichliche Beleuchtung und eine einfache, aber freundliche Ausschmückung noch wirthlicher gemacht.

Hier nun trafen, mit dem Glockenschlage neun Uhr, die Freunde zusammen: es waren die beiden Humboldt's, Dohna, Arnim, Beeskow und jene vier anderen Studenten, von welchen oben die Rede war.

Man begrüßte sich freundlich und doch mit einem gewissen Ernste und in einer gehobenen Stimmung, da jeder der jungen Männer wußte, welch' bedeutsames Vorhaben hier und zur Stunde in das Leben gerufen werden sollte. Erfreulich war es zugleich und bezeichnend für Alexander's geistige Ueberlegenheit, daß sämmtliche Anwesenden ihn sofort — obgleich er der Jüngste unter ihnen war — zu ihrem Haupte wählten. Alexander nahm diese ehrende Wahl freudig an, und bald hatten die neun prächtigen jungen Männer, aus deren Augen ein edler Thatendurst blitzte, an dem für sie bereitstehenden Tische Platz genommen.

„Meine Freunde!" — hub jetzt Alexander an — „Ihr Alle wißt, zu welchem Zwecke wir uns hier versammelt haben. Wir sämmtlich sind junge Leute, die mit frischem, frohen Lebensmuth auf diese Hochschule gekommen sind, um uns den Wissenschaften zu widmen und durch ein tüchtiges Studium für das öffentliche Le-

ben vorzubereiten. Es gibt aber unter allen Studien und Ausbildungen des Menschen noch eine ganz eigene welche gleichsam den ganzen Menschen zusammenknüpft ihn nicht nur fähiger, besser und stärker, sondern überhaupt zum größeren und edleren Menschen macht, wozu zugleich Stärke der intellektuellen, Güte der moralischen und Empfänglichkeit der ästhetischen Fähigkeiten gehört."

„Dieses Studium ist das Studium des Edlen und Großen, in welcher Form es auftritt, namentlich an uns selbst, an unseren Mitmenschen, an den hervorragenden Größen der Völker und an den verschiedenen Nationen. Ohne die Ausbildung, die wir durch dieses Studium für unser sittliches Wesen und Sein gewinnen, werden wir uns nie in den Stand gesetzt sehen, uns dem Studium der Wissenschaften mit einer reinen, freudigen Gluth in die Arme zu werfen; — nie fähig sein, das höchste Ziel menschlichen Strebens zu erreichen; — nie vermögend wirksam einzutreten in das öffentliche Leben. Eine Hauptforderung aber, die das Leben an uns stellt, ist: in das Große und Ganze zu wirken. Was aber heißt das anders, als auf den Charakter der Menschen zu wirken, und darauf wirkt Jeder, sobald er vor allen Dingen veredelnd auf sich selbst einwirkt."

„Zu diesem Zwecke haben wir uns denn auch hier zusammengefunden: vereinte Kraft macht ja stark, und stark und fest müssen wir dastehen, wenn wir auch, in zweiter Linie, über uns hinaus wirken und dem rohen,

wilden und unsittlichen Geiste entgegentreten wollen, der jetzt gerade unter Denjenigen herrscht, die, als Söhne der Musen und als Jünger der ewigen, göttlichen Wissenschaft, stolz auf die Reinheit der eigenen Brust und die männlich-edle Kraft ihres moralischen Ich's sein sollten."

„Meine Freunde! ich glaube nicht, daß Einer unter uns ist, der mit pedantischer Schwerfälligkeit, die Freuden und Genüsse der Jugend von sich weist. Wir Alle stehen in der schönsten Zeit unseres Lebens, wir Alle jauchzen mit frischem Lebensmuthe der schönen Jugendzeit und ihren Freuden entgegen; aber diese Freuden und Genüsse dürfen unser wissenschaftliches Streben nicht stören, unseren Charakter nicht in den Staub ziehen. Stärken sollen sie uns und spornen zu neuem Fleiße, kräftigen sollen sie die Seele und begeistern zu doppelt schönem Aufschwunge."

„So möge denn jetzt unter uns ein Bund entstehen, der uns einigt in Freundschaft und in einem edlen, begeisterten Streben für wissenschaftliche Ausbildung und sittliches Wesen. Dieser Bund aber sei vor allen Dingen kein geheimer. Ich hasse alle Geheimthuerei und Spielerei mit leerem kindischem Formenwesen, und bin versichert, Ihr Alle denkt auch hierin, wie ich?"

„Ja! ja!" — riefen die Anwesenden, und Alexander fuhr fort:

„Gut denn, Freunde! so trete denn auch, was wir hier beginnen, offen und ehrlich auf. Wir wollen nicht

mit Prahlen und Anmaßung die Augen der Welt auf uns ziehen! aber wir müssen dahin trachten, daß wir, neben der Veredlung unserer selbst, auch Anderen mit einem guten und schönen Beispiele vorangehen und dadurch nach und nach dem rings um uns herrschenden rohen Tone die Spitze abbrechen. Gelingt uns dies, dann, meine Freunde, haben wir ein großes, schönes und segensreiches Werk vollbracht."

„Unser Bund aber — den ich vorschlage, „Freundschafts- und Tugendbund" zu nennen — sei eine Vereinigung zur Pflege edler deutscher Sitte, gesinnungsvoller Freundschaft, echter Wissenschaftlichkeit und tugendhaften Lebenswandels. Diesen Dingen wollen wir in uns und nach außen Geltung verschaffen, ohne deshalb einem frischen, fröhlichen Genusse des Lebens zu entsagen."

„Bei voller Gleichheit aller Ehrenhaften und im engeren Zusammenwirken all der jugendlichen Kräfte, die sich uns anschließen, sei somit durch uns eine Neugeburt deutschen Studentenlebens angestrebt. Ich weiß es, was wir beginnen, ist kühn. Wir Alle fast sind noch Neulinge im akademischen Leben und treten den mächtigen, sich in einem wilden burschikosen Leben berechtigt glaubenden Landsmannschaften entgegen. Aber auch wir haben unsere sittliche Berechtigung in den höheren Anforderungen, welche wir an uns selbst, welche das deutsche Volk, welche Staat und Vaterland an die Jünglinge stellt, die einst die Spitzen der Gesellschaft bilden sollen.

An Muth, Entschlossenheit und Kraft, einem zersetzenden Uebel heilend entgegen zu treten, fehlt es aber gewiß Keinem von uns."

„Die Rohheit weiche der Sitte, die Sitte adle den Frohsinn, der Frohsinn aber stähle das Streben nach echter Wissenschaftlichkeit, nach tiefer und klarer Erkenntniß der Wahrheit und nach jeder menschlichen und vaterländischen Tugend. Dann wird ein geisteswarmer, jünglingsfrischer Lebensathem die Herzen aller deutschen Studenten durchziehen, und die Frucht unseres Strebens wird sein, daß sie einst wirksam eintreten in das bürgerliche Leben und das große Ziel des Gemeinwohles fest und unverrückt im Auge behalten; so fest und so unverrückt, als tief und unvertilgbar im Herzen die Liebe zum großen, schönen, deutschen Vaterlande!"

Der junge Humboldt hatte geendet und ein allgemeiner, tief aus der Seele aller Anwesenden kommender Beifallruf zeigte ihm, wie sehr er aus dem Herzen seiner Freunde gesprochen.

Man ging nun zu einer näheren Berathung des zu stiftenden Bundes über, der — wie eine Menge ähnlicher geheimer und öffentlicher Bünde — so ganz in dem Wesen der damaligen Zeit begründet lag, die, namentlich begünstigt durch den Aufschwung der deutschen Literatur und Poesie, aus der altüberkommenen Rohheit nach einer feineren und edleren Entwicklung strebte.

Vor allen Dingen ward bestimmt, daß unter den

Mitgliedern des „Freundschaft- und Tugendbundes" die wüsten Kneipereien und Paukereien wegfallen müßten. Ein Ehrengesetz und ein Ehrengericht, das in öffentlichen Zusammenkünften abzuhalten sei, und allenfallsige Streitigkeiten beizulegen habe, wurde berathen; dabei aber festgesetzt, daß da, wo es vor der Hand noch nach Außen hin durchaus nöthig erscheine, die Vertheidigung der Ehre mit den Waffen in der Hand, erlaubt sei. Alles landsmannschaftliche Unwesen sollte unbedingt fern bleiben: dagegen ein passendes Lokal gemiethet werden, um zeitweise in herzlichen und freundschaftlichen Zusammenkünften das Leben mit jugendlichem Frohsinn zu genießen und sich so, durch den Genuß, zu neuer Thätigkeit zu stärken.

Es war eine Freude, mit welchem Eifer die jungen Leute dies Alles beriethen, fern auf der einen Seite von Schwärmerei, auf der anderen von jeder exclusiven Tendenz. Es war ihnen Ernst mit dem, was sie wollten, und ihr Werk war ihnen keine leere Spielerei, sondern eine ehrende That. Alexander und Wilhelm aber, sowie Arnim, lächelten sich dabei freudig zu. Was sie hier schufen, war ja eigentlich nur eine Erweiterung des „Tugendbundes", der schon längst im Stillen unter ihnen bestand und zu dem einst Wilhelm, kurz nach dem Tode des Vaters, auf dem Zimmer des großen Kurfürsten den Keim gelegt. Auch behielten sie unter einander den Warnungsruf von damals: „Der Vater wacht!" bei.

Als aber die Berathung zu Ende, erhob sich

Alexander und sagte: — „Jetzt, meine Freunde, wollen wir auch gleich in gesellschaftlicher Beziehung das Wort zur That erheben. Der Arbeit folge die Freude. Treten wir in das anstoßende Zimmer und feiern jetzt fröhlichen Herzens das Wiegenfest unseres Bundes."

Und er öffnete die Thüre und die freudig Ueberraschten gewahrten einen reinlich gedeckten und reichlich mit Speisen und Getränken besetzten Tisch. Da ließ Keiner auf sich warten und Allen verschwanden jetzt, unter freundlichen Gesprächen, Scherzen, Singen und ungetrübter Heiterkeit ein paar unendlich glückliche Stunden. Wie schön ging aber auch hier der geistige und leibliche Genuß Hand in Hand; wie durchdrang, bei aller jugendlichen Fröhlichkeit, doch immer ein Hauch feiner Sitte die allgemeine Lust. Glücklich, froh und gehoben trennte man sich tief in der Nacht.

Licht und Schatten.

Die Universitätsstadt Frankfurt an der Oder war heute in großer Bewegung. Die Sonne strahlte freundlich vom Himmel und eine stolze Freude aus allen Gesichtern; denn ..... es war ein Ehrentag für die Hochschule, die Studentenschaft und die Bürger. Der Tag des Amtsantrittes — der Intronisation — des neugewählten Rectors war ja angebrochen.

Da hoben sie sich stolz, die alten und alterthümlichen Häuser der Universitätsstadt, wie einst in des Mittelalters schönsten Zeiten; denn ein mittelalterlicher Spuk sollte heute wieder, wie bei jeder Rector-Wahl, erstehen und gespensterartig durch die, mit ehrfurchtsvoll staunenden Philistern gefüllten Straßen ziehen.

Wir Deutschen sind ein wunderliches Volk. Schön ist die Treue, mit welcher wir an althergebracht Gutem hängen: an alten guten Sitten, an ehrwürdigen Ueberlieferungen, an sinnigen Gebräuchen, deren wir noch gar manche haben, die selbst bis zu dem alten Germa-

nenthum hinaufreichen. Aber so schön auch diese Treue ist, so lächerlich wird sie, wenn sie in jene Zähigkeit ausartet, die, wie so oft in unserem guten Vaterlande, mit wahrhaft kindischem Eigensinne an Formen kleben bleibt, die längst veraltet sind und aus welchen der Geist seit Jahrhunderten gewichen ist. Nirgends aber hat man dies mehr gethan, als in den deutschen Reichsstädten und auf den deutschen Universitäten, wo, selbst bis in unsere Tage, der Zunftzwang mit seinem Unwesen und der Pedantismus des gelehrten Zopfs wie buntbehangene Gespenster aus längst erblaßten Jahrhunderten in das frischpulsirende Leben der Gegenwart ragen.

Hundertmal ärger als jetzt, war dies übrigens noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts, ehe die schrecklichen, aber auch vielfach heilsamen Stürme der Revolution in Frankreich einen guten Theil dieser verrosteten und verrotteten Gesetze, Gebräuche, Vorurtheile und Herkommen wie Spreu hinwegbliesen.

Eine solche nichts sagende, auf gänzlich erloschene Rechte basirte Komödie, war nun auch die Wahl und Intronisirung der Rectoren oder Prorectoren der Universitäten; aber beide Feierlichkeiten galten zu der Zeit, von welcher wir schreiben, bei den Rectoren und Professoren, der Studentenschaft und den Bürgern noch sehr viel. Bei ersteren, weil sie ihre Gewalt darin befestigt, ihrem Stolz dadurch geschmeichelt sahen; bei den Studenten, weil sie eine Garantie ihrer akademischen Re-

publik und Exclusivität darin fanden; bei den Philistern endlich, weil ihnen damit ein unentgeldliches Schauspiel geboten und ihrem Stolze als Bürger einer Universitätsstadt geschmeichelt wurde.

Auch in Frankfurt an der Oder war bereits die Wahl in altherkömmlicher, streng vorgeschriebener Weise in den letzten Tagen bewerkstelligt worden. Das heißt: „alle Mitglieder der Facultäten hatten zuerst Wahlmänner ernannt, diese bildeten hierauf einen Ausschuß unter sich und so fort, bis sich endlich aus der Puppe des vierten oder fünften Ausschusses der Rector-Phönix enthüllte und das Resultat jeder dieser Wahlen unter Trompeten- und Paukenschall der versammelten akademischen Bürgerschaft unter weiteren Förmlichkeiten bekannt gemacht wurde."

Heute aber war nun der hehre Tag der Thronbesteigung dieses akademischen Fürsten.

Die Straßen der Stadt wimmelten bereits von schaulustigen Bürgern und Fremden, sowie von Studenten, die sich im vollen Feststaate nach ihren Versammlungsplätzen begaben.

Malerisch genug sahen die jungen kräftigen Gestalten in ihren kurzen, schwarzen Röcken, enganliegenden Beinkleidern von weißem Leder und gewaltigen Kanonenstiefeln mit klirrenden Sporen, aus. Schärpen, in den Farben der Landsmannschaften, zogen sich über Achsel und Brust; der Schläger saß keck und herausfordernd an der Seite, während das Haupt ein Baret mit

wehenden Federn schmückte. So eilten die jungen kräftigen Leute von allen Seiten herbei, sich zu sammeln und dann von den verschiedenen Sammelplätzen, unter dem Geläute aller Glocken, nach der Aula zu ziehen.

Auch der junge Alexander von Humboldt, seinen Arm in den des Grafen Dohna gelegt und begleitet von seinem Bruder Wilhelm, Arnim, Beeskow und den übrigen Mitgliedern des Freundschaft- und Tugendbundes, hatte sich auf den Weg nach dem Universitätsgebäude gemacht. Auch sie trugen den schwarzen Rock, die weißledernen Hosen und das Barett, als damals übliche Studententracht; aber weder Schärpen, noch Federn, noch Schläger kündeten in ihnen Renommisten an. Sie sahen in der That in ihrer einfachen, kleidsamen Tracht und bei ihren unverkennbar edlen Manieren, ihrer selbstbewußten Sicherheit und jugendlichen Lebensfrische reizend aus, und manches verschämt blickende Mädchenauge, manch' glühender Frauenblick ruhte mit Wohlgefallen und Entzücken auf ihrer männlich schönen Erscheinung; freilich verdunkelte in dieser Beziehung Beeskow, der wirklich ein Bild männlicher Schönheit war, alle Anderen.

„Ist es aber nicht wahrhaft lächerlich," — sagte jetzt Alexander — „daß man noch in unseren Zeiten diese mittelalterlichen Schatten aus den Gräbern der Vergangenheit heraufbeschwört?"

„Lächerlich ist es allerdings und in der That eine Komödie!" — rief Beeskow heiter — „aber es gehört

mit zu den Rietnägeln der akademisch-republikanischen Herrlichkeit alten Styls, und die läßt man sich so leicht nicht nehmen, weder von Unten noch von Oben. Seine Magnificenz, der jedesmalige Rector oder Prorector, hält stets krampfhaft an seinem fürstlichen Range fest, wenn er auch nur noch ein Schein ist, und das Gremium der professores ordinarii steht ihm würdig bei; während die ganze Studentenschaft weiß, daß mit dieser Scheinherrlichkeit auch diejenige der übertriebenen akademischen Freiheit und Ungebundenheit fällt."

„Ist es denn wahr?" — frug hier Dohna — „daß der Rector einer Universität nicht in seiner Amtswürde sterben darf?"

„Allerdings!"

„Und weshalb?"

„Ohne Zweifel" — rief hier Arnim lachend — „weil man damit symbolisch das letzte Fünkchen akademischen Glanzes zu Grabe tragen würde!"

„Doch nicht!" — meinte Beeskow.

„Und warum denn?"

„Weil man der Leiche eines im Amte stehenden Rectors, dem nach altem Recht fürstliche Gewalt zusteht, auch fürstliche Ehren erweisen müßte und darauf macht doch ein königlicher Leichnam ausschließlich Anspruch."

„O der Schwäche!" — rief Alexander. — „Wie kann man an solchen Kindereien kleben. Aber man hätte

vor allen Dingen doch noch einen anderen Zopf auf den Universitäten abzuschneiden, der viel wichtiger ist."

„Und der wäre?" — frugen Mehrere zugleich.

„Der übertriebene und fast alleinige Gebrauch der lateinischen Sprache bei allen akademischen Handlungen, Veröffentlichungen und Feierlichkeiten."

„Aber der Studirende muß doch der alten Sprachen mächtig sein!" — rief hier Wilhelm von Humboldt. — „Denke nur, was die Welt der Wiederbelebung der classischen Sprachen verdankt."

„Ich verkenne das gewiß nicht, lieber Bruder!" — entgegnete Alexander. — „Aber muß darum unsere deutsche Muttersprache degradirt werden? Was sollen denn unsere deutschen Universitäten sein?"

„Nun," — sagte Wilhelm — „sie sollen sein: Pflanzschulen deutschen Geistes!"

„Sehr richtig gesagt!" — rief Alexander mit einem freundlichen und herzlichen Blicke nach dem geliebten Bruder. — „Aber eben darum dürfen sie sich auch gewiß dem deutschen Volke und dem deutschen Geiste nicht ganz entfremden, und dies thuen sie, wenn sie die deutsche Sprache in gelehrter Ueberschätzung wie eine Unwürdige von sich weisen und sich, der Nation und den Laien gegenüber, in den Panzer der Latinität hüllen."

In diesem Augenblicke schlugen alle Glocken an, und unter dem vielstimmigen Chore der metallenen Zungen setzten sich erst die Züge der, sich nach der Aula bege-

benden Landsmannschaften und dann jener des neuen Würdenträgers in Bewegung.

Alexander und dessen Freunde, die ja zumeist ebenfalls noch Neulinge im akademischen Leben waren, blieben stehen, um — ehe sie sich in den Festsaal begaben — den wunderlichen Zug mit anzusehen.

Ihn eröffneten, vom Hause des neuen Rectors ausziehend, drei Pedelle, von welchen einer voraus als Marschall schritt. Sie waren alle drei in lange rothe Talare gehüllt, trugen auf dem Haupte Barette von gleicher Farbe und in den Händen lange Stäbe, auf welchen, am oberen Ende, Athenes Vogel, die Weisheit kündende Eule, prangte. Den Pedellen folgte ein Musikcorps, einen langsamen feierlichen Marsch spielend, als ob ein König zur Krönung zöge, und wirklich schritt auch hinter zwei weiteren, ebenfalls roth gekleideten Universitätsdienern, die in der einen Hand den Hut, in der anderen die Stäbe trugen, das neue Haupt des akademischen Staates gravitätisch einher. Es war der Rector, ein altersgraues Männchen mit vorgebücktem Haupte und spindeldürren Beinen, einen reich mit Hermelin verbrämten Purpurmantel über den Achseln, in der einen Hand das purpurne Baret, in der anderen das silberne Scepter, unter dem Purpur schwarze Feiertracht und auf dem Haupte eine gewaltige Perrücke. Würdevoll und feierlich schlossen sich ihm die vier Decane an, jeder geschmückt mit einem Talare aus Sammt, in der Farbe der Facultät,

welcher er vorstand. Auch ihre edlen Häupter bedeckten riesige Perrücken. Nach den Decanen aber kam der akademische Senat, und diesem endlich folgten sämmtliche Professoren, genau nach Rang und Anstellungszeit geordnet, so daß die Professores extraordinarii, und unter diesen wieder die jüngsten, nebst den Quästoren, den feierlichen Zug schlossen.

„Welch' ein Pedantismus! welch' kindische und unwürdige Spielerei!" — rief jetzt Dohna, als der Zug vorüber war und die jungen Freunde auf einem näheren Wege nach dem Universitätsgebäude eilten. — „Wie können sich Männer der Wissenschaft zu einem solchen Schauspiele hergeben?"

„Ich begreife es auch nicht!" — sagte der junge Alexander von Humboldt. — „Es liegt eine vollständige Verkennung der Gegenwart und des in ihr pulsirenden Lebens darin. Jede Zeit hat ihre Formen und diese Formen haben ihre Berechtigung in eben diesen Zeitverhältnissen. Wenn aber diese Verhältnisse sich ändern, so müssen sich doch auch die Formen überleben und an Ueberlebtem und Abgestorbenem festhalten, heißt rückwärts und nicht vorwärts gehen. Wir krönen den Helden, den Dichter, den Sieger, mit einem, dem jungen Haine geraubten Kranze und prächtig zieren die frischen grünen Blätter das edle Haupt; aber für wahnsinnig würden wir Denjenigen erklären, der seinem Freunde einen Kranz aus den gelben, dürren, halbverfaulten Blättern auf-

drücken wollte, die Mutter Natur schon im verwichenen Herbste den Bäumen sorglich abgestreift. Vorwärts! ist das Loosungswort in der Natur, in der Menschheit, in dem ganzen Weltall, und nur der hat seine Lebensaufgabe recht verstanden, der diesem Loosungswort nachkommt."

„So ist es!" — sagte Wilhelm mit einem warmen Blick auf den Bruder. — „Aber das am Alten hängen, scheint mir leider sich hier auch noch auf wichtigere Dinge, als diese äußeren Gebräuche, zu erstrecken. Mir kam es bis jetzt in manchem Collegium vor, als wolle man hier auch nichts von dem Wörtchen „vorwärts" wissen."

„Ach, du lieber Gott!" — rief Beeskow lachend — „wenn Euch das jetzt schon auffällt, was werdet Ihr da mit der Zeit noch für Erfahrungen bei diesen Tintenknechten und Pedanten machen! Eine ganze Rumpelkammer veralteter Ansichten und Anschauungen wird sich Euch öffnen, und wenn Ihr nicht die geistige Kraft habt, über diesen Wust keck hinauszusetzen und liegen zu lassen, was Euch nicht für das Leben taugt, dann seit Ihr und ist Euer Leben verloren!"

Alexander schüttelte sein Haupt: — „Kann denn Herz und Geist gekräftigt, kann ihnen eine gesunde Nahrung zugeführt werden," — sagte er traurig — „wenn sich die Menschen mit den faulen, längst abgefallenen und veralteten Geistesfrüchten früherer Jahrhunderte nähren? Aber ich hoffe, Ihr geht zu weit!" — setzte er dann,

sich selbst tröstend, hinzu — „und wenn Ihr auch Recht haben solltet, so baue ich auf Eines: die Naturwissenschaften haben in den letzten Jahren eine so merkwürdige Umgestaltung erlitten und uns so großartige Blicke in den Organismus des Alllebens gestattet, daß es mir prophetisch vor der Seele steht: sie werden für die Menschheit die Erlöserinnen aus vielen und schweren Banden sein. Gebt acht, Ihr Freunde, wir gehen einer neuen Aera entgegen, und freudig ruf ich mit dem Dichter: ich wittere Morgenluft!"

Die jungen Männer waren unterdessen an dem Universitätsgebäude angelangt und in die festlich geschmückte Aula eingetreten, in welcher sich bereits sämmtliche Studirenden versammelt hatten. Zu gleicher Zeit benachrichtigte sie die aufrauschende Musik eines zweiten, vor dem Gebäude aufgestellten Musikcorps, daß die Großwürdenträger soeben eingetroffen seien.

Da öffneten sich die Thüren und der Zug trat ein.

Feierlich reihten sich nun um den mit Purpursammt ausgeschlagenen Thron die Dekane und Professoren; — die Stäbe aufstoßend und hochaufgerichtet, wie Statuen, stellten sich Marschall und Pedellen, als feste Stützen des akademischen Herrschersitzes, zu dessen beiden Seiten. Als dies geschehen, bestieg der Ex-Rector die Tribüne und legte in einer langen lateinischen Rede, die von Sprachfeinheiten, schönen Redensarten und hohlen Phrasen strotzte, Rechenschaft ab; wie er sein Amt mit unermüd-

lichem Eifer, mit Treue und Liebe geführt, — die heiligen unantastbaren Privilegien der Universität beschützt und aufrecht erhalten, die akademische Freiheit gewahrt und den Flor der Wissenschaft in das Unglaubliche gesteigert habe. Jetzt begann der zweite Act dieses merkwürdigen Schauspieles. Unter nicht enden wollenden Complimenten übertrug der Ex-Rector Amt und Pflicht dem würdigen Nachfolger, der nun — unter den gleichen Complimenten gegen seinen Vorfahren — versprach, mit der gleichen Liebe und Treue die Universität und ihre Rechte zu schützen, zu schirmen und zu vertreten. — Auch seine lateinische Rede war endlos und suchte noch an gekünstelter Feinheit die seines Vorgängers zu überbieten.

Alle Herzen sehnten sich unterdessen nach Freiheit, alle Lungen nach frischer Luft, alle Vernünftigen nach dem Verstummen der zahllosen wohlklingenden und doch leeren lateinischen Phrasen. Dabei wirkte ein verstecktes Gähnen allmälig so ansteckend, daß es zuletzt bedenklich überhand nahm, wie der Durst in den Hunderten von Studentenkehlen. Da! . . . . . da! . . . . . ist der neue Großwürdenträger zu Ende und mit ihm die öffentliche Feier.

Ermüdet, erschöpft und mißstimmt verließ Alexander mit den Freunden das Universitätsgebäude. Sie alle fühlten sich innerlich unendlich unbefriedigt. Alexander hatte so viel, so ganz Anderes erwartet. War nicht der Antritt eines solchen Amtes ein herrlicher Moment, um

mit der ganzen Gluth der Begeisterung den vielen Hunderten von jungen Männern das Hochwichtige ihres Berufs, ihrer jetzigen und zukünftigen Stellung an das Herz zu legen? sie aufzufordern, einem rohen und wüsten Treiben zu entsagen, um mit der ganzen ungeschwächten Jugendkraft den Wissenschaften zu huldigen? Aber freilich mußte dies nicht in gedrechselten lateinischen Phrasen und einer hinkenden Nachahmung Cicero'scher Beredtsamkeit geschehen, sondern in deutscher Sprache und mit deutscher Offenheit, Hingebung und Wärme.

Und was hatte er dafür gesehen? Eine Komödie, bei welcher die sonst so ernsten Vertreter der Wissenschaften, auf eine wahrhaft lächerliche Weise herausgeputzt, zur allgemeinen Belustigung die Schauspieler abgegeben.

Und was hatte er gehört? Hohle Phrasen und leere Complimente, mit welchen man sich gegenseitig angeräuchert.

So war die Verstimmung unter den Mitgliedern des Freundschaft- und Tugendbundes eine allgemeine, und das jetzt folgende Studentenfest war nicht geeignet, sie zu bessern.

Alexander von Humboldt und Wilhelm, Dohna und Arnim zeigten eigentlich keine Lust ihm beizuwohnen; aber Kunth und Professor Löffler baten sie darum, da ihr Zurückziehen auffallen und ihnen bei der ganzen Studenschaft Unangenehmes bereiten könnte.

So setzten sich die vier jungen Leute zu Pferde und begaben sich nach Cunnersdorf, woselbst heute alle Musensöhne zusammenkamen. Es war ein tolles Treiben; denn nach der ersten Befriedigung der durstigen Kehlen und hungrigen Magen, ging es daran, die Grade des akademischen Alters zu verleihen. Es wurden aus den „Füchsen" „Brandfüchse" und aus den bisherigen „Brandfüchsen" „junge Burschen" gemacht.

Das war ein Hallo, ein Singen, ein Jauchzen, daß der alte Kirchthurm von Cunnersdorf verwundert sein Haupt schüttelte.

Auch Alexander und die Freunde traten heran, die Sache mit anzusehen.

In einem großen Wirthsgarten, in dem man eben kneipte, bildeten die älteren Mitglieder der Studentenschaft, mit brennenden Spänen bewaffnet, eine lange Gasse. Durch diese Gasse nun mußten die sogenannten Füchse durchgehen, während die alten Studenten, unter Absingung eines bezüglichen Liedes, alle ihre Geschicklichkeit aufboten, um das Haupthaar der Durchgehenden zu versengen und sie dadurch zu „Brander" zu machen.

Bei den gewürfelteren der jungen Leute war dies aber keine leichte Sache, da sich diese die bedrohte Zierde des Hauptes zuvor tüchtig mit edlem Gerstensaft genetzt hatten. Weniger Vorsichtigeren freilich und Ungeschickteren, wurde oft das ganze Haar vom Kopfe gesenkt, und ein junger, hübscher und talentvoller Mensch ver-

lor sogar durch Unvorsichtigkeit ein Auge dabei. Trotz dem ging der Jubel und die tolle Lust weiter; denn nun wurden die bisherigen „Brandfüchse“ zu „jungen Burschen“ befördert. Dies aber geschah, indem sie auf Stühlen in einer langen Reihe herangeritten kamen, während die ganze Studentenschaft das geistvolle Lied „Was kommt dort von der Höh?“ dazu sang. Dreimal ritten sie hin und her, bis der letzte Vers mit der Stelle kam: „So wird der Fuchs ein Bursch,“ bei welcher die Senioren der verschiedenen Landsmannschaften den Betreffenden den Ritterschlag ertheilten.

Damit war auch diese großartige Feier zu Ende und nun begann das Zechen in ausgedehntem Maßstabe.

Als die Reihen sich lösten und jeder seinen Tisch suchte, sah Alexander seinen Freund Dohna an. — „Ich weiß, was du denkst!“ — sagte dieser.

„Nun?“

„Laß uns nach Hause gehen!“

„So ist es, und seid Ihr dergleichen Meinung?“

Arnim und Wilhelm bejahten nickend und so machte man sich auf den Weg, um die Pferde wieder zu besteigen. Niemand sprach ein Wort; aber in diesem Schweigen lag ein nachhaltender Unmuth, das Geständniß der völligsten Unbefriedigung. Alexander namentlich sehnte sich nach Hause. In dem dortigen Abendkreise bei Professor Löffler würzte doch Geist die Unter-

haltung, während hier wirklich die platteste Geistlosigkeit am Tage lag.

Indeß es war anders in den Sternen bestimmt: Alexander und seine Freunde sollten so leichten Kaufes nicht heimkommen. War es doch bereits ruchbar geworden, daß sie einen Bund unter sich und Anderen geschlossen, der nicht nur auf die eigene sittliche Veredlung abziele, sondern auch dem bisherigen rohen Treiben der Landsmannschaften entgegen zu treten beabsichtigte.

Dies rohe, unbändige Treiben nannte man aber damals auf den deutschen Hochschulen im Allgemeinen: „akademische Freiheit,“ und für diese vermeintliche „akademische Freiheit,“ die in unbändigem Trinken, unaufhörlichem Pauken, edlem Nichtsthun, maßlosem Renommiren und tüchtigem Schuldenmachen bestand, schwärmte ja die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Studirenden. War es da ein Wunder, daß die Landsmannschaften die Nachricht von diesem neuen Bunde empörte? Wollte man denn studiren? Beabsichtigte man denn einst ein tüchtiges durch die Wissenschaften befähigtes Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden? — Nein! leben wollte man; — seine Jugend genießen! Ein Kneipgenie zu werden, war die größte Ehre und eine große Propatriapaukerei das höchste Glück.

Der Zorn der Landsmannschäftler gegen die Neuerer — die noch ohnedem, als armselige „Schulfüchse“, die

Nase kaum in das akademische Leben gesteckt hatten — war unbegrenzt.

„Sie scheinen Renommage an den Tag legen zu wollen!" — hieß es allgemein — auch heute, wo ihr stille zurückgezogenes Wesen natürlich besonders aufgefallen war.

„Es sind Philisterseelen!" — schimpften die Anderen.

„Nein!" — schrie ein dritter — „aristokratische Hochmuthspinsel sind sie, die uns die Freiheit rauben und die Privilegien der Studentenschaft an den Staat verrathen und verkaufen."

„Bah!" — brüllte auf der anderen Seite ein vom entsetzlich vielen Biertrinken dick angeschwollener Bruder Studio. — „Sie sollen uns mit ihrem „Freundschaft- und Tugendbunde" zu etzlichem Gaudium dienen. Wir wollen doch sehen, ob diese unbärtigen Milchgesichter uns fidele Häuser in ihrem Treiben zu stören wagen."

Und sich auf seinem Stuhle weit zurücklegend fing er mit einer weithindrönenden Baßstimme zu singen an:

„S' gibt kein schöner Leben,
Als Studentenleben,
Wie es Bacchus und Gambrinus schuf!
In die Kneipen laufen
Und sein Geld versaufen,
Ist ein hoher, herrlicher Beruf.
Ist das Moos entschwunden,
Wird ein Bär gebunden,
Immer geht's in dulci jubilo;
Ist kein Geld in Bänken,
Ist doch Pump in Schenken
Für den kreuzfidelen Studio.

Auch von Lieb umgeben
Ist's Studentenleben,
Uns beschützet Venus Cypria.
Mädchen, die da lieben,
Und das Küssen üben,
Waren stets in schwerer Menge da.
Aber die da schmachten,
Und platonisch trachten! —
Ach, die liebe Unschuld thut nur so:
Denn so recht inwendig
Brennt es ganz unbändig
Für den kreuzfidelen Studio.

Will zum Contrahiren
Einer mich touchiren,
Gleich gefordert wird er augenblicks.
„Bist ein dummer Junge!"
Und mit raschem Sprunge
Auf Mensur geht's in Paukantenwichs.
Schleppfuchs muß die Waffen
Auf den Paukplatz schaffen,
Quarten pfeifen, Terzen schwirren froh.
Hat ein Schmiß gesessen,
Ist der Tusch vergessen
Von dem kreuzfidelen Studio.

Vater spricht: das Raufen
Und das Kneipenlaufen
Nutzt dir zum Examen keinen Deut;
Doch dabei vergißt er,
Daß er ein Philister
Und daß jedes Ding hat seine Zeit.

Traun! das hieße lästern,
Schon vor sechs Semestern
Ein Examen! Nein! das geht nicht so!
Möchte nie auf Erden
Etwas anderes werden,
Als ein kreuzfideler Studio."

Der Dicke war gerade zu Ende mit seinem Liede, als Alexander mit den Seinen, auf dem Wege nach den Pferden, vorüberkam.

„Nun, Ihr Schulfüchse!" — rief er ihnen sobald er sie bemerkte höhnisch zu, — „sucht wohl schon das Weite. Könnt wohl den edlen Gerstensaft nicht vertragen und sehnt Euch nach heimathlicher Milchsuppe!"

Ein ungeheures rohes Gelächter aus Hunderten von Kehlen begleitete diese Worte. Dohna erbleichte, die Augen Aller funkelten auf und ersterer wollte dem Dicken eben eine Forderung in das Gesicht schleudern, als Alexander vortrat und mit Würde und Ruhe sagte:

„Mein Herr, wenn wir auch noch keine sechs Semester auf Universität zugebracht, so steht uns, wie ich glaube, doch das Recht zu, nach eigenem Gutdünken zu handeln, und Niemand Anderes hat sich darum zu bekümmern. Uebrigens gestehe ich gern für mich und meine Freunde ein, daß wir das Biertrinken nicht als den Hauptzweck unseres Hierseins erachten, sondern ein tüchtiges, ehrenfestes Studiren. Dabei täuschen Sie sich aber, wenn Sie uns für Kopfhänger halten. Auch wir lieben die Freude und huldigen jedem Genuß, sobald er sich mit

den Gesetzen der Sittlichkeit in Einklang bringen läßt. Mir deucht auch, daß dies Verfahren das Rechte sei, und sicher würde es der Wissenschaft sehr zu Gute kommen, wenn recht viele unserer Commilitonen so dächten, wie wir."

Alexander hatte diese Worte so ruhig und doch so fest gesprochen, und es lag dabei eine solche Würde und doch auch wieder Milde in seinen Zügen und in seinem Wesen, daß er in der That imponirte. Uebrigens hatte sich auch schon der Ruf von seinem eisernen Fleiße und den für sein Alter enormen Kenntnissen, die er besaß, verbreitet, und dies sicherte ihm selbst in der Brust der Frivolsten, gegen deren eigenen Willen, eine gewisse Achtung. Es war der imponirende Einfluß, den jeder mächtige Geist, jeder moralisch Starke unbewußt einflößt und der eben so unbewußt von allen Anderen empfunden wird, der auch hier ein momentanes Verstummen hervorrief. Allerdings war dies Verstummen aber nur augenblicklich; denn der Dicke, der das Bier ohnedem schon spürte und sich vorgenommen hatte, einen Skandal mit den Tugendbündlern herbeizuführen, griff die Ehre der Freunde noch einmal mit frechen Worten an, worauf ihm Alexander eine so treffende und schneidende Antwort gab, daß ein ernster Zweikampf nicht ausbleiben konnte.

Man hatte sich indessen von Seiten der Landsmannschäftler gewaltig getäuscht, wenn man glaubte: der

junge von Humboldt und seine Freunde hätten — weil ihr Auftreten ein ruhiges und sittiges war — keinen Muth und keine Gewandtheit im Führen der Waffen. Im Gegentheile! an dem rechten Muthe gebrach es keinem derselben und in allen ritterlichen Uebungen waren sie von Jugend auf zu Hause. So wurde denn auch der Bruder Studio, der Alexander beleidigt, von diesem blutig nach Hause geschickt; allein dadurch steigerte sich nur noch der Haß der Landsmannschäftler, und da man die Sache jetzt als die: eines Bundes gegen den anderen ansah, so standen bald auch Wilhelm, Dohna, Arnim, Beeskow und die Anderen auf der Mensur. Aber sie hielten sich sämmtlich so tapfer, daß sie, ehe man es sich erwartete, in der Achtung der Studentenschaft so sehr stiegen, um allmälig in Ruhe gelassen zu werden.

Aber diese Achtung gründete sich bald auch bei den Besseren der Studirenden auf den wirklich großartigen Fleiß und die schöne sittliche Haltung, die fort und fort alle diejenigen bewährten, die zu dem neuen „Freundschaft- und Tugendbunde“ gehörten; und so kam es, daß deren Zahl bald beträchtlich wuchs und sich ihm in kurzer Zeit fast alle Studenten anschlossen, die nicht ganz in der alten Rohheit versunken waren.

Auch auf den jungen Grafen Dohna wirkte das Beispiel Alexander's außerordentlich günstig ein.

Dohna war ein Mann von sehr schönen Fähigkeiten, aber seine Erziehung während der Kinderjahre in ländlicher Einsamkeit auf Schloß Schlobitten, war eine ungemein mangelhafte gewesen. Sein und seiner Geschwister Mentor, Schirrmacher, war ein gutes, freundliches, aber unbedeutendes Männchen; auch betraf der Unterricht damals nur Gegenstände, welche zu jenen Zeiten den höheren Ständen als wichtig erschienen: die französische Sprache z. B. mußte fertig und vollständig erlernt und eine ganze Fluth französischer Memoiren gelesen werden. Dagegen war von alten Sprachen kaum die Rede, eben so wenig von Mathematik. Der geschichtliche Unterricht erstreckte sich dabei nach damaliger Art, fast nur auf Fürstengeschichte, ohne von irgend einem wissenschaftlichen Hauche durchdrungen zu sein.

Später holte Dohna dies allerdings zum Theile nach; dennoch trat ihm, als er die Hochschule zu Frankfurt an der Oder bezogen, sofort sein Mangel an classischer Bildung lebhaft vor die Seele und dies peinliche Gefühl steigerte sich noch, als er Alexander von Humboldt und seinen Bruder näher kennen lernte. Welche reiche Fülle schönen und gediegenen Wissens brachten doch diese jungen Männer schon mit auf die Hochschule! Und welches Beispiel unermüdlichen Strebens fand er hier. Da ging in des jungen Dohna's edler Seele der Vorsatz auf, nicht hinter jenen zurückbleiben zu wollen, und von der Minute an begann zwischen Dohna und Alexander ein

wahrer Wetteifer in dem Streben nach sittlicher und wissenschaftlicher Vervollkommnung.*)

Den gleichen Einfluß übte Alexander auf Beeskow, der, vor der Bekanntschaft mit den jungen Humboldt's, auf dem besten Wege gewesen war, in dem wilden und wüsten Treiben, das er auf der Hochschule vorgefunden, unterzugehen. Beeskow erkannte dies auch wohl, und hing daher mit begeisterter Liebe an Alexander.

Während dieser aber, seinem Studium mit ganzer Seele hingegeben, sowohl durch sein Beispiel, wie durch den von ihm in das Leben gerufenen Bund unendlich segensreich wirkte, lebte ein finsterer Haß gegen ihn in den Herzen Derjenigen fort, deren wüstem Treiben er so entschieden und erfolgreich entgegengetreten. Ihre Wuth kannte keine Grenzen. Denn da ihr ganzes akademisches Dasein in Schwelgen und einem, bis zur äußersten Zügellosigkeit ungebundenen Leben, — der Einfluß, den sie auf die Bürger- nnd Studentenschaft ausübten, nur aus der Furcht, die ihre händelsüchtige Rohheit und Brutalität um sie verbreitete, bestand, so mußten sie erwarten, daß mit den feineren und edleren Sitten, die Humboldt und seine Freunde auf der Universität zu verbreiten suchten, ihre Sterne völlig erlöschen, sie selbst aber zu dem Nichts zusammenschrumpfen würden, das sie sich selbst im Innersten fühlten.

*) „Zeitgenossen." Dritte Reihe, 4. Band S. 8. Friedrich Ferdinand Alexander, Graf zu Dohna-Schlobitten.

Mit dem Schläger aber, mit Renommistereien, mit Verhöhnungen und dergleichen war gegen die in ruhiger Würde gleichmäßig auftretenden und fortschreitenden Mitglieder des „Freundschaft- und Tugendbundes" nichts mehr zu machen; zumal sie sehr bald auch bei sämmtlichen Professoren in einer Achtung standen, die die hochweisen Würdenträger der Gelehrtenrepublik sonst nicht so leicht ihren Schülern entgegentragen. Eine Erscheinung, zu der allerdings die hervorragende Lebensstellung einiger dieser jungen Männer beitrug.

So fand denn unter den wüstesten der Studenten manche geheime Berathung darüber statt; wie man diese milchbärtigen Neuerer unschädlich machen könne; aber — zur Ehre des Studententhums sei es gesagt — selbst die fidelsten Häuser und die „forschesten Burschen," wiesen hier jede Zumuthung zurück, die mit gemeiner Bosheit im Bunde stand.

Dennoch gab es Einige in den verschiedenen Landsmannschaften, die verworfen genug waren, festen Schrittes darauf auszugehen: ihren Haß unter dem Schleier der Nacht zu kühlen.

Alexander von Humboldt ahnte freilich hiervon nichts. Sein Geist schwelgte in dem unermeßlichen Reiche der Wissenschaften, das seine Schätze in überreicher Fülle immer mehr und mehr vor ihm ausbreitete, während eine heitere Ruhe und Genugthuung in seinem Inneren thronte. Es war jene schöne Harmonie, die die nothwendige Be-

dingung, ja die einzig wahre Grundlage eines glücklichen Lebens ist.

Friedlich strahlte die Sonne seines inneren Glücks; herrlich leuchtend stiegen die goldenen Sterne Freundschaft und stille, keusche Jugendliebe in seiner Brust höher und höher, als leise und in Nacht gehüllt, ... eine verhängnißvolle That ihm entgegentrat.

Ein Boudoir.

Der junge Alexander von Humboldt hatte in der letzten Zeit Miß Cecily Morgan öfter bei Wekerlings getroffen. Sie in ihrer eigenen Wohnung zu besuchen, war ihm keine Veranlassung gegeben und er vermißte dies auch nicht, eben weil er sie öfter in den ästhetischen Cirkeln des Professors fand.

Aber immer wärmer und wärmer traf ihn der Strahl ihres sonnigen Auges und die Knospe einer gar zarten und innigen Liebe erschloß sich allgemach mit der Kraft einer stillen Leidenschaft.

Das ganz Eigenthümliche dieser, auf der einen Seite so selbstständigen und auf der anderen so liebenswürdigen Erscheinung, mochte nicht wenig hiezu beitragen.

Alexander war ein ganz entschiedener Feind von jeder forcirten weiblichen Selbstständigkeit. „Selbst bei dem Manne ist Ungestüm etwas Zurückschreckendes!" — hatte er oft gesagt, wenn von solchen Mädchen oder Weibern — die namentlich in Universitätsstädten nichts Seltenes sind —

die Rede war: „aber noch viel zurückschreckender und widerlicher ist mir Ungestüm im Charakter eines weiblichen Wesens; denn hier will es schon die Natur, daß Stille, Sanftmuth und Bescheidenheit die Führer durch das Leben sein sollen.“

Und wie richtig war das Urtheil Alexanders bei all seiner Jugend und geringen Bekanntschaft mit der weiblichen Welt.

Lebendigkeit wird gar manchem weiblichen Wesen angeboren und ist als solche, durchaus keine Untugend. Wird aber dem Uebermaße dieser Lebendigkeit nicht schon in zarter Kindheit vorgebeugt, läßt man sie mit in die jungfräulichen Jahre hinüber schreiten, so wird sie die Trägerin als eine rohe Gewohnheit vielleicht nie verlassen. So sieht man Mädchen und Frauen, die gleichsam von den schönen Ufern der Weiblichkeit verschlagen sind: männlich rohe, hastige, militärische Wesen, die um sich her ein sonderbares Regiment der Willkür verbreiten und nur die äußere Form ihres Geschlechtes beibehalten haben.

Sie gleichen, und wenn sie auch den höheren Ständen angehören, immer den Damen der Halle und die Gebildeteren ihres Geschlechtes erröthen wehmüthig vor ihnen.

Diese Mannweiber fühlen es sogar bisweilen selbst, daß in ihnen die sanfte, stille Weiblichkeit, die Heiligkeit ihres Geschlechtes, verloren gegangen ist. Aber sie büßen dies auch meistens schon an sich, denn das Ungestüme

und Verwilderte verräth sich in der Physiognomie des Weibes noch mehr, als in den Gesichtszügen des rohen Mannes. Die Natur wollte ja in den Ausdruck des weiblichen Geschlechtes das Ideal ihrer höchsten Güte legen und dadurch ihr Meisterstück noch mehr, als durch die schönste Körperform verherrlichen. In jenen rohen weiblichen Wesen geht aber, schon in der Physiognomie, auch der kleinste Funke unter, der bezaubern könnte.

Sanftmuth, Geduld und Liebe, in Anmuth gekleidet, sind dagegen — sagt Ehrenberg sehr schön — wie der edelste Schmuck, so auch die höchste Würde des Weibes. Ihr kunstloses Auftreten rührt uns bis zur Anbetung und übt eine stille Gewalt über alle Herzen aus. Das Weib, das diese Tugenden besitzt, gebietet, wo es sich zu unterwerfen — es fordert Achtung, wo es um Schutz und Schonung zu flehen — es verlangt königliches Ansehen, wo es auf Alles zu resigniren scheint.

Aber das war ja gerade bei Miß Cecily Morgan das Schöne und Eigenthümliche, daß sich in ihr, man könnte sagen, eine edlere männliche Energie und ein Streben nach Selbstständigkeit vorfanden, die nicht nur von jedem Ungestüm und jedem Anfluge forcirter Männlichkeit fern waren, sondern auch in Anmuth gehüllt auftraten.

Und diese Anmuth, dieser Liebreiz, der innere Gehalt und die weibliche Grazie Cecily's waren die Zauberer, die Alexander's Herz im Geheimen mit süßen Banden

umstrickten. Aber auch Miß Morgan schien in der letzten Zeit für den jungen Humboldt nicht unempfindlich. Von den gewöhnlichen faden Huldigungen, wie sie so viele junge Männer bei ähnlichen Gelegenheiten darzubringen pflegen, konnte natürlich bei Alexander nicht die Rede sein. Aber in Cecily's Blicken lag ein erhöhtes Interesse, wenn sie sich mit ihm unterhielt. Es sprach aus ihnen jenes ganz eigenthümliche unbeschreibliche Etwas, das mit Lichtblitzen Entzücken und Seligkeit in unsere Herzen zu gießen vermag, und uns, meistens mit Recht, auf Liebe schließen läßt; das aber auch gar manchmal nur das lichte Aufflammen eines, in reiner Begeisterung für das Schöne, Große und Herrliche beseligten weiblichen Herzens ist.

Alexander — mit einer wirklich kindlich reinen Verehrung und Liebe an Cecily, seinem Ideale, hängend — sog gerade aus diesen Blicken die süßeste Nahrung seiner Begeisterung für Miß Morgan; wer mochte es ihm verargen, daß sie ihn einen Himmel der Liebe ahnen ließen?

Er sprach übrigens mit keiner Seele über diesen Gegenstand, auch nicht mit Beeskow, von dem er zuerst erfahren, wer sie sei. Uebrigens stellte ihr Alexander selbst diesen Freund bei einer der nächsten ästhetischen Abendunterhaltungen im Hause des Professor Wekerling — wo Beeskow jetzt auch eingeführt war — vor und zwar als Denjenigen, der sich einst, der Rohheit der Landsmannschäftler gegenüber, so ritterlich ihrer angenommen habe.

Der Weg, den unser Schicksal schreitet, ist indeß oft wunderbar genug. Alexander würde dies gewiß nicht gethan haben, hätte er zweierlei ahnen können: einmal den Eindruck, den sein Freund auf Cecily, die ihn zum erstenmale sah, machte, und dann, daß Beeskow sie längst liebte.

Das Ideal, welches Miß Morgan's ganzes Sein und Wesen regierte und dominirte war — wie wir wissen — die Schönheit, und zwar in körperlicher, wie in moralischer Beziehung. Gott war ihr „die Idee des absolut Schönen;" alles Schöne verehrte sie mit leidenschaftlicher Begeisterung; schön mußte Alles um sie her sein; Niemand huldigte den schönen Künsten mehr wie sie, und schön auch als Charakter und in sittlicher Beziehung dazustehen, war ihr eifrigstes Streben.

Man kann sich nun denken, welchen Eindruck auf sie die Erscheinung eines so überaus schönen jungen Mannes machen mußte, wie Beeskow war.

In der ganzen Studentenschaft galt er als der hübscheste Bursche. Vor allen Dingen war er ein Bild jugendlicher Frische und Kraft. Seine Figur war kräftig und doch schlank, mit fleischigen runden und muskulösen Formen. Schwarze, von Lebenslust und jugendlichem Uebermuthe blitzende Augen, verriethen Geist und eine gewisse schelmische Keckheit. Sein Haar war dicht und rabenschwarz und legte sich in gefälligen Wellen um die hohe, schön geformte, freie Stirne, während das schwarze

Schnurrbärtchen unter der feinen leicht gebogenen Nase den frischen rosigen Teint der runden und vollen Wangen noch hob. Lachte Beeskow, so blitzten zwei Reihen Zähne, so weiß wie Elfenbein, zwischen den kirschrothen, etwas sinnlich gewölbten Lippen durch. Seine Züge spiegelten dabei Leben, Geist und Ironie, während in allen seinen Bewegungen Selbstbewußtsein, aber auch jenes geniale Sichgehenlassen eines flotten Burschen lag.

Und wie günstig hob nun noch die Studententracht jener Zeit, die Vorzüge seiner körperlichen Erscheinung. Der knappe und kurze schwarze Rock zeigte vortheilhaft die schlanke Taille und die breite männliche Brust, während die enganliegenden Beinkleider von weißem Leder die runden, vollen und strammen Schenkel und jede Form des Unterkörpers, wie aus Marmor gehauen, darstellte. Kraft und Fülle war auch hier charakteristisch und stand in einem überaus schönen und harmonischen Einklange mit dem Ganzen.

Uebrigens gehörte nicht viel dazu, um auf den ersten Blick aus der ganzen Erscheinung einen Mann von Geist, Witz und Feuer zu erkennen. Cecily war in der That von der Schönheit Beeskow's so überrascht, daß seine Vorstellung wie ein elektrischer Schlag auf ihr Herz wirkte. Es ward ihr heiß und kalt, eine dunkle Gluth überlief sie und kaum vermochte sie die ihr sonst immer so sehr zu Gebote stehende Fassung aufrecht zu erhalten.

Alexander bemerkte natürlich von alledem nichts. In seiner eigenen Bescheidenheit, in seiner Verehrung des Freundes und seiner stillen liebenden Vergötterung Miß Morgan's sah er jetzt mit Freude die strahlenden Gesichter Beider, die ihm der natürliche Ausdruck zweier edlen Naturen waren, welche sich gegenseitig finden und ahnend erkennen.

Und allerdings hatten sich diese beiden Naturen in einem einzigen Momente gefunden und ahnend erkannt. Es war dies eine jener, im Leben sehr oft vorkommenden, wunderbaren Erscheinungen, die — bei aller psychologischen Begründung — doch etwas so Räthselhaftes, Zauberartiges an sich haben, daß man sie in dunkleren Jahrhunderten in der That einem Zauber zuschrieb: eine unglückliche Verblendung, die manch armes, nur dem unabweisbaren Zuge seines Herzens folgendes Wesen unter namenlosen Qualen auf dem Scheiterhaufen untergehen ließ. Jetzt lehrt uns schon die Chemie: Wenn irgend welche Stoffe mit einander in Berührung gebracht werden, so verbinden sich stets zunächst diejenigen miteinander, welche die größte gegenseitige Verwandtschaft haben. Und dies Naturgesetz bestätigt sich vollkommen im Reiche des Seelischen.

Auch in unseren Herzen wohnt ein unabweisbarer Trieb, eine unaussprechliche Sehnsucht nach dem uns verwandten Geistigen. Es treibt uns, mit ihm eine Verbindung einzugehen, — Eines mit ihm zu werden.

Das Verwandte sucht, findet und verbindet sich blitzschnell mit dem Verwandten. Daher das „veni, vidi, vici!“ der Liebe.

Hier war es auch so: ein Moment hatte über das Schicksal dreier Menschen entschieden. Beeskow liebte zwar schon seit längerer Zeit Cecily im Stillen; aber Miß Morgan, die seine Erscheinung wie mit einem elektrischen Funken getroffen, war jetzt ebenfalls, und zwar von dem Momente an, in welchem sie ihn erblickt, sein; denn sein ganzes geistiges Wesen und seine ursprüngliche, angeborene Künstlernatur waren ihr noch wahlverwandter, als das tiefere, rein geistigere, aber auch ernstere Wesen Alexanders. Dieser freilich konnte von dem Vorgange in dem Herzen der so hoch Verehrten nichts ahnen, fand Cecily doch selbst noch kein klares Bewußtsein über das, was sich seelisch in ihr gestaltet hatte.

Aber Miß Morgan sah doch zu klar — auch in ihrem Inneren — um nicht schon in den nächsten Tagen, die Leidenschaft zu erkennen, deren unwillkürliches Opfer sie geworden war. Sie erschrack erst mädchenhaft; wehrte sich gegen sich selbst, wie eine Fliege, die sich in dem tausendfädigen Netze einer Spinne gefangen hat; aber die Fäden waren zu zähe, sie rissen nicht und ..... Miß Cecily Morgan war so vernünftig und geistig stark, um sehr bald zu erkennen: daß sie eigentlich eine Thörin sei, gegen ein ganz in der Natur begründetes, edles und heiliges Gefühl anzukämpfen.

„Ich liebe ihn!“ — sagte sie zu sich selbst — „ist das etwas Böses? Nein! im Gegentheile, ich folge ja darin nur den ewigen göttlichen Gesetzen der Natur. Liebe ist das schönste, erhabenste und beglückendste Gefühl, das unsere Brust schwellen kann, warum soll ich ihm nicht Raum geben? Gott selbst ist die Liebe, und durch die Liebe sollen wir Menschen uns ja gerade verklären und bis zur Gottheit erheben.“

Und Cecily hob ihr schönes Haupt stolz empor und setzte einen Triumph ihres Verstandes, ihrer Naturtreue, ihrer Wahrheitsliebe und ihres starken, über die Schwächen gewöhnlicher Mädchen erhabenen Wesens darein, dieser heiligsten und erhabensten aller Leidenschaften — freilich im edelsten Sinne des Wortes — freien Lauf zu geben.

Als eine Lügnerin oder gezierte Coquette glaubte sie sich aber verachten zu müssen, wenn sie — als ihr Beeskow bald darauf seine Liebe erklärte — nicht offen, treu und wahr dem Geliebten ihre Neigung ebenfalls gestanden hätte. Beeskow war überglücklich. Und wie hätte er es nicht sein sollen? — er, mit seinem jugendlichen Aufschwunge für alles Edle, Schöne und Geistige; — er, der in seiner künstlerischen Natur sich so ganz in seiner Cecily wiedergespiegelt fand; — er, der so excentrisch in Allem: mit seinem genialen Anfluge, seinem Selbstbewußtsein, seinem übersprudelnden Jugendmuthe, seinen herrlichen Talenten für Musik, Zeichnen

und Malerei, seinem Enthusiasmus für Kunst und Künstler?!

Freilich konnte Miß Cecily nicht wissen, daß hinter all' diesen schillernden Eigenthümlichkeiten des Geliebten, eine bis zum Aeußersten sinnliche Natur liege, und daß es ihm, bei dem besten und edelsten Willen, doch gar häufig, wenn die Leidenschaften in der jugendlichen Brust stürmten, an moralischer Kraft und Ausdauer gebrach. Wußte sie ja doch bis dahin selbst noch nicht, was Leidenschaft war; war ihrem kindlichen Herzen bis zur Stunde doch jener Antheil ganz fremd, den — namentlich bei phantasiereichen künstlerischen Naturen — die Sinnlichkeit gern bei jeder Erregung nimmt.

Beeskow aber verlor über sein Glück — das er jedoch auf das Strengste geheim hielt — den festen moralischen Halt, den er seit dem Umgange mit dem jungen Alexander von Humboldt gewonnen. Rascher, als es möglich schien, ward er ein Spielball seines Herzens und der Liebe, und seine Freundschaft litt durch den Mangel an Aufrichtigkeit gegen den Freund.

Sein Geist war jetzt in einer beständigen Gährung, sein ganzes Wesen fieberhaft aufgeregt. Er arbeitete wie ein Riese und bis zur Ueberspannung seiner Kräfte um dann oft plötzlich bis zu einer Art geistiger Abwesenheit in selige Gedanken zu versinken. Er konnte dann in seiner Phantasie so recht mit Besonnenheit schwelgen und sich in den Genuß vertiefen. Aber weder

hier noch in den mancherlei Liebhabereien und Studien, auf die sich jetzt sein jugendlicher Enthusiasmus mit einer gefräßigen Wißbegier warf, fand er Ruhe. Desto heftiger wurde er von Tag zu Tag in seiner Freundschaft zu Alexander und den übrigen Mitgliedern des „Tugendbundes;" vielleicht gerade, um seinen Mangel an Aufrichtigkeit einigermaßen gut zu machen. Er war jetzt der Begeistertste in dieser Verbrüderung, und hätte gewiß sein Leben für eine große, die Menschheit beglückende That eingesetzt, um Cecily würdig zu erscheinen und als Held und Märtyrer vor ihren Augen zu sterben. Denn selbst im Märtyrerthum liegt für hochpoetische Menschen und tiefsinnliche Naturen eine Wollust, die jener der Liebe gleich kommt. Oft war es ihm dabei, als müsse er die ganze Welt umarmen und könne sie nur nicht greifen. Er liebte, ward geliebt ..... und doch zersprengte noch eine unbefriedigte Sehnsucht fast seine Brust; — eine Sehnsucht, die ihn oft schwindeln machte und sich nachgerade zu einer Art Wuth der Unbefriedigung steigerte.

Alexander ahnte in seiner stillen Verehrung Miß Morgan's von alle dem nichts. Er sprach ja mit Cecily, die er nur bei Wekerlings sah, nie über diesen Gegenstand, und da sich Beeskow hier wenig mehr zeigte, lag keine Gelegenheit vor, daß sich dieser verrathen hätte. Desto öfter besuchte Beeskow Miß Morgan und ihre Mutter in ihrer Wohnung; doch wußte er es so einzu-

richten, daß keine Seele etwas von diesen Besuchen erfuhr, und auch Cecily mußte ihm versprechen, derselben nirgends zu erwähnen.

Und welche herrliche Stunden verlebten hier die beiden Liebenden in gegenseitiger Ausübung ihrer künstlerischen Talente: im Zeichnen, Malen und in der Musik, sowie in begeisterten Gesprächen über die Schönheit, ihre Macht und ihre Herrschaft über Welt und Menschheit. Das Griechenthum war dabei ihr Ideal; während Beeskow plötzlich wieder die alte Lust zum Malen überkam und sein angebornes Talent sich dabei wirklich glänzend geltend machte.

Als sie einst in Cecily's Arbeitszimmer viel darüber gesprochen und in einem vortrefflichen englischen Werke die Kupferstiche fast sämmtlicher bis dahin bekannten Antiken gemeinsam betrachtet und bewundert hatten, und beide in Eifer und Aufregung glühten, bat Beeskow die Geliebte: ihm nun endlich auch einmal ihr kleines Heiligthum — ihren Tempel, wie sie ihr Boudoir nannte, — zu zeigen.

Cecily nahm jetzt keinen Anstand; die Stimmung war eine warme, vertraulich beseligende; und konnte und durfte sie noch ein Geheimniß vor dem Geliebten haben?

„Du sollst es sehen, Adrian!" — sagte sie daher mit einem bezaubernden Lächeln, in dem ein Himmel voll Glück und Seligkeit lag. — „Nimm es aber als einen Beweis meiner unendlichen Liebe hin, wenn ich Dich

hinein lasse; denn diesen stillen Winkel meiner süßesten mädchenhaften Träume, dies Heiligthum meiner Zurückgezogenheit, hat noch kein Mann gesehen, kein fremder Fuß betreten."

Und Cecily drückte mit diesen Worten gegen einen großen Spiegel, der in der Wand angebracht war und mit dem unteren breiten Theile des scheinbaren Rahmens bis zum Fußboden reichte. Sofort drehte sich der Spiegel um eine, in seiner Mitte angebrachte senkrecht stehende Achse, so daß sich zwei schmale Räume zum Eintreten öffneten. Rasch benutzte sie das liebende Paar und sofort schloß sich der Spiegel wieder hinter ihnen, so daß sie sich in einem kleinen zauberhaft schönen Gemache befanden, dem jedoch, da es gar keine Thüre zeigte, jeder Ein- und Ausgang zu fehlen schien. Es war ein seltsamer, wunderbar-behaglicher Eindruck, den dies auf den jungen Mann machte: wie für die Ewigkeit schien er sich hier, abgeschlossen von aller Welt, in der beglückendsten Gefangenschaft zu befinden. Es überlief ihn ein leiser Schauer des Entzückens.

Dies kleine Gemach mußte ohnedem die Göttin der Schönheit geschaffen und zu ihrem Tempel geweiht haben; so wenigstens bedünkte es in diesem Augenblicke Beeskow, der vor Staunen und seligem Behagen unbeweglich da stand. Das ganze war im griechischen Style ausgeführt; Halbsäulen zerlegten die Wände in Tafeln, auf deren spiegelglatten, von einem leichten Rothe angehauchten Grunde, meisterhaft gearbeitete Statuetten von Ala-

baster sich auf zierlichen Piedestalen schön hervorhoben. Es waren sämmtlich Gestalten aus der griechischen Mythologie: Amor und Psyche, — Aphrodite, dem Meere entsteigend, — Apollo, der Gott nie welkenden jugendlich-männlichen Schönheit, — die drei Grazien, — Andromeda, von Perseus befreit u. s. w.

Die Wirkung dieser kleinen plastischen Kunstwerke war aber eine um so gewaltigere und eigenthümlichere, als sie ihr Licht von oben und durch Scheiben von rothem Glase empfingen, so daß sie bei der magischen Dämmerung, die rings in dem Gemache herrschte, alle lebend erschienen, die zierlichen Glieder in der natürlichen Farbe des Fleisches und in einer Zartheit und Abrundung, die nirgends auch nur einen Anflug von Rohheit oder Härte zuließ.

Starkduftende Gewächse mit reichen, in den prächtigsten Farben prangenden Blüthen bildeten dabei, rings an den Wänden hin, einen kleinen Zaubergarten; während die Mitte des Zimmers ein breiter, weich gepolsterter Divan von weißer Seide, in Form und Gestaltung eines griechischen Ruhebettes, einnahm. Ein schöner weicher Teppich bedeckte den Boden.

„Nun, mein Freund!" — sagte jetzt Cecily, indem sie Beeskow, der mit seiner jugendlich schönen Gestalt selbst wie ein Apollo in diesem Tempel da stand, mit leuchtenden Blicken und glühenden Wangen ansah. — „Nun, mein Freund, habe ich nicht das Recht, mein Boudoir einen kleinen Tempel zu nennen?"

„O gewiß, theuere Cecily!“ — entgegnete der junge Mann. — „Ich kann mich von meinem Staunen nicht erholen. Aber den rechten Werth und die rechte Bedeutung erhält dieser Tempel doch erst, wenn Du selbst, als Priesterin der Schönheit, in ihm weilst!“

„Dazu ist er auch geschaffen!“ — sagte Miß Morgan. — „Und meine schönsten und liebsten Stunden habe ich hier zugebracht. Wenn mir das Bedürfniß kommt, mich einsam in meine Gedanken zu versenken, dann flüchte ich mich hierher, wo ich — verborgen vor aller Welt und frei und los von all' und jedem Druck alberner Convenienz — nur mir allein gehöre. Hingestreckt auf diesen Divan, kann ich dann Stunden lang mein ganzes Wesen aufgehen lassen in dem Forschen und Suchen nach der Schönheit Ideal und der Verkörperung desselben im Leben.“

„Und was sind die Resultate dieser Stunden?“ — frug Adrian, indem er sich auf den Divan setzte und Cecily sanft nach sich zog.

„Eine unbegrenzte Verehrung, Liebe und Sehnsucht nach dem Volke und dem Lande der Schönheit.“

„Ich errathe!“ — rief Beeskow, die Hand der Geliebten leise drückend — „nach den Griechen und Griechenland.“

„So ist es!“ — sagte Cecily und ihre seelenvollen Augen glänzten im Feuer der Begeisterung. — „Tritt uns denn nicht das griechische Volk aus dem chaotischen

Gemenge der alten Völker wie eine plastische Göttergestalt mitten unter rohen Skulpturanfängen wunderbar herrlich entgegen? War denn dort, in dem lieblichen Hellas, nicht Alles herrlich? .... der ewig heitere Himmel, die reine klare Luft, der Ocean, so ewig groß und ewig neu an Schönheiten; die ganze Natur in ihrer erhöhten Farbenpracht, mit ihren zarten, ebenmäßigen Gebilden! Da war es denn kein Wunder, daß der Sinn für Schönheit überhaupt so frühe in den Griechen geweckt wurde; daß sich auch in den Menschen dort natürliche Grazie entwickelte und das Streben nach hoher Idealschönheit das Wesen der griechischen Nation bald charakterisirte."

„Es ist wahr!" — sagte Beeskow, dessen Blicke mit Entzücken an dem strahlenden Antlitze der Geliebten hingen — „in Griechenland schönster Zeit durchdrang der Geist der Poesie, des Edlen und Idealen Alles."

„O!" — rief Cecily — „schön erschienen die Menschen in Gestalt und Ausdruck; — schön und malerisch war ihre Gewandung, die nicht, wie jetzt, in entsetzlichen, jedes Gefühl für Schönheit empörenden Moden den Körper verhüllte und verunstaltete, sondern in kindlicher Unbefangenheit die wunderbare Herrlichkeit seiner Formen zeigte. Schön, bis zum Erhabenen und Herrlichen, traten Baukunst, Bildhauerkunst, Malerei und Dichtkunst auf, — und schön vor Allem war die Bildung des Geistes!"

„Eben darum und ganz naturgemäß" — sagte

Beeskow — „mußte sich nun aber auch bei den Griechen dieser Schönheitssinn in ihrem ganzen Leben, in allen ihren öffentlichen und Privat-Verhältnissen ausdrücken."

„Und er that es!" — rief Cecily in flammendem Eifer. — „Er that es bei ihrer Erziehung, ihren Spielen, ihren Festen, ihren Leibes- und Geistesübungen. O welche Zeiten waren die Zeiten des Perikles! als das Parthenon sich erhob, die Propyläen emporstiegen, das Erechtheum, das Pelasgikon, der Areopagus, das Odeon die Zierden Athen's wurden; als Phidias seine Göttergestalten schuf und Apelles seinen Meisterpinsel führte. Und ..... und!" — fügte sie hinzu, indem sie ihre beiden zierlich kleinen Hände auf die schön geformte wogende Brust drückte — „was geht denn über die Dichtungen ihrer Götterlehre und über die zauberhaften Kunstgebilde, die wir dieser verdanken."

Und ihr Blick schweifte mit Entzücken über die Alabasterstatuetten, die die Wände des kleinen Gemaches zierten. Cecily war dabei so sehr in die berauschende Betrachtung derselben verloren, daß sie nicht bemerkte, mit welch' brennender Gluth das Auge des Geliebten auf ihr ruhte. Beeskow aber kam es vor, als habe er Miß Morgan noch nie so schön gesehen. Sie selbst war wie ein Gebilde aus griechischer Meisterhand, mit dem wundervollen Profil, dem zartgewölbten Busen, dem schlanken Körper und den edlen Formen der Arme und Hände. O nur eines, nur eines wünschte sich der Jüng-

ling jetzt: daß diese liebliche Göttergestalt keine andere, als eine griechische Gewandung umhüllen möge.

Und Beeskow zog die Geliebte an sich und flüsterte ihr in's Ohr, was er dachte. Da lächelte Cecily mit bezaubernder Unschuld und sagte:

„Und wäre das etwas Böses? Wenn wir in jenen Zeiten lebten, verstünde es sich ja von selbst. Dem Reinen ist alles rein."

„Engel!" — rief Adrian und zog sie an seine Brust und ein glühender Kuß brannte auf ihren Lippen.

Den Tod im Auge.

„Hast du nun genau behalten, was ich dir gesagt habe?" — schrie mit rauher, schnarchender Stimme ein altes häßliches Weib einem kleinen in Lumpen gehüllten Mädchen zu.

„Ja, ich hab' es behalten!" — entgegnete das bleiche Wesen, indem es am ganzen Leibe zitterte und mit Entsetzen nach den Händen der Alten schielte, die wie die Krallen eines reißenden Thieres anzusehen waren und von welchen es wohl eine neue unsanfte Berührung mit seinem zerzausten Haupthaare fürchtete.

„Wo also sollst du ihn erwarten?" — rief die Alte und faßte das Kind mit ihrer knochendürren Hand so fest an seinem mageren Arme, daß es laut aufschrie. Aber der Schmerzensschrei des armen Wesens schien die häßliche Alte noch zu freuen, denn ihre grünen, tiefliegenden Augen leuchteten in dem dunkelen Gemache katzenartig auf, während sie die Kleine unter heiserem

Lachen hin- und herschüttelte, als wolle sie dieselbe aus ihrem Todesschlafe erwecken.

„Bist wohl von Marzipan?" — rief sie dabei — „weil du so schreist, wenn man dich anrührt? Antworte mir lieber: wo sollst du ihn erwarten?"

„Am Deutschherrenhause an der Brücke!" — entgegnete die Kleine, leise wimmernd.

„Und wirst du ihn erkennen?"

„Ja!"

„Woran?"

„Er trägt keine Farben und keinen Schläger; auch habt Ihr mir den jungen Mann schon bei Tage gezeigt."

„Wenn du einen Falschen bringst!" — sagte die Alte, und ihr gelbes, von zahllosen Falten durchfurchtes Gesicht, mit den Warzen auf dem einen Backen und den kurzen grauen Haaren an dem, über den eingefallenen zahnlosen Mund weit hervorstehenden Kinn, zeigte schon im Voraus den Zorn, den sie für den unglücklichen Fall verkünden wollte. — „Wenn du einen Falschen bringst, reiße ich dir dein letztes Haar aus!"

Die Kleine erblaßte, denn der Druck an ihrem Arme war so stark geworden, daß dem Kinde die Sinne zu schwinden anfingen.

„Ich bringe schon den Rechten!" — lispelte es leise; — „aber laßt mich auch los, Mutter Gertrud, Ihr zerquetscht mir den Arm."

Indeß die Alte ließ nicht los: — „Dummes Ding!" —

rief sie und schüttelte das Mädchen auf's Neue — „sei nicht so frech, sonst summt dir eine Maulschelle auf. — Und du weißt, was du mit ihm zu thun hast?"

„Ich weiß es!"

„Und daß Euch Niemand bemerkt."

„Ich werde vorsichtig sein."

„Namentlich hüben in der Vorstadt."

„Ich führe ihn durch die kleinen Gassen, die bis dahin leer und einsam sind."

„Recht!"

„Und von hinten in das Haus."

„So hab ich dir's befohlen. Dann über den langen Gang nach der Thüre ...."

„Aber ...." — hub die Kleine hier ängstlich an.

„Was aber!" — keifte die Alte und ihre Finger krallten sich ordentlich in das bischen Fleisch des Kinderarmes, den sie hielt. — „Halte dein Maul und thue was man dir befiehlt!"

„Aber gebt mir um Gottes Willen erst einen Bissen zu essen, Mutter Gertrud!" — flehte das Kind jetzt. — „Ich habe seit gestern nichts genossen und kann kaum noch auf den Beinen stehen."

Die Alte lachte hönisch, kniff ihre Katzenaugen zusammen und sagte: — „Dann kannst du auch desto besser lamentiren. Wenn du mir aber den Vogel erst abgeliefert hast, dann sollst du auch zu essen haben."

„Nur ein kleines Stückchen Brod!“ — jammerte das Kind.

„Wenn er hier im Hause ist.“

„Ich bitte Euch, Mutter Gertrud, nur ein kleines, kleines Stückchen!“

Aber Mutter Gertrud blieb taub für die Bitten des Kindes: „Jetzt marsch!“ — rief sie, ohne den Arm ihres Opfers nur einen Augenblick los zu lassen und führte dasselbe zur Thüre. — „In einer Stunde bist du mit ihm hier, oder ich reiße dir alle Haare aus dem Kopfe und werfe dich in den Keller den Ratten vor!“ — Und ein Tritt der Alten setzte das Kind vor die Thüre.

Das Gemach, in welchem sich diese Scene zutrug, war, obgleich die Dunkelheit angebrochen, nicht erleuchtet. Schwerlich herrschte aber auch hier am Tage Licht: denn das einzige niedere Fenster desselben ging auf einen düsteren Gang und war noch dazu so sehr mit Schmutz und Staub bedeckt, daß sich im Laufe der Zeit eine förmliche Kruste über den kleinen schlechten Scheiben gebildet hatte. Wären nicht einige derselben zertrümmert gewesen und herausgefallen, so hätte auch nicht ein Strahl des Lichtes, kein Hauch frischer Luft hier Eingang gefunden.

Entsprechend sah es im Inneren dieser Höhle aus. Wände und Decke waren schwarz von Rauch und Schmutz, und letzterer bildete sogar auf dem Fußboden eine angenehme Abwechslung von kleinen Bergen und

Thälern, so daß derselbe der Darstellung eines Landes in bas-relief nicht unähnlich sah.

Ein alter, wacklichter, von den Würmern fast zerfressener Tisch nebst drei Stühlen, die sich in einem ähnlichen Zustande befanden — ein elendes Bett und einige halbzerbrochene Töpfe bildeten die Haushaltung. Doch fehlte in derselben auch ein Spiegel nicht, wenn man nämlich die Platte des Tisches dafür nahm, die von Fett und — mit den Aermeln abgebohntem — Schmutz so blank war, daß man sich wirklich, bei etwas mehr Licht, in ihr hätte spiegeln können. Ein mephitischer Geruch erfüllte dabei den Raum, und zwar machte sich bei demselben wieder eine bedeutende Branntweinatmosphäre hervorragend geltend, die um so stärker und intensiver wurde, je mehr man sich Mutter Gertrud näherte.

Freilich wußten Diejenigen, die hier bekannt waren, daß, wenn man der alten, dunkelen und halb zerfallenen Holztreppe hinan geklommen war, sich noch einige Räumlichkeiten in dem Hause fanden, die etwas besser aussahen, als die untere Stube. In jenen Kammern herrschte doch wenigstens einige Sorge für Bequemlichkeit und nicht allzu schlechte Betten bildeten den Mittelpunkt des daselbst aufgewandten Luxus. Ständige Bewohner hatten diese Zimmer freilich nicht; aber Mutter Gertrud fand doch häufig Gelegenheit, sie auf Stunden, Tage oder Nächte zu vermiethen, und dann ging es manchmal

recht lustig in dem alten, abgelegenen Häuschen zu. Das war aber auch Mutter Gertrud's einziger Verdienst, und von diesem mußte sie sich und das Kind ihrer verstorbenen Schwester ernähren, dasselbe Mädchen, das sie soeben weggeschickt hatte.

Ueber dem kleinen Häuschen schwebte übrigens ein Nebel von unheimlichen Sagen, die die meisten Einwohner der Stadt wohl kannten, aber kaum auszusprechen wagten. In den Kriegszeiten nämlich sollte es hier oft noch lustiger zugegangen sein, wie dies jetzt noch manchmal geschah. Die Söhne des Mars fanden — besonders wenn sie an Beute reich durch die Stadt kamen — hier eine ungemein freundliche und liebreiche Aufnahme; nur, so flüsterte man sich zu, kam nicht Jeder, der hineingegangen war, wieder heraus. Wenn der Appel zum Ausmarsch rief, war mancher spurlos verschwunden, der vielleicht dann schon still und schweigsam auf den letzten Appel harrte.

Aber diese Zeiten waren ja längst vorüber; die Hausbesitzer hatten mehr denn einmal gewechselt, und statt der Söhne des Mars sprachen jetzt fast nur Musensöhne hier ein. Freilich waren dies nur die wüstesten und rohesten, die sich im Uebermuthe der Jugend allen Lastern in die Arme warfen und ihr verworfenes Treiben in Nacht und Verborgenheit hüllen mußten.

Auch in diesem Augenblicke saß in dem hintersten Winkel des eben beschriebenen Gemaches eine Gestalt,

die man zwar, der Dunkelheit und ihrer Verhüllung wegen, nicht erkennen konnte, die aber dennoch durch Backen-, Schnur- und Kinnbart, sowie durch Sprachweise und Manieren auffallend an einen der berüchtigtsten Schläger und Renommisten jener Landsmannschaft erinnerte, die im „tollen Häring" zu kneipen pflegte.

„Mutter Gertrud!" — sagte jetzt die Gestalt in tiefem Baß, aber mit gedämpfter Stimme, — „wird mich auch der Grasaffe, den Ihr eben fortgeschickt, nicht erkannt haben?"

„Gewiß nicht!" — krächzte die Alte, indem sie nach einer auf dem Tische stehenden Branntweinflasche schlich und einen tüchtigen Zug nahm. — „Es ist ja hier so dunkel, wie im Grabe."

„Und Ihr glaubt, daß die Sache gelingt? Denn der Kerl muß aus dem Wege; ich und noch ein paar Andere haben es geschworen."

„Rechnet auf mich."

„Habt Ihr auch die Kraft, es auszuführen?"

„Gelbschnabel!" — rief mit heißerem Lachen die Alte, — „wollt Ihr mich lehren, was ich zu thun habe, wenn ich gut bezahlt bin?"

„Und ...."

„Mit Eurem ewigen „und!" — Gebt das Geld und trollt Euch, bis die schwarze Lore wieder kommt. Ich verstehe mehr von dem Haus, als irgend eine noch lebende Seele."

„Wie so?“ — frug die Gestalt, indem sie sich erhob, Mutter Gertrud that einen neuen und so kräftigen Zug aus der Branntweinflasche, daß der Bärtige selbst erstaunt zusah.

„Wie so?“ — wiederholte sie dann, und ein Strom von Branntweindunst zog aus ihrem Halse. — „Wie so? weil ich vor Jahr und Tag schon einmal in diesem Hause war.“

„Ihr?“

„Ja, ich, junger Mann, und zwar war ich damals noch so jung und schön, wie es jetzt Euere schwarze Lore ist, mit der Ihr oft da oben haust. Das waren freilich noch bessere Zeiten — — schmucke Kriegsmänner kamen da — Gold die Fülle ..... Doch, was schwatze ich, ... zahlt mir mein Geld ..... und dann trollt Euch, ich muß Anstalten machen.“

„Hier ist es!“ — sagte die Gestalt und warf eine schwere Geldrolle auf den Tisch. — „Aber das Maul gehalten, alte Hexe, oder du bist verloren.“

Und mit diesen Worten wandte sich der Verhüllte und verließ Haus und Gemach.

Die Glocke schlug eben ein Viertel vor acht Uhr, als sich der junge Alexander von seiner Arbeit erhob. Er hatte heute Abend ausnahmsweise den gemüthlichen Theebesuch bei Professor Löffler nicht gemacht, und Kunth

und Wilhelm allein hinuntergehen lassen, weil ihn eine neue Entdeckung so anzog, daß er alles Andere darüber vergaß.

Cavendish, der berühmte Chemiker, — der talentvolle zweite Sohn des Herzogs von Devonshire — hatte die directe Vereinigung des Stickstoffes mit dem Sauerstoff zu Salpetersäure beobachtet, und verbreitete nun in einer kleinen Schrift zuerst Licht über die Zusammensetzung dieser, schon in den frühesten Zeiten der Chemie bekannten Säure.

Alexander's Wißbegierde erfaßte die Sache mit dem ihm eigenen Eifer und so waren ihm in seinem stillen Studierzimmer zwei Stunden über der neuen Broschüre verschwunden, er wußte selbst nicht wie. Jetzt mußte er enden und sich auf den Weg machen, denn von acht bis neun Uhr las noch Professor Walker ein Privat-Collegium über Zoologie, das er nie versäumte, da es großes Interesse für ihn hatte.

Professor Walker aber wohnte weit ab und bis zum Deutschherrnhause in der Nähe der Brücke war es gewiß eine gute Viertelstunde Weges.

Alexander nahm daher rasch Kopfbedeckung und Collegienheft und verließ das Haus. Er war indessen im Geiste noch so sehr in die Cavendish'sche Abhandlung vertieft, daß er Alles, was um ihn her vorging, nur wie in einem halbwachen Zustande bemerkte. So hörte er, als er am Deutschherrnhause in Gedanken verloren

vorüberschritt, ein leises Weinen und erblickte auch ein armes Kind, von welchem das Weinen ausging. Sonst wäre er gewiß hier stehen geblieben und hätte das arme Wesen theilnehmend um die Ursache seiner Thränen gefragt; heute nahm er nur einen traumartigen Eindruck davon mit, der ihm jedoch sogleich wieder zum Bewußtsein kam, als er — eine Stunde später — das Colleg des Professor Walker verlassen und nun, etwas gesammelter, dasselbe Kind an demselben Orte weinend fand.

Alexander war zu mitfühlend, um an fremdem Elend kalt vorübergehen zu können. Er kannte schon durch zahlreiche Erfahrungen den reichen Genuß, der für ein edles Herz in stillem Wohlthun ruht, dem ärmlichen der selbstischen Freude gegenüber. So blieb er denn auch jetzt auf der ganz still gewordenen Straße stehen und frug das Kind in mildem Tone: was ihm fehle?

Die Kleine weinte leise fort: es schien ihr schwer zu werden, ein Wort hervorzubringen. Endlich, als Alexander mit beharrlicher Theilnahme in sie drang, sagte sie:

„Mich hungert so sehr!“

Alexander griff in die Tasche und wollte dem Kinde eine Silbermünze reichen; da fuhr es, wie durch eine Erinnerung erschreckt, zusammen, wehrt das Geld ab und lispelte:

„Mir nicht, mir nicht! . . . . . der Mutter! O Herr, kommt mit mir; nur wenn Ihr selbst kommt, könnt Ihr in einer verzweifelten Familie Rath und Hülfe schaffen!“

„Es ist schon spät!“ — versetzte Alexander. — „Ich will dir heute Geld geben und morgen selbst kommen, wenn du mir Eure Wohnung sagst.“

„O!“ — stotterte das Kind und seine Glieder zitterten, als balle sich eine knochendürre und knochenharte Faust hinter seinem Rücken — „nicht morgen! jetzt, jetzt gleich müßt Ihr mir folgen, ... wenn .... wenn ..... wenn nicht alle Hülfe zu spät kommen soll!“

„Nun denn!“ — sagte Alexander, der unterdessen bei dem matten Scheine der nächsten Laterne mit inniger Rührung in die leidenden Züge des blassen Kindes geschaut — „so will ich mit dir gehen.“

„Ist es weit?“

„Nein!“ — antwortete die Kleine, und fast schien es Alexander als betrachte sie ihn mit Blicken der Angst und des Bedauerns. Aber er mochte sich bei dem flackernden unsicheren Laternenlichte geirrt haben und die Angst galt wohl dem Elende zu Hause.

„So gehe voran!“ — sagte er. — „Ich folge dir!“

Die Kleine that, wie ihr befohlen, und der junge Humboldt folgte schweigend über die Oderbrücke nach der Vorstadt. Hier bog das Kind in eine einsame Nebengasse, von dieser in eine zweite, dritte, von welchen jede mit ärmlicheren Häusern und verfalleneren Baracken besetzt war. Alexander gewahrte es mit einem tiefen Seufzer. Er dachte an das viele Elend, an den vielen Jammer, die auf der Erde herrschen und frug sich im Stillen:

ob denn das Leben, das so Tausende — von Unwissenheit, Rohheit, Sorgen und Arbeit in den Staub gedrückt — führten, ob das wirklich ein menschliches Leben genannt werden könne und dürfe? Und in wiefern solche Existenzen mit der menschlichen Würde und der höheren menschlichen Bestimmung in Einklang zu bringen seien?

Er sann lange, schmerzlich bewegt, darüber nach; aber er blickte getröstet auf, als es in seinem Inneren mit prophetischer Stimme wiederklang: „Indem die Vorsehung die Schicksale der Menschheit bestimmt, ist auch das innere Wesen des Menschen dabei in Einklang gebracht. Es herrscht auch hier eine Harmonie, wie in allen Dingen der Natur, so daß man sie auch gegenseitig aus einander ohne höhere Fügung erklären und herleiten könnte. Gerade dies aber beweis't um so klarer und sicherer die höhere Fügung, die jener großen, erhabenen und herrlichen Harmonie des Ganzen das Dasein gab! Auch der Wurm im Staube ist glücklich und der Käfer mitten in der Gährung verwesender Stoffe, so gut und so verhältnißmäßig, als der König auf seinem Throne und der Genius im Reiche des Lichtes!"

Alexander war, in diesen Gedanken verloren, unbemerkt in ein Haus getreten. Er ward sich dessen aber erst klar bewußt, als es um ihn zur stockfinsteren Nacht geworden und das Kind ihn um seine Hand bat, damit

es ihn leiten könne. Der junge Mann gab sie ruhig und die Kleine führte ihn einen lichtlosen und endlosen Gange entlang. Einen Anderen hätte hier wohl ein unbehagliches und ängstliches Gefühl überschlichen; der junge Humboldt aber kannte keine Furcht, nur eines fiel ihm auf: die Hand der kleinen Führerin zitterte fieberhaft in der seinen.

„Bist du krank, mein Kind?" — frug er daher milde.

Aber die Kleine antwortete nicht. Nur schwere beklommene Athemzüge entrangen sich ihrer Brust, als unterdrückte sie gewaltsam eine große Angst und ihre Hand zitterte noch mehr.

„Sage es mir!" — fuhr Alexander theilnehmend fort — „wenn dir etwas fehlt, will ich dir zu helfen suchen!"

Die kleine zitternde Hand drückte die seine leise. Ja plötzlich hielt die Führerin stille, als besinne sie sich, ob sie weiter gehen solle oder nicht. Doch dies Besinnen dauerte nur einen Moment, dann verkündete ein plötzliches Zusammenfahren, daß das Kind über irgend etwas erschrocken sei und zitternd ging es weiter. Freilich waren Alexander's Sehorgane nicht so sehr an Finsterniß gewöhnt, um zu bemerken, daß in einem Winkel, an dem sie eben vorüberkamen, die Gestalt eines alten häßlichen gespenstischen Weibes zusammengekauert saß, dessen Augen fast wie die einer Katze funkelten, während sich der dürre knochenartige Arm drohend erhob.

Indessen ward der nächtliche Gang dem jungen Mann jetzt doch etwas zu lange.

„Sind wir noch nicht am Ziel?“ — frug er daher.

„Doch, mein Herr!“ — antwortete die schwankende Stimme des Kindes. — „Hier ist die Thüre. Treten Sie ein .... ich .... ich will Licht holen.“

Alexander ergriff die Klinke, auf welche das Kind seine Hand gelegt, öffnete und trat ein. Aber auch dieser Raum war völlig finster. In demselben Augenblick hörte er draußen das Kind einen gellenden Schmerzensschrei ausstoßen.

War es in der Dunkelheit gestürzt? — war ihm sonst etwas zugestoßen? — Er tappte nach der Thüre... aber .... siehe da, sie wollte nicht mehr aufgehen... vielleicht war das Schloß zugefallen.

Jetzt bereute der junge Alexander von Humboldt doch ernstlich, daß er, von seinem guten Herzen verleitet, etwas zu vertrauensvoll vorgegangen sei. Er fürchtete zwar nichts, aber die Situation war auch gerade keine angenehme. Er lächelte bei diesen Gedanken über sich selbst:

„Darf man denn nicht auch einmal etwas Unangenehmes erleben und überwinden?“ — sagte er dann zu sich — „wenn es darauf ankommt, eine gute That zu verrichten? Ich will in Geduld warten, bis die Kleine Licht bringt, dann wird sich alles geben.“

Aber das Licht kam nicht. Es vergingen fünf ....

zehn .... zwanzig Minuten .... die Kleine ließ sich nicht sehen.

„Wenn sie auf dem dunkeln Gange verunglückt wäre?“ — dachte jetzt Alexander und seine Stirne legte sich in leichte Falten. — „Ich könnte ihr nicht einmal Hülfe leisten. Und ich selbst .... wo bin i ch denn?.... Vielleicht weiß es kein Mensch, daß ich mich hier befinde .... und die Thüre ist zugefallen.“

Die Stirne des jungen Mannes verfinsterte sich mehr und mehr. Er dachte nach Hause und daß man ihn dort mit Unruhe erwarten werde; denn Alexander blieb nie aus, ohne es wenigstens zu hinterlassen, wo er sei und wann er zurückkomme. Und auch das war ja so selten, da er namentlich Abends in den Erholungsstunden, fast immer die Gesellschaft Wilhelm's und Kunth's, wenn nicht der übrigen Freunde, theilte.

So nahm denn der junge Humboldt jetzt noch einmal alle seine Geduld zusammen, immer noch auf seine kleine Führerin mit dem Lichte wartend. Wenn sie nicht gefallen war und Schaden erlitten hatte, so mußte sie ja kommen; warum hätte sie ihn sonst hierhergeführt?

Aber sie kam nicht.

Es mochte jetzt schon eine halbe Stunde seit ihrem Weggehen verschwunden sein und nun fing Alexander doch an ungeduldig und besorgt zu werden. Wenn man ihn nun hier vergaß?

Er pochte heftig wieder die Thüre. Alles bieb still.

Er rief, ... seine Stimme verhallte, — klang aber eigenthümlich hohl zurück.

Was sollte das sein? — Wo war er? — hatte man ihm einen bösen Streich gespielt? .... Aber warum? .... Er meinte es ja mit aller Welt so gut!

Alexander besann sich, ob er Feinde habe. Er wußte von keinem, außer den Landsmannschäftlern, und das waren Studenten, die konnten ihn und seine Gesinnungsgenossen fordern, aber ..... nein! ..... zu einem so erbärmlichen Schurkenstreiche war auch der roheste unter denselben wohl nicht fähig.

Es mußte hier ein böser Zufall sein Spiel treiben. Also — was war in dieser Lage für einen verständigen Mann zu thun?

„Vielleicht hat das Gemach noch einen anderen Ausgang!" — sagte der junge Mann jetzt vor sich hin. — „Ich will es untersuchen."

Und Alexander fing an, sich an den Wänden hinzufühlen, da auch nicht eine Ahnung von Lichtschimmer hineinfiel. Aber nicht einmal Fenster schien das Gemach zu besitzen.

Plötzlich klang es hohl unter seinen Füßen. Alexander hielt erschrocken an, zumal er zugleich eine leichte Schwankung des Fußbodens verspürte. Vorsichtig bemühte er sich zurückzutreten ..... aber ..... es war zu spät .... in demselben Momente öffnete es sich wie eine Fallthüre

unter ihm und er stürzte mit einem Schrei des Entsetzens in die Tiefe.

Einen Augenblick später war es todtenstill. — —

„So!" — krächzte jetzt die heisere Stimme der Mutter Gertrud, außerhalb des Gemaches in dem sich bis jetzt Alexander aufgehalten. — „Der hat sein Theil! Da unten schläft Mancher aus den Kriegszeiten, der mir einst schön gethan und im tollen Uebermuthe nicht wußte, wo er mit seinem Bischen Leben und Gold hinaus sollte. Und nun zu dem lästigen Ding .... das mich beinahe verrathen hätte. Die muß auf die eine oder die andere Weise auch fort.

Und Mutter Gertrude schlich nach ihrem Wohnzimmer, wo, an Händen und Füßen geknebelt und den Mund mit einem alten schmutzigen Lumpen zugebunden, das Kind ihrer Schwester am Boden lag.

„Warte nun Racker!" — rief sie dabei indem sie zugleich den Rest der Branntweinflasche mit einem Zuge hinuntergoß, — „ich will dich Satan lehren, mich verrathen zu wollen."

Und damit griff sie in des Kindes Haare, wickelte sie mehreremale um die dürre Hand und schleppte das unglückliche Opfer dann schwebend nach dem Keller. Hier ließ sie es los, warf es auf die Erde und rief:

„Da! mögst du verflucht sein und mögen dich die Ratten verzehren!"

Dann gab sie dem armen in Schmerzen und Angst

sich krümmenden Wesen noch einen Fußtritt und schwankte in ihrem Branntweinrausche der Treppe hinauf. Die Kellerthüre fiel zu, — ein schwerer Riegel ward vorgeschoben, — ein heißeres Lachen erschallte, und es ward auch hier todtenstille. — —

Aber die Todtenstille dauerte nicht allzulange, da fing es in dem dunkelen Keller an zu rappeln und zu raspeln und zu nagen, als ob feine scharfe Zähne große Stücke Holz zerbissen; und es sprang hier etwas herüber und hinüber und lief dort etwas Unsichtbares mit schwerem Tritt.

Die arme Kleine zuckte entsetzt zusammen, denn sie — die schon zweimal in ähnlicher Weise hier gelegen — wußte recht gut, was das war: es waren die großen abscheulichen Ratten, vor welchen sie sich bis in den Tod fürchtete. Und sie lag an Händen und Füßen gebunden, fast ohne sich zu rühren — mit verschlossenem Munde, ohne Schreien zu können und kaum von den elenden Lumpen ihrer Kleidung bedeckt.

Und jetzt ..... jetzt ..... hüpfte es näher! .... da kam es mit den kalten Pfoten ihren nackten Beinen herauf. Sie bäumte sich entsetzt, so gut sie konnte, ... das Thier war weg. Aber die Ratten sind nicht so scheu und furchtsam wie die Mäuse, sondern keck und unverschämt. In zwei Minuten war das Thier wieder da und eine zweite und eine dritte folgte. Die arme Kleine verlor bald den Verstand: denn nun liefen sie ihr

über Hals und Brust und Beine und sie fühlte hinter den kalten Pfoten die langen Schwänze und dann wieder die Alles durchwühlenden schnuppernden Schnauzen. Jetzt kamen sie ihr auch unter die Kleider und alles bewegen half nichts mehr ..... im Gegentheil, sie mußte fürchten, bei dem geringsten Widerstande gebissen zu werden, und sie wußte, wie schmerzlich und schwerheilend eine solche Wunde sei. Und doch dies krabbeln, dies wühlen, dies laufen, dies schnuppern ..... Angst und Entsetzen übermannte die Kleine, ... die Sinne vergingen ihr .... das Bewußtsein schwand.

Lange lag die Unglückliche in diesem Zustande, da .... plötzlich .... sprangen die Ratten wie besessen davon. Der Strahl eines Lichtes fiel in den Keller. Jetzt verschwand er ..... dann kam er wieder, und zwar fiel er durch ein mit Eisengittern wohlverwartes Kellerloch herein, das augenscheinlich in den Keller des Nebenhauses ging.

Es war eine halbzerbrochene Laterne, die gegen das Eisengitter gehalten wurde, und hinter der Laterne zeigten sich zwei bärtige verwilderte Mannsgesichter, Verworfenheit in ihren Zügen, einen Ausdruck hinterlistiger Schlauheit und leidenschaftlicher Gier in den Blicken.

„Da ist das Loch, wo sie ihren Schatz stecken hat!" — sagte jetzt der eine der Männer mit gedämpfter Stimme, der man aber sogleich jene Heiserkeit anhörte, die Trunkenbolden so häufig eigen ist.

„Den Teufel!" — entgegnete der Andere, und die

Flügel seiner rothblauen Nase hoben und senkten sich schnuppernd, — „ich rieche es. Aber wàs hab' ich davon, wenn ich nicht d'ran kann?!"

„Geduld!" — flüsterte der Andere. — „Ich weiß für bestimmt, daß Mutter Gertrud erst dieser Tage wieder von einem ihrer sauberen Kunden ..... es ist ein großer Kerl mit wüthigem Bart, Farben und Schläger ..... zwölf Flaschen vom besten Branntwein erhalten hat. Ich weiß auch, daß sie ihn hier in diesem Rattenloch hinter alten zerfallenen Fässern verborgen hat und ich weiß endlich, daß sie jetzt eben total betrunken und bewußtlos auf ihrem Bett liegt und schläft und schnarcht, als wolle sie, trotz ihrer Sünden, das jüngste Gericht herbeischlafen."

„Conrad!" — sagte jetzt der Andere halblaut. — „Wenn du das alles weißt, dann weißt du viel; wenn du aber nicht weißt, wie wir in das Rattenloch hinein und an die zwölf Apostel kommen, dann weißt du gar nischt!"

„Nur Geduld!" — versetzte der Erste jetzt, und ein widerlich pfiffiges Lächeln spielte um seinen häßlichen Mund. — „Wenn der lange Conrad einen Braten riecht, so sitzt er auch mit zu Tisch. Mutter Gertrud soll die Ehre nicht geschenkt werden, daß ihr Keller dicht an den meinen stößt."

„Aber das Eisengitter?"

Der Andere lachte heißer auf; dann gab er dem Matthes die Laterne, suchte in seinen Taschen und sagte:

„Da bin ich schon mit anderen Stäben fertig geworden.“

Wieder entstand tiefe Stille, in der man nur ein leises Feilen vernahm. Mit einemmal indessen hielt der lange Conrad mit seiner Arbeit inne, warf die Feile weg, schlug sich vor die Stirne und rief freudig:

„Was Teufel brauch's denn der Arbeit! der alte Plunder wackelt ja schon. Faß' an, Matthes! mich soll der leibhaftige Satan holen, wenn wir das Ding nicht mit einem Ruck herausbekommen.“

„Das wäre!“ — rief dieser leise, setzte die Laterne auf den Boden und griff mit an. Und in der That, nach einem dreimaligen Anziehen dieser vier muskulösen Arme brach das alte Gitter aus dem halbverwitterten Steine.

„Hurrah!“ — rief jetzt der lange Conrad zwischen den Zähnen, indem er das Gitter leise niedergleiten ließ. — „Und nun vorwärts!“

Und mit der Gewandtheit einer Katze schwang sich die lange hagere Gestalt mit dem Oberleibe in die Maueröffnung.

„Halt' mich an den Füßen, Matthes!“ — flüsterte er dann — „und laß mich langsam hinunter.“

Matthes that, wie ihm befohlen. Der Lange aber, der so kopfüber in den Keller der Mutter Gertrud herabgelassen wurde, streckte die Arme nach dem Boden

und hatte diesen auch schon erreicht, während Matthes noch seine Füße hielt.

„Laß los!" — lispelte er, und die andere Minute stand er auf den Beinen.

„Jetzt die Laterne!"

Matthes reichte sie.

„Und nun komm!"

Der Andere folgte, nur daß jetzt der lange Conrad von hüben half.

Ein heiseres satanisches Lachen war der Glückwunsch, den sich nun Beide zu der Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten darbrachten. Der lange Conrad nahm darauf die Laterne und schritt — am Boden hinleuchtend — nach der Ecke des Kellers, wo er die Flaschen vermuthete.

Freilich sprang den Dieben manche Ratte über den Fuß; aber das war ihnen nichts Neues. Nur Flüche folgten den aufgeschreckten Thieren, bis der lange Conrad plötzlich einen Freudenschrei ausstieß: die zwölf Apostel waren entdeckt.

„Aber es sind ja keine zwölfe mehr!" — sagte Matthes jetzt betrübt, indem seine gierigen Blicke die Flaschen wiederholt überzählten.

„Nun freilich!" — entgegnete der lange Conrad. — „Eine hat sie im Leib, und das ist gut, sonst hätten wir vielleicht die elf anderen nicht bekommen. Wollen wir sie gleich hinüber expediren?"

„Warum nicht gar!“ — rief Matthes. — „Erst einen Trunk zur Belohnung und Stärkung.“

„Meinethalben auch!“ — entgegnete der Genosse und zog sogleich den Kork aus einer der Flaschen, setzte an und that einen guten Zug.

„Sapperment!“ — sagte er sodann mit Augen, die vor Brand und Genuß überliefen und reichte den Trank dem Freunde — „das ist kostbar!“

„Ah!“ — stöhnte der Andere, nach einem langen Zuge Athem schöpfend, — „viel zu gut für die alte Hexe.“

Die Flasche wechselte nun noch einige male, bis sie leer war, worauf der lange Conrad zum Rückzug mit den übrigen Flaschen mahnte.

„Und ist weiter nichts hier mitzunehmen?“ — frug jetzt Matthes.

„Warum nicht gar!“ — rief der lange Conrad lachend. — „Du müßtest dir denn gerade ein Rattenragout zubereiten wollen.“

„Danke!“ — sagte dieser. — „Aber untersuchen muß ich doch, ob sich gar nichts mehr findet. Die Alte ist geizig . . . . .“

In demselben Augenblicke entfuhr ein „Donnerwetter!“ seinen Lippen, denn er war so heftig gegen einen weichen Gegenstand gestoßen, daß er bald den langen Weg hingefallen wäre.

„Nun?“ — rief Conrad und leuchtete mit der Laterne;

aber beide fuhren entsetzt zurück, als sie einen kleinen menschlichen Körper regungslos vor sich liegen sahen.

„Zum Teufel!“ — murmelte jetzt erschrocken der lange Conrad. — „Hat die Hexe das Kind ihrer Schwester umgebracht?“

„Das wäre doch zu arg!“ — meinte Matthes. — „Laß sehen.“

Und beide Männer knieten neben der Bewußtlosen nieder nnd beeilten sich, das Tuch von ihrem Munde zu entfernen und die Banden des Kindes zu lösen. Aber der Körper blieb starr und leblos.

„Reich’ mir eine der Flaschen!“ — sagte jetzt der lange Conrad mit einer Stimme, die Theilnahme verrieth. —

Matthes gehorchte. „Hier!“ — versetzte er dabei im Hinreichen. — „Willst wohl probiren, ob das ächte Apostel sind.“

„Wie so?“ — frug jener, indem er von der Flüssigkeit in seine Hand goß und des Kindes Schläfe damit netzte.

„Nun!“ — meinte Matthes — „ob die auch Tode wieder lebendig machen können.“

„Halt’s Maul mit Deiner Dummheit!“ — sagte der lange Conrad ärgerlich. — „Das Kind dauert mich!“ — und er hielt ihm die Flasche unter die Nase und goß ihm einige Tropfen in den Mund.

In der That fing die Kleine sich jetzt zu regen an.

„Hab' ich's nicht gesagt!" — rief Matthes. — „Es sind, bei Gott, ächte Apostel!"

Conrad ließ das Kind auf's Neue riechen, gab ihm noch einen Schluck und in zehn Minuten war die Kleine so weit, sich aufrichten und dessen erinnern zu können, was mit ihr vorgegangen.

„Schlechtes Weib!" — rief Conrad empört — „wenn nun die Ratten das Kind gefressen hätten!"

„O!" — sagte die Kleine entsetzt — „sie waren mir schon am Leibe. Ich hab' sie bis oben gefühlt."

„Nun, mit dem Auffressen hatte es wohl noch keine Noth!" — meinte Matthes.

„Was?" — rief der Andere, und nahm zu seiner Stärkung aus der neu angebrochenen Flasche einen Schluck. — „Wie war es denn vor kurzem bei dem Krämer im Hellerhof? Der hatte auf seinem Speicher ein altes Käsefaß stehen, das, weil Ballen davor lagen, Niemand bemerkte. Nach langer Zeit räumt der Krämer den Speicher auf, und als er an das Faß kommt, findet er drei ungeheuere Ratten drein. Er schlägt sie todt. Wie aber das Faß ausgeleert wird, da waren, außer den drei dickwänstigen Ratten, noch über dreißig Schwänze darin. In das Faß hinein konnten die Ratten wohl springen, und thaten es auch, angelockt von dem Käsegeruch; heraus aber konnten sie nicht, weil das Faß zu schlüpfrig und zu hoch war, und so wurde jede Neuankommende von den drei ersten gefressen!"

„O Gott, schweigt still!“ — rief das Kind und hielt die Hände vor sein Gesicht.

„Aber was machen wir jetzt mit dir?“ — frug der lange Conrad.

„O laßt mich mit Euch gehen!“ — bat die Kleine. — „Mutter Gertrud schlägt mich sonst todt.“

„Gut!“ — sagte der Lange. — „So steh' auf und komm'.“

Das Kind gehorchte; aber plötzlich rief es: — „Herr Gott!“ — und fuhr mit beiden Händen nach der Stirne.

„Was soll's?“ — flüsterte Matthes finster. — „Was schreist du wie toll? Willst du uns, zum Lohne daß wir dich gerettet haben, verrathen?“

„Ach nein! ach nein!“ — sagte das Kind jetzt leise, aber sichtbar in Todesangst —

„Ach! . . . . .“

„Nun?“

Er! . . . . . er!“

„Wer denn?“

„O Gott! o Gott! ich darf's nicht sagen.“

„Was darfst du nicht sagen? Und warum darfst du nichts sagen?“

„Sie schlägt mich todt!“

„Wenn sie dich hat!“ — sagte beruhigend der Lange. — „Jetzt aber gehst du mit uns,“

„Ja so!“ — rief die Kleine, und es fiel ihr sichtlich

eine schwere Last vom Herzen. — „O dann seht, ob ihr ihn noch retten könnt.“

„Wen denn?“

„Mutter Gertrud hat einen ganz jungen Herrn durch mich in ihr Haus gelockt ..... nach hinten .... durch den langen Gang ..... in die Mausfalle, wie sie das Zimmer nennt.“

„Und was ist damit?“

„Ach: ....“

„Nun?“

„Dort hat sie ihn eingeschlossen .....“

Beide Männer lachten roh auf. Dann sagte Matthes: „Beruhige dich, der wird nicht allein bleiben. Mutter Gertrud wird ihm schon für gute Gesellschaft gesorgt baben.“

„Nein! nein!“ — sagte die Kleine heftig. — „Ich habe ihr Gespräch mit einem bärtigen, wild aussehenden jungen Mann belauscht. Das Zimmer hat im Boden eine Fallthüre; so wie er auf dieselbe tritt .....“

„Nun?!“ — riefen beide Männer gespannt.

„Stürzt er in die Tiefe und ist unrettbar verloren.“

Der lange Conrad und Matthes sahen sich erstaunt an und ein Schauer rieselte über die Haut der Männer, die selbst Verbrecher waren, da sich mit Einemmale das Räthsel löste, das seit den Kriegsjahren über diesem Hause schwebte.

Aber was sollten sie sich in diese gefährliche Sache mischen.

„Laß das!" — sagte daher der Lange jetzt zu dem Kinde. — „Das sind Geschichten, die uns nichts angehen. Du hast dich verhört."

„Nein, nein, nein!" — rief die Kleine. — „Ich habe mich nicht verhört. Und er ist so gut! .... er war gleich bereit zu helfen! und sprach so gut und freundlich zu mir."

„Komm!" — befahl der lange Conrad jetzt ernst. — „Wenn's ja auch so ist, wie du gesagt hast, so liegt er längst in der Tiefe."

„Wer kann das wissen?" — meinte die Kleine, — „und dann ..... man kann ihm doch vielleicht noch helfen."

„Und sich mit den Gerichten verwickeln?"

„Er muß reich und vornehm sein; denkt daran, wie er und die Seinen euch belohnen würden!"

Die Männer stutzten.

„Und müßten uns die Gerichte nicht auch belohnen?" — sagte jetzt Matthes — „wenn wir diese Schurkerei der gottlosen Hexe an den Tag brächten?"

„Der Teufel!" — meinte der Lange. — „Ich traue dem Volke nicht."

In diesem Augenblicke schlug es wie ein leiser, leiser, weit entfernter Hülferuf an die Ohren der im Keller Anwesenden.

„Was war das?!" — rief Matthes.

Alle lauschten. Noch einmal drang es, wie der Hülferuf eines Sterbenden, aus der Tiefe hervor.

„Das ist er! das ist er!“ — jammerte, Todtenblässe im Gesicht, das Kind.

„Verflucht!“ — rief der Lange — „da müssen wir doch nachsehen. Das wäre ein Fressen, wenn die Alte an den Galgen müßte.“

„Aber woher kommt der Ruf?“ — sagte jetzt Matthes, der schon die Laterne aufgenommen und beiläufig den Rest der zweiten Flasche getrunken hatte.

Man horchte noch einmal; aber Alles blieb still.

„Der Ruf kam von unten!“ — sagte jetzt der lange Conrad ernst. — „Laßt uns untersuchen, ob sich hier keine Oeffnung findet, die vielleicht nach einem tieferen Raume führt.“

Die drei Menschen krochen jetzt vorsichtig nach dem Winkel des Kellers, aus welchem ihnen der Schall heraufgekommen zu sein schien. Die Laterne leuchtete matt, aber immer genug, um die nächste Umgebung zu erkennen. Plötzlich rief der Lange:

„Halt! keinen Schritt weiter, sonst sind wir Alle verloren. Hier ist das Kellergewölbe nach unten eingestürzt.“

„So ruft einmal hinunter!“ — bat das Kind.

Der Lange legte sich auf den Bauch und rief, und — siehe da — ein Hülferuf antwortete.

„Wir haben ihn! wir haben ihn!“ — jauchzte das Kind.

„Nein!“ — sagte Matthes finster, — „wir haben ihn nicht. Denn wie zum Teufel, soll man da hinunterkommen.“

In demselben Augenblick schrie der Lange auf und rollte mit Donnergetön und der ganzen ihn umgebenden Mauer hinunter.

Dicker Staub wirbelte empor und die Laterne erlöschte.

Schreckensstunden.

Wenn uns eine Ohnmacht oder ein sehr fester Schlaf umfangen hat und wir wachen auf, so dämmert es erst vor unseren Augen und vor unserem Geiste. Wir wissen alsdann nicht, ob es Morgen oder Abend, ob wir in dem Bette oder auf dem Sopha liegen, hier oder dort sind. Viel ärger aber noch tritt diese Erscheinung nach einer schweren betäubenden Krankheit oder einem erschütternden Sturze ein, nach welchem wir gleichsam aus einem Todesschlafe erwachen und in der ersten Zeit kaum wissen, ob wir uns diesseits oder jenseits des Grabes befinden.

So auch war es Alexander zu Muthe, als er nach langer Betäubung zu sich kam. Es war ein traumartiger, halbbewußter Zustand, der ihn umfing. Nur eine dumpfe Ahnung seines Daseins und ein unbestimmter Schmerz machten sich Anfangs geltend, bis es nach und nach allmälig in seinem Kopfe zu dämmern anfing und

sich aus dem chaotischen Wirrsal seines Gehirnes der Gedanke hervor arbeitete: „Wo bin ich?"

Aber die Antwort auf diese Frage blieb sich Alexander ange schuldig. Einmal, weil er noch nicht im Stande war, über seine Denkkraft zu verfügen, und dann, weil das Vorhergegangene so schnell und so furchtbar überraschend über ihn gekommen war, daß sein Geist gar keine vermittelnde Haltpunkte fand, an die er aufklärende Gedanken hätte knüpfen können. Außerdem herrschte ja die vollkommenste Finsterniß rings um ihn her, seine Lunge athmete eine dicke, schwere, feuchte Luft, geschwängert mit betäubenden, modrigen Gerüchen, wie sie aus tiefen Kellern und unterirdischen Mauerwerken aufsteigen; seine tastende Hand aber verrieth ihm bald, daß er sich in einer wahrhaft verzweifelten Lage befand; denn er schwebte in irgend einem, ihm völlig unbekannten Raume fast frei in der Luft. Hinter sich vermochte er freilich eine rauhe Steinwand zu tasten, aber unter seinen Füßen schien eine tiefe Kluft zu gähnen, in die hinabzustürzen ihn nur ein aus der Mauer hervorragender Balken, den er mit dem linken Arme umschlungen hielt und ein eiserner Haken verhinderte, in dem er sich bei einem Sturze mit dem breiten ledernen Gürtel gefangen haben mußte, den er um die Taille trug, der sich aber jetzt, durch die Schwere des Körpers, fast bis unter die Arme gezogen hatte, und ihn somit auch noch auf der Brust beengte. Ein empfindlicher Schmerz an

der linken Seite des Rückens, bewies zugleich, daß ihm der Haken hier Haut und Fleisch verletzt und aufgerissen haben müsse.

Aber welches Entsetzen erfüllte Alexander nun, als ihm dies alles nach und nach klar wurde und auch die Erinnerung an das Kind, den langen finsteren Gang, das dunkle Gemach und seinen jähen Sturz wieder auftauchte. Es blieb kein Zweifel: er war verrathen und durch den Haß niederträchtiger Seelen einem gräßlichen Untergange gewidmet worden. Unbemerkt und spurlos sollte Derjenige verschwinden, der Anderen ein so gewaltiger Stein des Anstoßes war und die kühne Hand ausgestreckt hatte, den uralten Bau jener Zwingburg zusammen zn reißen, die mißverstandener, in Rohheit ausgearteter Jugendmuth und Freiheitssinn, Kastengeist und falscher Wissensstolz aufgeführt.

Aber nicht daran dachte der junge Mann jetzt. Nur vorübergeflogen war ihm dieser Gedanke und er schüttelte ihn sofort, als ebenso unwürdig, wie unmöglich, ab. Eine solche Tiefe der Verworfenheit zu begreifen, wäre seine edle, kindlich reine Seele gar nicht fähig gewesen.

Uebrigens stand auch jetzt Anderes vor seiner Seele. Sah er doch in seiner entsetzlichen Lage dem Tode geradezu in das Auge, ... und .... welch' einem Tode! .... Jede Minute konnte der Gürtel reißen, die Schnalle zerspringen .... und dann! dann! .... furchtbare Vorstellung! .... dann stürzte er in die Tiefe, um

zerschmettert seinen Geist aufzugeben .... oder .... unter entsetzlichen Qualen elendiglich zu verhungern. Denn sich an dem Balken, den er mit dem linken Arme umschlang, zu halten, reichten für die Dauer die Kräfte nicht hin.

Und woher sollte Hülfe kommen? jetzt, tief in der Nacht .... und hier .... in der unterirdischen Einsamkeit.

Dem Tode nun endlich in das kalte starre Auge zu sehen, schauert den Greis, der, lebensmüde und sorgenbeladen, ihn doch schon so manchmal herbeigewünscht.

Dem Tode plötzlich in das kalte starre Auge zu sehen, entsetzt den kräftigen Mann, der ihm, charakterfest, vielleicht oft schon im Leben die Brust geboten. Und auch der Jüngling, der im kühnen Jugendübermuthe mehr denn einmal, die blanke Waffe in der Hand, ihm gegenüber stand, wird leise erbeben, wenn der Alles-Vernichtende sein Opfer fordert.

Aber wie ganz anders hier, wo nicht Lebensüberdruß den letzten Seufzer mildert; oder der Gedanke: du stirbst für deine Familie, für das Vaterland, für eine Idee, für deine Ehre, eine goldene Glorie über den Hügel wirft, der dich decken soll. Wie ganz anders hier, wo ein edles, jugendliches Herz noch so frisch und fröhlich schlägt; — ein junger, kräftiger, strebsamer Geist mit unersättlichem Wissensdurst freudig nach der Palme des höchsten Wissens ringt! Wo eine große, schöne, glänzende Zukunft sich wie ein sonniges Paradies vor den lebensfrohen Augen

ausdehnt! — Wo so viele edle und zarte Bande die jugendlich klopfende Brust eng umschließen! — Wo ein hochherziger, reichbegabter Jüngling mit der vollen Kraft der Jugend genial und groß durchzubrechen beginnt, indem er Alles um sich her mit sich fort reißt!

Und nicht einem Tod der Ehre — nicht einem Tod im Kreise seiner Lieben .... einem elenden, schmähligen, gräßlichen Tode entgegengehen! .... Allein! ganz allein, von aller Welt verlassen, spurlos verschwindend wie ein Schatten! .... o! der Gedanke schon trägt eine qualvolle Vernichtung in sich.

Auch Alexander war Mensch und erbebte in der innersten Tiefe seiner Seele. Kalter Schweiß perlte in dicken Tropfen auf seiner Stirne, und der natürliche Drang, sein Leben zu retten, ließ ihn wiederholt um Hülfe rufen.

Umsonst! .... Schauerlich hallte der Ruf in der Tiefe und der Einsamkeit der Nacht wider. Die Welt träumte dort oben ..... und Alexander fühlte mit namenlosem Entsetzen .... daß er jetzt schon .... lebendig begraben sei!

Er rief nochmals .... umsonst! umsonst! .... Alles blieb todtenstill.

„Nun denn!" — sagte er jetzt leise vor sich hin — „so ist es denn in Gottes Rathschluß festgesetzt, daß ich hier untergehen soll. Dem Unabweisbaren tritt der

Mann fest und ruhig entgegen. Ich will sterben wie ein Mann."

„Sterben!" — Der Gedanke an den Tod war Alexander seit dem Verscheiden seines Vaters nicht mehr so nahe getreten, als jetzt.

„Sterben? — leben?!" — dachte er — „was ist beides. — Das Leben ergeht sich in wechselnder Erschöpfung und Verjüngung. Aber es kommt, dem natürlichen Laufe der Dinge nach, bei jedem Menschen eine Zeit, wo das Vermögen, die erschöpften Kräfte durch Rückkehr zum früheren Lebenszustande zu ersetzen, seine Grenze erreicht und wo der Tod eintritt. Es ist dies in der Natur des Organismus begründet, der, wie einen bestimmten Gliederbau und Umfang im Raum und einen Typus in der Zeit, so auch eine bestimmte Zeitdauer hat. Das ist der gewöhnliche Lauf der Dinge.... aber!.... aber!.... aber!".... schrie es jetzt in seinem Innern auf — „das ist nicht bei dir der Fall! Du bist noch so jung, so lebenskräftig!.... du hast noch nichts gethan, nichts geschaffen im Leben!.... Gott! Gott!" — und jetzt drängten sich alle die schönen großen Lebenshoffnungen, die er im jugendlichen Busen genährt, — alle die herrlichen Pläne, die er für die Zukunft gehegt, — der ganze unendliche ungestillte Drang nach Wissen, nach Erforschen der Natur und ihrer ewigen Gesetze, nach segensreichem Wirken und Schaffen.... nach Ehre, Ruhm und Größe.... jetzt drängte sich

dies alles mit einer verzweifelnden Gewalt vor seine Seele.

Die Seele aber ist das sich selbst offenbar werdende Leben und das Leben besteht in Selbstbestimmung und Selbsterhaltung: somit ist aber Liebe zum Leben und Scheu vor dem Tode natürlich und tief eingewurzelt in jeder Menschenbrust, und nur ein krankhafter Zustand der Seele, ein Zerfallen des Lebens in sich, bei welchem das Dasein als ein unerträgliches Uebel erscheint, macht hiervon eine Ausnahme.

„Hülfe!“ — „Hülfe!“ — rief Alexander. — — — Aber es blieb alles still. — — — —

Seine Stirne war jetzt in kaltem Schweiß gebadet, der Gürtel nahm ihm fast den Athem. Es war etwas wie Todeskampf, das an ihn herantrat. Da dachte er seiner guten Mutter, seines Bruders, Kunth's, der Freunde, ... Cecily's! — O Gott, o Gott! und alle diese Lieben sollte er lassen, nie mehr sehen, nie mehr an das Herz drücken; und wenn er an den Schmerz und die Verzweiflung dachte, die sich ihrer bemächtigen mußten, wenn sie ihn nun überall suchten und nirgends fanden .... die Sinne vergingen ihm fast und seine Seele flehte auf zu Gott.

Da ward es wieder ruhig in seiner Brust: denn in edlen, geistesstarken menschlichen Naturen liegt die Kraft, so wie den größten Schmerz, so auch die Todesfurcht zu überwinden. Alexander hatte sich selbst wieder ge-

funden. Wer das Geistige in der Natur anerkennt, achtet das Leben nicht für das höchste Gut, aber wirft es auch nicht weg, wenn ihm noch ein Schimmer bleibt, es zu erhalten und weiter wirken zu können.

In diesem Augenblicke kam es Alexander vor, als habe der Gürtel etwas nachgegeben. Er tastete mit der rechten Hand, der linke Arm umschlang noch krampfhaft den Balken .... es war richtig! .... er fing zu reißen an. Ein Grauen durchrieselte ihn ... die Minuten seines Lebens waren gezählt .... jeden Augenblick konnte er in die Tiefe stürzen.

„So will ich noch einmal rufen!“ — dachte er — „und wenn es umsonst ist, mit Ruhe und als Mann sterben.“

Und Alexander rief noch einmal: „Hülfe!“ — „Hülfe!“ —

Aber es blieb wieder alles ruhig — — — doch nein! nein! — — klang nicht eben von oben herab: „Wer ruft?“

„Hülfe!“ — „Hülfe!“ — schrie Alexander noch einmal auf; aber dann vergingen ihm die Sinne. Er hatte gefühlt, daß der Gürtel wieder um etwas gerissen war. — — —

„Zum Teufel zu, Conrad! Conrad!“ — rief in diesem Momente Matthes, während die Kleine über den Einsturz des Kellergewölbes und das Verschwinden des

Langen bestürzt und betäubt sprachlos dastand. — „Conrad, wo bist du hingekommen?"

„Brülle doch nicht so!" — entgegnete es etwas tiefer unten. — „Ich lebe noch, wenn ich mir auch am Fuße weh' gethan habe. Mache vor allen Dingen das Licht wieder an, damit wir sehen wo wir stecken."

Matthes zog Stein, Stahl und Zunder aus der Tasche und schlug Licht. Da ergab es sich denn, daß der Lange in einen zweiten Keller gefallen sei, der jedoch zum Theil mit Schutt ausgefüllt war, über den er herabrollte, ohne sich schwer zu verletzen. Aber auch dieser zeigte eine Oeffnung, und als Conrad hinabrief hörte er deutlich, eine schwache Stimme antworten: „Helft! helft! aber rasch, sonst bin ich verloren!"

Alexander war das Bewußtsein noch einmal zurückgekehrt.

„Hurtig, Matthes!" — schrie jetzt der Lange, — „hole die Stricke, die in meinem Keller liegen."

Matthes gehorchte, das Kind hielt die Laterne und bald waren die Stricke, die schon bei mancher nächtlichen Geschichte thätig gewesen, herbei geschafft. Man befestigte nun die Laterne an einem derselben und ließ sie, erst zu dem Langen und dann in den weiteren Raum hinunter. Es war außer allem Zweifel: man befand sich hier in den unterirdischen Räumen, die einst zu einer den deutschen Rittern eigenen Burg gehörten. Die Burg war längst verschwunden und armselige Hütten waren

auf ihren Trümmern entstanden. Aber der Theil der Vorstadt hieß ja selbst damals noch: „im Burgfrieden.“

Der lange Conrad schaute der Laterne gespannt nach; immer tiefer sank sie und noch gewahrte man nichts.

„Hier! hier!“ — tönte es jetzt herauf — „noch etwas tiefer. Aber rasch alsdann Stricke.“

„Holla!“ rief in diesem Augenblicke der Lange; denn er sah' in der Tiefe in schwachen Umrissen eine menschliche Gestalt.

Jetzt wurden zwei starke Stricke im obersten, der Mutter Gertrude zugehörigen Keller an den das Gewölbe tragenden Säulen befestigt. Als dies geschehen, ließ man die anderen Enden — wovon das eine in eine Schlinge geknüpft war — hinab.

Aber welche Gefühle bewegten jetzt Alexander's Brust. Er, der eben noch dem Tode in das Auge geschaut, sah jetzt das Leben mit allen seinen Hoffnungen wieder winken. Und doch! .... doch! .... hing denn sein Dasein nicht an einem Haare? ..... Vielleicht noch ehe er das Seil erfassen konnte war der Gürtel völlig gerissen und er stürzte, die Rettung vor Augen, in die Tiefe.

Hier aber bewieß Alexander die ganze volle Größe seines Charakters. Nichts wußte er mehr von Furcht. Das Auge bei dem schwachen Scheine der Laterne fest auf die sich immer näher herabsenkenden Stricke gerichtet, spannte er nur auf den Moment, indem er die Schlinge mit dem einen Fuße herbeiziehen könne, um dann mit

beiden Füßen hineinzuschlüpfen. Und er kam, der Moment, und es gelang. „Langsam auf!“ rief er jetzt; unter den Armen zog sich die Schlinge fest; dann befreite sich Alexander von dem Hacken, faßte mit den Händen den anderen Strick und mit dem Ausdrucke seligen Gefühles erschallte es: „Gerettet! — Auf! auf!“

Zehn Minuten später befand sich Alexander im oberen Kellerraume; aber die physische und geistige Anstrengung dieser Schreckensstunden war so übermäßig groß gewesen, daß er ohnmächtig zusammenbrach.

Das Kind warf sich leise schluchzend zu seinen Füßen.

Venus-Urania.

Eine Nacht der Unruhe und der bangsten Erwartung war im Löffler'schen Hause vorübergegangen, als gegen vier Uhr des Morgens — der junge Alexander von Humboldt zurückkehrte. Er sah bleich und entstellt aus, seine Kleider waren schmutzig, zerrissen und am Rücken sogar voll Blutspuren.

Alle waren aufgeblieben: Wilhelm, Kunth, der Professor und selbst dessen Schwester Juliane, die schon in banger Sorge, es möge dem Jünglinge etwas zugestoßen sein, ihre sämmtlichen Theesorten, Hausmedicamente, warme Decken und dergleichen mehr, bereit hielt. Als Alexander endlich erschien, stürzten Alle über ihn her und ein wahrer Sturm der ängstlichsten und theilnehmendsten Fragen drang auf ihn ein. Alexander aber, bis zum Tode erschöpft, bat schweigen zu dürfen.

„Ihr Guten!" — sagte er leise mit Blicken der Liebe und Dankbarkeit — „Gott hat mich Euch — und mir das Leben wieder geschenkt. Preisen wir ihn dafür im

Stillen. Aber um Eines bitte ich Euch Alle: wenn Ihr mich lieb habt, so fragt mich nie um das, was ich heute Nacht erlebte. Ich habe einen tiefen Blick in die Schattenseiten menschlichen Daseins geworfen. Laßt das Entsetzliche in Nacht und Schweigen verborgen sein."

Nur ungern — und einzig aus liebender Rücksicht — fügte man sich dieser Bitte; namentlich waren Wilhelm und Kunth, die ein Verbrechen ahnten, mit dem Schweigen darüber gar nicht einverstanden. Alexander aber blieb bei seiner Bitte und seinem Vorsatze; und da er auch die bei seiner Rettung betheiligten beiden Männer durch reiche Belohnung zum Schweigen vermocht hatte, so erfuhr keine Seele in der Universitätsstadt ein Wort von dieser Begebenheit. Sein edles Herz war von der gegen ihn verübten Schandthat zu sehr empört; — seine Verachtung gegen den oder die Urheber zu groß, um auf gerichtliche Untersuchung und Bestrafung anzutragen. Sein Streben ging nur darnach: jede Erinnerung an diese Nacht aus seinem Gedächtnisse streichen zu können.

Und doch blieb ihm eine schöne und liebe, an die er sogleich in tiefster Stille ein edles Werk knüpfte.

Das arme Kind, das ihn — von Mutter Gertrud gezwungen — in das Verderben gelockt, für seine Rettung aber so thätig gewesen, und bei seinem Wiedererwachen aus der Ohnmacht, eine so aufrichtige Reue, einen so tiefen Schmerz gezeigt hatte, schien ihm wie von Gott zugewiesen. Konnte, durfte er es in den Händen der

rohen und verworfenen Menschen lassen, unter welchen er es gefunden? Gewiß nicht! Nur die nächsten Tage vertraute er es noch dem Schutze des langen Conrad und dessen Weibe an. Dann aber übergab er es, ohne daß Jemand etwas davon erfuhr, einer armen aber braven Wittwe, die er ausgekundschaftet hatte, zur Erziehung und Pflege. Was kümmerte es ihn dabei, daß die Kosten einen nicht geringen Theil seines Taschengeldes verschlangen. Er brauchte ja so wenig für sich, und das Bewußtsein, ein an und für sich gutes Wesen aus den Händen des Verderbens gerettet und einem sittlichen und arbeitsamen Leben zugeführt zu haben, war wirklich ein höherer Genuß, als er ihn sich sonst hätte erkaufen können.

Uebrigens ward der junge Alexander von Humboldt von jener Zeit an noch stiller und in sich gekehrter, während er nur und allein der Wissenschaft lebte. Außer dem so gemüthvollen und geistig bewegten Kreise im eigenen Hause bei Löffler, besuchte er fast nur noch die Abende bei Professor Wekerling.

Hier war und blieb Miß Cecily Morgan ein mächtiger Anziehungspunkt für ihn, und ohne daß er sich dem reizenden Mädchen näherte, erglühte sein Herz von Tag zu Tag in einer reineren und seligeren Liebe für sie.

Unser großer und herrlicher Luther sagt einmal: „Ich weiß nicht, ob man das Wort „Liebe" auch so herzlich und genugsam in lateinischer Sprache oder anderen Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge

in das Herz durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache." — Wie unendlich viel liegt in diesen einfachen schlichten Worten. Bezeichnen sie doch ganz die stille, kindlich-beglückte, innige Hingebung, die ein liebendes Herz erfüllt und durchglüht, selbst wenn es noch von keiner Gegenliebe weiß. Und ist denn eine solche Liebe, wie sie der junge Alexander von Humboldt jetzt in seinem Tiefinnersten trug, nicht eine unendlich reichsprudelnde Quelle alles Großen und Herrlichen, der höchsten Sittlichkeit und des unermüdlichsten Strebens? Die Liebe ist Licht dem Haupte, heilige Gluth dem Herzen. Wie der Lichtstrahl sich in sieben Farben bricht, so gehen alle Tugenden hervor aus der Liebe und vereinigen sich wieder in Liebe. Sie wird in der Jugend jedem edlen und reinen Herzen zu einer verklärenden Flamme, die durch ihre reinigende, alle Schlacken verzehrende Gluth mehr als alles Andere zur Herausbildung eines tüchtigen Charakters beiträgt.

Dies that sie nun namentlich auch bei Alexander von Humboldt. Und doch! — wie ganz anders wirkte sie bei Beeskow, der gewiß auch ein ganz edler Mensch war, den aber sein excentrisches Wesen, seine glühende Phantasie und seine bis in das Aeußerste sinnliche Natur auf ganz andere Wege riß. Sein ganzes Wesen war gleichsam von der Oberfläche zurückgetreten nach seinem Inneren. Er war nur noch Leidenschaft und diese Leidenschaft verzehrte Alles in ihm: den Trieb nach vorwärts, die Kraft

und Ausdauer zum Studiren, die — durch seine Freundschaft mit Alexander kaum gewonnene — Festigkeit in moralischer Beziehung, nur seine Freundschaft selbst nicht, die eher in's Excentrische und Ungeheuerliche wuchs. Desto verschlossener wurde er gegen Andere, ja er fing an, den Umgang mit allen übrigen Menschen zu fliehen. Er lebte eigentlich nur dann, wenn er bei Cecily war, und er war bei Cecily, auch wenn er nicht bei Cecily war. Sein Geist und sein Sinnen blieb unzertrennlich mit ihr verbunden; aber auch seine Sinnlichkeit und seine Phantasie. Konnte er die Stunden nicht bei der Geliebten zubringen — was jetzt zumeist in ihrem reizenden Boudoir geschah — so suchte er die Einsamkeit. Hier hing er dann seinen Gedanken nach und diese Gedanken waren wieder nur geschäftige Maler, die ihm die Geliebte mit allen ihren Reizen als Königin, als Ideal der Schönheit vormalten. Ja diese geistigen Pinzelstriche seiner überreizten Phantasie waren noch kühner als die Wirklichkeit selbst, und die Farben, mit welchen die Letztere auftrug, waren so glühend und brennend, daß sie ihn in sich selbst zu verzehren drohten. Aber er erhitzte sich auch oft dermaßen an diesem gefährlichen Spiele, daß er wie außer sich wurde. Dann aber trat oft eine Erschlaffung ein, die nur durch Ströme feurigen Weines gehoben werden konnte.

Und doch lag in allem dem auch wieder etwas Edles. Beeskow vergötterte seine neue Freundin, und sie wurde

für seinen Geist ein fester Mittelpunkt und Boden einer neuen Welt. Die Liebe ist ja das allmächtige Gefühl, das im Menschen die wahren und einzigen Wunder wirkt. Die Liebe erhebt zum sittlichen Stolze, aber sie drückt auch herab zur unbedingt gehorchenden Demuth. Er, der feurige Jüngling voll übersprudelnder Jugendkraft, der früher im kecken Muthe Alles vor sich niederwarf, was sich ihm auch nur im Entferntesten entgegenstemmen wollte, lag jetzt vor seinem Ideal im Staube, und fand das höchste überschwenglichste Glück hierin. Aber die Geliebte war ihm auch das einzige wirkliche Gut auf der Welt und nur in ihr und durch sie fühlte er den Werth des Lebens. Aber die Höhe der Seligkeit, die er erklommen, führte ihn nachgerade auch an den haarscharfen Rand eines furchtbaren Abgrundes. Entweder sein ganzes jetziges Sein war nur ein Uebergang zu einem gewaltigen männlichen und sittlich großen Aufschwunge ..... oder ..... er war für immer verloren.

Und Cecily? — Miß Cecily Morgan hatte vor ihrem Freunde voraus, was so viele Frauen vor uns Männern voraus haben: jenes schöne Maßhalten, ohne welches wahre Schönheit und dauerndes Glück nicht bestehen können. Sie liebte Adrian von Beeskow so feurig, wie er sie; ihre Liebe zu ihm war effectiv ein, der männlichen Schönheit in körperlicher und geistiger Beziehung gewidmeter Cultus. Und sie war zu wahr und naturtreu, zu offen und geistig frei, um dabei auf Schranken Rück-

sicht zu nehmen, die menschliche Engherzigkeit und verschrobene Convenienz gezogen. Cecily gab sich, wie sie war. Aber während dabei in ihrem Wesen jede Hoheit und jede Grazie lag, die der weiblichen Natur eigen sein kann, und Alles an ihr fein, gebildet und ächt weiblich erschien, dominirte zugleich überall der Geist. Sie kannte nichts Großes und Gutes, was ihr fremd geblieben wäre, und gerade in und durch ihre Liebe ward ihr alles Große und Gute näher gerückt. Dadurch aber ward es ihr auch bei ihrer Leidenschaft leicht, nach Innen und Außen ein ideales Gleichgewicht zu halten und mit diesem das rechte und schöne Maß. Deutlicher ward ihr dabei ihr Beruf zur Kunst, und nie hatte sie schöner gemalt, kühner, inniger und schwunghafter gedichtet, als jetzt.

Wie gut wäre es gewesen, wenn sie auch nur eine Ahnung von des Freundes gegentheiliger Richtung gehabt hätte; Beeskow wäre von ihr mit Leichtigkeit in die richtige Bahn geworfen worden.

Daß Alexander von Humboldt über das sonderbare Wesen, welches sein Freund Beeskow in der letzten Zeit angenommen, erstaunt war, ist natürlich; aber die Ursache blieb ihm ein Räthsel, und da er sich jetzt so ganz in das Studium der Natur- und Kameralwissenschaften geworfen, daß ihm fast kein freier Augenblick übrig blieb, so kam er auch nicht zur Lösung desselben.

Aber welche Stunden der Seligkeit entschwanden

Cecily und Adrian jetzt oft in ihrem kleinen Tempel der Liebe; denn dazu war Miß Morgan's reizendes, still verborgenes Boudoir in der That geworden. Hier lasen sie, Kopf an Kopf, Schulter an Schulter gelehnt, mit den Armen sich traulich umschlingend — über Griechenlands schönste Zeiten, sprachen über den Werth der Antike und tauschten ihre Gedanken aus über die Gesetze der Schönheit. Und welch' ein berauschender Genuß lag für die Beiden, in heißer Liebe Verbundenen, in diesem heiligen Cultus dessen, was ihnen das Höchste war. Auch den Homer lasen sie hier in stillem Entzücken mit einander.

Heute auch saßen Beide wieder in traulichem Gespräche beisammen. Sie hatten die kleine Schrift von Winkelmann „Ueber die Empfindung des Schönen" gelesen und jetzt war die Rede auf die allgemeine Verbildung und die Gesunkenheit des Geschmackes in der Gegenwart gekommen, als Cecily sagte:

„Der Hauptfehler liegt in dieser Beziehung sicher in der modernen Erziehung. Zu einem feinen, gebildeten ästhetischen Geschmack erziehen, heißt nicht Geschmack predigen, sondern ihn zeigen, damit an die Seele dringen, ihn den Kindern von Jugend auf durch die That lehren."

„Es ist nur die Frage," — fiel Adrian, mit einem glühenden Blick auf die Geliebte ein — „ob sich über-

haupt Geschmack lehren läßt? Ich glaube eher, er muß, wie der Sinn für das Schöne, angeboren sein."

„Beide sind auch jedem Menschen, selbst dem ganz rohen Indianer, angeboren. Es kommt eben nur darauf an, ob und wie weit sie entwickelt werden."

„Und wie soll das geschehen?"

„Indem man in den jungen Menschen, in sein Denken und Fühlen, in sein Wollen und in seine Kräfte mit sanft fortgehendem nie nachlassendem Schwunge, Ordnung bringt; der Seele desselben einen hellen, freien und leichten Blick, seinem Herzen Gefühl für das Schöne und Gute, mit Vernunft und Wahl begleitet, gibt?"

„Das wäre freilich ein schöner Sieg der Pädagogik!" — meinte Adrian.

„Es wäre mehr!" — entgegnete Miß Morgan in edler Erregung: „Es wäre, so oft es geschähe, eine große schweigende That. Die Seele soll und muß in allen Kräften und Kraftanwendungen konson gestimmt werden, wie die Leier Apollo's. Bringen wir es dahin, so wird bei den Menschen in ihren Empfindungen, Sitten und Handlungen nicht weniger Geschmack herrschen, als in den Kenntnissen der Phantasie und des Verstandes."

„Das ist Alles schön!" — rief hier Adrian, ohne seine bewundernden Blicke von dem Antlitz der Geliebten wegzuziehen. — „Wenn die Bildung des Geschmackes in

einem, in dieser Beziehung so entarteten Zeitalter, wie das unsere, nur nicht so unsäglich schwer wäre. So lange es Perrücken, Zöpfe, Reifröcke und wie sie alle heißen mögen, die tollen Ausgeburten unserer Moden, gibt, — dagegen jede sogenannt gebildete Dame vor der, in ihrer Nacktheit götterschönen Statue des Apollo mit Horreur zurückbebt, so lange kann von Geschmack bei uns nicht die Rede sein. Schon dem Kinde kommen lauter Gegenstände vor die Augen, die den Geschmack nicht bilden, sondern verderben."

„Freilich!" — sagte Cecily — „das Bäumchen steht am Wege, wo jeder rohe Fuß darüber hinfährt."

Adrian nickte mit dem Haupte, dann fuhr er, fast mit schmerzlichem Tone, fort: — „Das ist auch die Ursache, warum wir mit aller Theorie nie ein Griechenland des Geschmackes aufwecken können. Klima, Sitten, Gebräuche, selbst geistige Zwecke widersetzen sich bei uns und zerstören von vornherein das Aufkommen jener *schönen, hochedeln Sinnlichkeit, die uns noch jetzt an den Griechen entzückt.*"

„Schlimm genug!" — meinte Miß Morgan. — „Dann wird uns der Geschmack, der Sinn für das Schöne, immer eine subordinirte Sache bleiben müssen, die, anderer Ursachen wegen, aufgeopfert werden muß. Bei den Griechen war sie — und das ist eben so schön — *ein natürliches Kleid ja der Körper der Tugend.*"

„Weil man zugleich einen anderen, kindlicheren und naturgemäßeren Begriff von Tugend hatte. Damals waren eine freie, ungebundene, dem heißen, beseligenden Drange des Herzens folgende Freundschaft und Liebe Tugenden; jetzt wird man, namentlich die letztere, als Verbrechen stempeln; dagegen es Tugend heißen, wenn — dem Willen der Eltern oder den Geboten der Convenienz folgend — ein Mädchen gegen seinen Willen, und die Liebe zu einem Anderen im Herzen, einen Dritten heirathet. O! was für eine Gattin, was für eine Mutter wird aus dieser modernen Tugend hervorgehen!"

„Sehen wir das nicht täglich?!" — rief Cecily erregt. — „Welche Massen jammervoller Ehen umgeben uns nach allen Seiten hin. Unter hundert findet sich kaum eine wahrhaft glückliche. Und warum? — weil man vergessen hat, daß Wahrheit die einzige Tugendschöne ist; diese aber, wie das Sonnenlicht, unwandelbar und ewig erwärmend bleibt."

„O wie wahr!" — rief hier Adrian entzückt, indem er Miß Morgan's beide Hände ergriff und sie mit Innigkeit drückte, während seine gluthvollen Augen seine Seele in die der Geliebten zu versenken schienen. — „Aber nicht wahr, bei uns, geliebtes Herz, soll es anders sein; wir wollen die Tugendschöne in der Wahrheit suchen, und unseren Empfindungen, unserem Handeln, unserem Wesen soll nie die Lüge, auch wenn sie die

Convenienz geheiligt, den Stempel des Verächtlichen aufdrücken."

„So sei es!" — sagte Cecily mit einem Blick voll Liebe und Innigkeit und ein heißer, glühender Kuß besiegelte das Versprechen.

Beide schwiegen einige Augenblicke, gleich als wollten sie die stille Seligkeit, die ihre Herzen erfüllte, leise nachzittern lassen, dann sagte Cecily das Gespräch wieder anknüpfend:

„Aber wäre es denn nicht ein großes Verdienst um die Menschheit, wenn man dahin wirkte, daß schon der Jugend die Werke des Geschmackes, die Muster der Alten, recht häufig vor die Augen und vor die Seele geführt werden könnten?"

„Gewiß!" — meinte Adrian — „wenn es nur auf die rechte Weise geschehen würde!"

„Und ist das, bei Eurer sogenannten classischen Erziehung nicht der Fall?"

„Sehr selten! Da wo diese Werke des Alterthums angewandt werden, erwecken sie im Gegentheil oft den Ekel der Jugend und werden die ärgsten Anlässe des Ungeschmacks."

„Wie wäre das möglich?"

„Wenn ich einen jungen Menschen Jahrelang am Werkzeug schnitzeln lehre, ihm aber die Natur nie selbst zu Gesicht kommen lasse: so wird er statt eines Bildhauers der ärgste Tagedieb und hat noch dazu sein

Werkzeug zerschnitzelt und auf immer verdorben. So aber, zum Beispiel, geht es den meisten Schulmeistern und allen Phrasendrechslern bei den Classikern, namentlich bei Cicero und Homer. Nicht bloß, daß sie keine Cicerone und Homere bilden — dazu gehörte noch unendlich viel! — ihre armen Gefangenen bekommen dabei nie, auch nur den Schatten ciceronischen oder homerischen Geistes zu Gesicht. Nur die todte Form wird ihnen geboten, damit sie sich grammaticalisch an ihr zu Tode zappeln und ihnen di ganze Sache zum Ekel wird. Mottem haben dann diese hochweisen Pädagogen aus ihren Zöglingen gebildet, den Homer und Cicero etwa in Phrases zu zernagen; sie haben Buben geschaffen, die, statt zu malen, die Farbe von dem Gemälde kratzen, oder die Paniere des guten Geschmackes zu Stangen gebrauchen, mit welchen sie Sperlingsnester zerstören."

„O, du wirst bitter, mein Freund!" — sagte Cecily sanft.

„Und sollte ich nicht!" — rief Adrian fast zornig erglühend. — „Mitten unter den Schönheiten der Alten wird auf diese Weise das Gefühl für die Schönheit verhärtet, und der Geschmack mit Gewalt gezwungen, daß er sich verwahrlose und auf elende, kindische, unsinnige Wege gerathe."

„Und was wäre dagegen zu thun?"

„Die Sache muß mit freiem, unbefangenem, für das Große und Schöne glühendem Geiste behandelt werden,

und dabei bleibt es eine unumstößliche Wahrheit: die größte und beste Schule des guten Geschmackes ist das Leben."

„Ja!" — rief Cecily mit dem Tone des Bedauerns — „wenn die giftigen unterdrückenden Schatten nicht wären! Wenn nicht Knechtschaft fast auf allen Seelen lastete; — wenn die Begierde, reich zu werden, nicht jeden Keim idealen Aufschwunges zertreten würde; — wenn das allgemein unwahre Wesen nicht überall den Schein und die Lüge auf den Thron erhöben; wenn nicht der Unsinn Geschmack und der Geschmack Unsinn, die Sklaverei der Convenienz Freiheit und die edle, naturwüchsige Freiheit Unsitte hieße, dann wollte ich noch hoffen .... aber so? ...."

„Wir müssen hinzueilen und die Dornen ausrotten, selbst wenn es dabei blutige Hände gibt; dann wird der gute Geschmack siegen und über neue Provinzen herrschen."

„Was ist zu machen, wenn sich die alte träge Gewohnheit, der Neid und die Dummheit immer und immer wieder mit Schwefelfackeln bewaffnen?"

„Auch die Besserdenkenden können sich vereinigen. Und dann ..... das Licht der Sonne ist stärker als das aller Schwefelfackeln der Welt. Wenn schlechte Muster des Geschmackes herrschen, — treten wir ihnen entgegen, und — — — da Freiheit und ureigenes Menschenthum doch allein der Himmelsäther sind, in dem alles Schöne und Herrliche, alles Reinmenschliche und Beglückende

keimt, ohne den es hin ist und verwes't; so laß uns vor allen Dingen nach diesen Quellen des Geschmackes, als nach ihm selbst streben. Er ist doch nichts, als Wahrheit und Güte in dem Gewande einer schönen Sinnlichkeit. Weg mit jeder kindischen Engherzigkeit. In der Freiheit liegt die Größe, in dem unverhüllten Anschauen des ewig Schönen die einzige wahre Seligkeit!"

„Du sprichst mir aus der Seele!" — entgegnete Cecily und ihre gottvollen Augen leuchteten in einem fast überirdischen Glanze. Adrian zog sie entzückt an sich; „Nun denn!" — sagte er dabei glühend und mit Blicken, in welchen die ganze Seligkeit der Liebe und der Ausdruck dithyrambischer Begeisterung für das Höchst-Schöne lag — „so gewähre mir heute auch die schon oft an dich gestellte Bitte: Sei mir jetzt, bei dem Bilde was ich hier unter deinen Augen begonnen, in der Fülle deiner Schönheit und im ächt classischen Geiste ein Vorbild der himmlischen Venus „Urania."

Ein leises Roth überflog die reizenden Züge des Mädchens, dann beugte sie sich leise in keuscher Verwirrung zu dem Geliebten, drückte einen brennenden Kuß auf seine Lippen und flüsterte: „Ja!" — — —

Den Tod im Herzen.

Auf den nimmermüden, die Ewigkeit pfeilschnell durcheilenden Flügeln der Zeit war wieder ein Jahr verschwunden: es war das Jahr 1787, das sich eben zu Ende neigte und schon in wenigen Stunden der Herrschaft des neuen Jahres den Thron einräumen sollte.

Schon lange lag die Nacht auf der Erde: aber sie brachte keine Stille und keine Ruhe über die Universitätsstadt, sondern im Gegentheil! je mehr sie vorrückte, desto lustiger ward es in den vielen Wirthshäusern, desto lauter erschallten fröhliche Studentenlieder aus den Kneipen der verschiedenen Landsmannschaften.

Am lautesten und lustigsten aber ging es im „Tollen Häring“ zu, obgleich das Local jetzt lange nicht mehr so überfüllt war, wie früher bei ähnlichen Gelegenheiten. Hatten sich doch gar Manche von den Landsmanschaften losgetrennt und Viele der Neuankommenden gar nicht angeschlossen, da in der That der alte rohe Ton anfing Verruf zu kommen. Desto toller trieben es dagegen,

schon aus jugendlichem Oppositionsgeiste, die übriggebliebenen Landsmannschäftler. Diese Neujahrsnacht zumal sollte den Philistern und den „Milchsuppen" — wie die Mitglieder der Landsmannschaften spottweise die Theilnehmer an dem „Freundschafts- und Tugendbunde" nannten — beweisen, daß der alte Geist noch nicht ausgetrieben sei.

Ein Fackelzug der vereinigten Landsmannschaften hatte heute Abend schon stattgefunden und zu vielem Halloh und Scandal Veranlassung gegeben. In den Zug eingemischt waren nämlich eine Menge anzüglicher Masken erschienen. So hatte sich einer der größten und stärksten Studenten als Amme verkleidet und trug einen anderen Studenten — einen kleinen schwächlichen Kerl, der wie ein Milchkind gewickelt war — auf den Armen. Die Anspielung war deutlich genug und erregte daher bei den untersten Klassen der Bevölkerung, wo sie sich zeigte, Ausbrüche der rohesten Freude.

Nicht weit hinter dieser Maske kam eine zweite, die den Teufel mit Hörner, Klauen und Schwanz, aber auch mit einem, durch die Hörner durchgedrücktem Barett, mit Schärpen in den Farben der Landsmannschaften und einem ungeheueren Schläger an der Seite darstellte. Ein kleiner Junge, den Fallhut auf dem Kopfe, trieb ihn mit einer Ruthe vor sich her. Der Teufel aber schlug alle paar Minuten mit den Füßen aus und dann purzelte jedesmal der Knabe um und schrie jämmerlich.

Eine Scene, die ebenfalls bei der rohen Masse nie ohne Halloh vorüberging.

Auch einige nicht beliebte Professoren waren unter derben Caricaturen dargestellt, mit Zöpfen, die von zehn hintereinandergehenden Studenten getragen wurden. Natürlich bewegte sich der Zug an den Wohnungen der bezüglichen Professoren vorüber, wo denselben alsdann Katzenmusiken der schönsten Art dargebracht wurden.

Ein Schneider aber, der kürzlich mehrere Studenten die er als schlechte Schuldner seit Jahren im Buche stehen hatte, Ungelegenheiten gemacht, wurden Thüren und Fenster eingeschlagen und der Arme mußte — im puren Hemde, wie man ihn aus dem Bett geholt hatte, den Teufel hinter sich — am offenen Fenster und Angesichts der halben Bevölkerung der Stadt, laute Abbitte thun, worauf ihn der Teufel mit einer mächtigen Ruthe zum endlosen Jubel der Zuschauer tüchtig durchhieb.

So ging es durch die Stadt, zwei Stunden lang, bis man sich vor dem Universitätsgebäude, von dem man ausgegangen, wiederfand. Hier schloß der Zug einen großen Kreis, die brennenden Fackeln wurden auf einen Haufen geworfen, und während dieselben in einer hohen Flamme emporloderten, die dann wieder nach und nach in sich zusammensank, erschallte aus Hunderten von jugendlichen Kehlen das alte Gaudeamus igitur.

Als der Gesang geendet und die Flammen erloschen,

trennte man sich, aber nur, um sich auf den Landsmannschaftlichen Kneipen wiederzufinden.

Und welch' einen Jubel gab es nun! welche Ströme der verschiedensten Flüssigkeiten wurden da vernichtet. Wie schallte es von der einen Seite: „Schmollis!" — wie tönte das „Fiducit!" so lustig zurück. Aber wie artete die Heiterkeit auch sobald wieder in Rohheit aus.

Jetzt noch ertönte das gemüthliche:

Ich hab' den ganzen Vormittag
Auf meiner Kneip' studirt,
D'rum sei nun auch der Nachmittag
Dem Bierstoff dedicirt!
Ich geh' nicht eh'r vom Platze heim,
Als bis die Wächter zwölfe schrei'n.

Was ist des Lebens höchste Lust?
Die Liebe und der Wein!
Ruht Liebchen sanft an meiner Brust,
Träum ich ein Fürst zu sein;
Und bei dem edlen Rebensaft
Träum ich von Kron' und Kaiserschaft!

Schon oft hab' ich bei meiner Seel',
Darüber nachgedacht.
Wie gut's der Schöpfer dem Kameel
Und wie bequem gemacht:
Es trägt ein Faß im Leib daher,
Wenn's nur voll Merseburger wär'!

Wer nie der Schönheit Reiz empfand,
Und sich nicht freut beim Wein,
Dem reich' ich nicht als Freund die Hand,
Mag nicht sein Bruder sein.
Sein Leben gleicht, wie mir es dünkt,
Dem Felde, das nur Dornen bringt.

Ihr lieben Brüder, sagt mir doch,
Wo der Verstand mir weilt,
Es kommt mir vor in meinem Sinn,
Als wär' ich fast bekeilt,
Das Auge lallt, die Nas' ist schwer
Und meine Zunge sieht nicht mehr.

Herr Wirth, nehm' er das Glas zur Hand
Und schenk' er wieder ein,
Schreib' er's nur dort an jene Wand,
Gepumpet muß es sein!
Sei er fidel! ich laß ihm ja
Mein Cerevis zum Pfande da.

Aber bald folgten nun auch andere Lieder, die den jetzt anhebenden Bacchanalien Ehre machten. Ausgelassenheit, wilde Leidenschaftlichkeit und ein tolles übermüthiges Aufschäumen der Jugend errangen die Oberherrschaft, während Mancher, den Becher in der Hand, lallend unter Stuhl und Tisch sank.

Unterdessen saß unbekümmert um den Maskenzug und seine schlechten Witze, unberührt von dem wüsten Treiben auf den Straßen der Stadt und in den Kneipen — eine kleine Gesellschaft in den hellerleuchteten, gemüthlichen Zimmern des Professor Löffler. Außer diesem und seiner Schwester Juliane, Kunth, Alexander und Wilhelm von Humboldt, waren heute auch noch Dohna, Arnim und Beeskow geladen, wovon aber nur die beiden ersteren erschienen waren.

Die still besorgte Juliane braute eben einen köstlich duftenden Punsch, der einem einfachen aber vortrefflichen,

ihrer Kochkunst Ehre machenden Abendessen die Krone aufsetzen sollte, als der Professor, seine Pfeife gemüthlich schmauchend, sagte:

„Es ist doch immer eine ganz eigenthümliche gehobene Stimmung, die den sinnigen Menschen bei dem Wechsel des Jahres erfaßt."

„Wie könnte es auch anders sein?" — versetzte Kunth, der ebenfalls seine Pfeife angezündet hatte. — „Ein Jahr ist immer ein bedeutender Abschnitt in unserem Leben, und so erinnert uns unwillkürlich jede Neujahrsnacht an die Flüchtigkeit unseres Daseins."

„Aber diese Erinnerung hat für mich nichts Unangenehmes!" — fuhr der Professor fort und seine milden Züge spiegelten den Frieden seiner Seele und die Klarheit seines Geistes wunderbar wieder. Es war etwas unendlich Gewinnendes und Anziehendes, was jetzt in seinem durchaus nicht schönen Gesichte lag. „Ich begreife sogar nicht" — fuhr er mit einem milden Lächeln fort — „warum sich so viele Menschen dabei niedergedrückt fühlen. Mich erhebt der Gedanke, daß sich in diesem Zeitabschnitte wieder außer und in uns so manch' Gutes gestaltet hat. Ich schaue daher auch gern zurück, und ein rückwärtsgehendes Vertiefen in die Vergangenheit, das zugleich ein Vertiefen in die manigfachen Falten des eigenen Gemüthes und Herzens ist, ist sehr wohlthätig und heilsam."

„Ja" — meinte hier Alexander — „da muß man aber

auch außer und in sich eine Vergangenheit haben, bei der es sich der Mühe lohnt, einzukehren; und das ist gewiß bei den wenigsten Menschen der Fall."

„Weil sie zumeist überhaupt nichts haben, als das Bischen „Ich" und die paar schnell vorüberfliegenden Jährchen Leben, die sie um jeden Preis genießen wollen!" — rief Kunth.

„O welche traurige Existenz muß das sein, wenn man nur sich selbst und die flüchtigen Genüsse des Lebens kennt!" — sagte der Professor. — „Dann freilich muß uns das rasche Versinken der Zeit erschrecken so oft man daran erinnert wird."

„Und damit sie nicht daran erinnert werden" — rief hier Dohna — „oder wenigstens nicht zum klaren Bewußtsein dieser Erinnerung kommen, suchen die meisten Menschen dieselbe zu betäuben."

„Thoren, die sie sind!" — fuhr der Professor fort. — „Wie erhebt doch den Verständigen der Blick auf diesen gewaltigen, durch die uferlose Ewigkeit dahinbrausenden Zeitenstrom! Was war doch das Menschengeschlecht? und was ist es in der Zeit geworden? Die großen, von grausamen Eroberern gewaltsam zusammengebrachten und zusammengehaltenen, allgemeine Rohheit und Barbarei nährenden Reiche mußten in kleinere Staaten zerfallen, damit jede Nation ihre Eigenthümlichkeit entwickeln und somit die gemeinsame Bildung der Menschheit befördern konnte. Darum fielen und zerbröckelten im Laufe der

Jahrtausende die großen Reiche des Alterthums wie morsche Särge, getroffen von des Todtengräbers eisernem Spaten. In den durch endlose Kriege und Verheerungen, durch Knechtschaft und geistige Verdunkelung herabgewürdigten Völkern mußte die Sehnsucht nach einem glücklicheren Zustande, nach Wahrheit, geistiger Freiheit und Menschenwürde erwachen, und die edelsten unter ihnen ringen und trachten, ihrer Rechte, ihrer wahren Bestimmung sich bewußt zu werden; es mußte der Wahn und der Irrthum sich steigern, damit die göttliche Kraft aus ihrem Schlummer erwache, den Geist erleuchte, das Herz erwärme, die Sitten veredle, das Leben läutere und erhebe."

„So ist es!" — sagte Kunth — „darum folgte auch eine Gesetzgebung der anderen und jede drang tiefer in den Geist der Humanität ein."

„Ja!" — fuhr der Professor fort und seine Züge belebten sich immer mehr und mehr, und es blitzte eine hohe edle Freude aus ihnen. — „Und traten auch hie und da wieder Zeiten ein, wo der höhere Sinn und das edlere Wesen der Menschheit unterdrückt und zurückgedrückt schien, immer von Neuem und mit immer größerer Kraft und Klarheit brach der reine, gottbewußte Geist edler Menschlichkeit sich Bahn. So wuchs im Laufe der Zeit — und darum sei er gesegnet, dieser beflügelte Lauf und auch jetzt freudig von uns begrüßt — so wuchs im Laufe der Zeit von Geschlecht zu Geschlecht von Jahr-

hundert zu Jahrhundert die Zahl derer, welchen die Wahrheit das edelste Streben, die Freiheit des Geistes das köstlichste Gut, — ächte, reine Menschenliebe das höchste Glück wurde! ..... und" — setzte hier der Professor mit leuchtenden Augen hinzu, indem er seine Pfeife aus den Händen gleiten ließ und sein volles Punschglas erfaßte — „solche edle Menschen hat auch mir die Zeit in Euch allen zugeführt; Ihr .... mein lieber Kunth und Ihr jungen Leute, Ihr seit wackere Träger derselben. Laßt uns darum in dieser schönen Stunde der Schnellfliehenden, aber auch so viel Segenspendenden, die auch uns zusammengeführt, ein volles dampfendes, duftendes Glas darbringen!"

„Ja, das wollen wir!" — rief es von allen Seiten, und bald klangen die Gläser so melodisch zusammen, wie ein heiteres, Freude verkündendes Glockengeläute.

„Nur eines ist schade!" — sagte jetzt Kunth, nachdem Alle getrunken und ihre Gläser wieder hingesetzt hatten: — „daß die Zusammenführende auch so oft wieder zur Trennenden wird."

„Wie so?" — frug die ganze Gesellschaft überrascht; denn Jeder fühlte, daß in diesen Worten Kunth's eine tiefere Beziehung liege.

„Je nun!" — fuhr dieser fort — „ich hätte es vielleicht in dieser Stunde nicht sagen sollen ....."

„Was denn!" — rief Wilhelm ungeduldig.

„Ich habe heute zwei Briefe von Eurer Mutter er-

halten," — sagte Kunth seinen Zöglingen zugewandt. — „Der eine davon spricht den Wunsch aus, daß Ihr bis zu Ostern Frankfurt verlassen und Euch der Georgia Augusta zuwenden sollt; der andere kündet mir an, daß mir durch ihre freundliche Verwendung eine Staatsanstellung geworden."

Eine Pause entstand. Die Nachricht war für Alle überraschend, ja fast peinlich, da jetzt auf allen Seiten Trennungen in Aussicht standen.

Welche schmerzliche Lücke mußte das Weggehen Kunth's und der beiden jungen Männer im Löffler'schen Hause und seinem stillen gemüthlichen Kreise verursachen; welche würdigen Freunde und Lehrer verloren Alexander und Wilhelm an dem Professor und Kunth, der ihnen ja fast ein zweiter Vater geworden. Auch von Dohna, Arnim, Beeskow und so manch Anderem mußte dann geschieden sein — vorausgesetzt, daß nicht der Eine oder der Andere denselben Entschluß faßte — und dann! ..... Cecily! Mußte eine Trennung von ihr Alexander's Herz nicht schmerzlich berühren? So wenig er sie auch in der letzten Zeit gesehen und gesprochen hatte, immer hatte er sich doch mit dem so innig geliebten und hochverehrten Mädchen in einer und derselben Stadt befunden und konnte sie sehen, wenn er wollte. Ging er nach Göttingen, so war das anders; geistig freilich blieb ihm gewiß auch dann die Angebetete nahe; aber ihre persönliche Nähe, die Anschauung der reizenden Erscheinung, ihre geistreiche Unter-

haltung — alles dies, was ihn so manchmal erfrischt, gehoben und beseligt — blieb ihm entrückt. Und wie? wußte sie denn, daß er sie liebe? mußte er nicht mit seinem Weggehen ihren Augen und ihrem Gedächtnisse — ihrem Herzen wagte er nicht zu denken — entschwinden, wie so manch' andere nichtssagende Erscheinung? Und doch war Cecily im Stillen sein Ein und Alles geworden! Jetzt erst — erst mit dem Gedanken der Möglichkeit einer Trennung — fühlte er wie sehr er dies Mädchen liebe, wie seine ganze Seele mit der ihm eigenen Tiefe und Innigkeit an ihr hänge.

Alexander fühlte, daß die Ueberraschung ihn hatte erbleichen machen; aber mit diesem Gefühl hob sich auch sein männlicher Stolz wieder: durfte um eines Mädchens Willen — und wäre sein Herz mit noch so heiligen Banden an sie gefesselt — das höhere Ziel seines Lebens in den Hintergrund treten? Für seine und seines Bruders wissenschaftliche Ausbildung war diese Uebersiedlung auf die Universität Göttingen, die bedeutendste jener Zeit, von unendlicher Wichtigkeit. Mußte dagegen nicht alles Andere verschwinden?

In der That war es denn auch gerade Alexander, der sich zuerst fand, und die peinliche Pause, die auf Kunth's Mittheilung entstanden war, unterbrach:

„Jetzt können wir gleich der Zeit eine neue Bezeichnung beilegen!" — sagte er mit einem kaum bemerkbaren Lächeln, dem aber ein Anflug leisen Schmerzes nicht

fremd blieb. — „Nennen wir sie getrost die Doppelgestaltige; denn sie bietet uns in diesem Momente die Freude des Beieinanderseins und den Schmerz bevorstehender Trennung. In welcher Gestalt wollen wir sie festhalten? Ich denke doch in ihrer heiteren. Wer sich heiter zu erhalten sucht, der sorgt nicht nur für sein Glück, sondern er übt wirklich eine Tugend!"

„Gewiß! gewiß!" — rief hier Professor Löffler und Niemand außer Juliane bemerkte, daß er unter der Brille eine Thräne zerdrückte; — „Heiterkeit, selbst die wehmüthige, macht ja zu allem Guten aufgelegter undgibt dem Menschen die Kraft, sich selbst mehr aufzuerlegen und mehr für Andere zu leisten. Erhalten wir uns — auch bei der Aussicht, daß uns das kommende Jahr in der erwähnten Beziehung trübe Momente bringen wird — die bisherige Stimmung und beweisen wir, daß wir nicht selbstsüchtig immer nur uns vor Augen haben, und was uns begegnet, für größer und merkwürdiger halten, als was Anderen zustößt!"

„Mich und meine Mittheilung in dieser Stunde rechtfertigt zugleich noch etwas Anderes!" — sagte jetzt Kunth" — die Auffassungsweise der Zeit, die uns soeben erst unser wackerer Professor gelehrt hat. Ich blicke über den Augenblick und über die Scholle hinaus, so lieb mir beide jetzt sind, und da sehe ich meine lieben Zöglinge unter dem mütterlichen Schutze der hochwürdigen Georgia-Augusta zu trefflichen Männern der Wissen-

schaft und zu wackeren Bannerträgern der so schön und mächtig hereinbrechenden neuen Zeit heranreifen." — Und Kunth erhob sich rasch und rief: — „Meine Freunde, laßt uns noch einmal unser Glas leeren! Ich bringe es mit einem heiteren Hoch der Wissenschaft, als dem höchsten Gute der Menschheit; — ihren wackeren Trägern in der Gegenwart und somit vor allen Dingen unserem allgeliebten und allverehrten Professor; — und endlich ihren tüchtigen, strebsamen Jüngern, somit meinem lieben Alexander und Wilhelm von Humboldt und Euch, Ihr jungen Herren, die ein gleich würdiges Streben mit meinen Zöglingen verbindet!"

Und abermals klangen die Gläser und ein lautes vieltöniges „Hoch!" erfüllte die sonst so friedlichen Räume.

Die Stimmung war jetzt wieder gehobener und sie ward es noch mehr, als Kunth erklärte, daß er seinen Zöglingen wahrscheinlich ganz nahe bleiben werde und Dohna und Arnim die Zusage gaben, daß unter diesen Umständen, auch sie mit Ostern nach Göttingen übersiedeln würden

„Das ist schön!" — rief Alexander. — „So bleiben doch wenigstens einige Beziehungen und — unser akademischer Freundschaftsbund wird auch für die nächste Zeit noch bei einander bleiben. Beeskow geht gewiß auch mit!"

„Beeskow?" — wiederholte Dohna gedehnt und ein spöttisches Lächeln schwebte um seinen Mund; dann sagte

er mit dem Ausdrucke der Ironie: — „Ich glaube nicht, daß Beeskow mitgeht, der hat Besseres hier zu thun."

„Wie so?" — frug Alexander.

Dohna lachte: „Solltest du in der That nicht wissen, daß Beeskow bis über die Ohren verliebt ist?"

„Nein!"

„Nun, da möchte man fast schließen, du seiest es selbst."

Alexander erröthete über und über.

„Beruhige dich nur!" — fuhr Dohna scherzhaft fort, — „deine Geliebte kennt Jedermann!"

„Wie?" — rief Alexander noch glühender.

Die jungen Leuten lachten herzlich — Kunth und Löffler waren in eine Fensternische getreten — und Dohna sagte:

„Verstelle dich nicht so! Heißt die gestrenge Dame deines Herzens nicht: die Naturwissenschaft?"

Alexander lachte jetzt mit; aber es war ihm ein Stein vom Herzen genommen.

„Und Beeskow?" — frug er wiederholt.

„Der Glückliche!" — rief Arnim. — „Er liebt das schönste Mädchen in der Stadt und wird wieder geliebt."

„Ja noch mehr!" — sagte Dohna mit ironischem Lachen und leerte ein Glas dampfenden Punsches.

„Noch mehr?" — frugen Alexander und Wilhelm gespannt. — „Was heißt das?"

„Was das heißt!" — wiederholte Dohna lachend. —

„Nun Ihr fragt gewaltig naiv! Man munkelt davon, daß er sehr glücklich sei.“

„Aber Ihr habt den Namen seiner Schönen noch nicht genannt?“

„Als wenn das nöthig wäre, wenn man von dem schönsten und geistreichsten Mädchen in der Stadt spricht.“

Alexander erblaßte.

„Nun, weißt du's noch nicht?“ — rief in der heitersten Laune Dohna. — „Mensch, Freund! du scheinst in der Liebe schwerbegriffiger zu sein, als sonst.“

„Ich kenne nur Eine,“ — versetzte Alexander mit fast erstickter Stimme — „auf welche Eure Bezeichnung paßte .... Und diese .....“

„Nun diese ....!“ — rief Arnim lachend — „diese süße Huldgöttin ist .... Miß Cecily Morgan!“

„Wer?!“ — stammelte Alexander.

In diesem Augenblicke schlug die Glocke der Marienkirche zwölf Uhr.

„Mitternacht!“ — riefen Kunth und der Professor und die Gläser wurden neu gefüllt und klangen munter an, und Alle umarmten und küßten sich herzlich, das neue Jahr begrüßend.

Nur in Einem klang es furchtbar nach: „Mitternacht!“ und der Eine war Alexander. Er stand bleich und sprachlos .... den Tod im Herzen.

Ein neuer Stern.

Ostern waren vorüber, Alexander und Wilhelm von Humboldt hatten bereits die Universität Göttingen bezogen, während Kunth nach Tegel abgereist war, um sich persönlich mit der Majorin in Vernehmen zu setzen. Auch die jungen Grafen Dohna und Arnim galten jetzt schon als fleißige Besucher der Georgia Augusta; wie sich denn auch ihr schönes Freundschaftsverhältniß zu den beiden Humboldt's in Göttingen mit der gleichen Innigkeit fortspann, mit der es die letzten zwei Jahre in Frankfurt an der Oder bestanden.

Ereignisse aber, wie der Umzug von einer Universität auf eine andere, geben bei jungen, strebsamen Leuten immer den wohlthätigen Impuls zu einer gesteigerten Thätigkeit ab. Auch bei unseren Freunden war dies der Fall, und zwar vor allen Dingen bei Alexander, der jetzt, dem Wortlaute nach, wirklich Tag und Nacht studirte, so daß sich Wilhelm oft genöthigt sah, ihn vor

allzugroßer Anstrengung zu warnen und selbst zeitweise mit brüderlichem Ernste einzuschreiten.

Aber in Alexander war auch, seit der letzten Neujahrsnacht, eine vollständige Umgestaltung eingetreten. Er hatte wirklich geliebt, — geliebt mit der ganzen Tiefe und Innigkeit, die ein Herz, wie das eines Alexander's von Humboldt, fähig ist; — seine Liebe war getäuscht worden..... mit dieser Täuschung aber war auch der schöne Traum von Liebe für ihn auf immer dahin.

Einen Charakter, der sich schon so frühzeitig mit männlichem Ernste abrundete, wie dies bei Alexander geschah, konnten freilich die wenigen in heiterer Laune gesprochenen Worte Dohna's und Arnim's nicht überzeugen; um so weniger, als sie eine schwere Beschuldigung für Adrian und Cecily enthielten. Sie schleuderten in jener Nacht allerdings — gegen den Willen und das Wissen der Freunde — den Tod in das Herz des jungen Humboldt's; aber dies Herz war viel zu edel und viel zu rein, um das Gesagte glauben, viel zu gerecht, um, auf einige witzelnde Worte hin, einen sonst so wackeren Freund, ein so heißgeliebtes, hochverehrtes und angebetetes Mädchen, das bisher sein Ideal gewesen, verurtheilen zu können.

Alexander that daher gleich mit dem kommenden Morgen den einzigen Schritt, den er bei dem ihm eigenen geraden, offenen und determinirten Wesen thun konnte:

er ging zu Adrian und frug ihn rundweg, was an der Sache sei? Freilich war dieser überrascht, daß man überhaupt etwas von seinem Verhältnisse zu Cecily wisse. Als ihm aber Alexander ohne Umschweife sagte, daß er selbst das Mädchen mit Leidenschaft liebe, wenn es auch noch zu keiner Erklärung von seiner Seite gekommen sei — — und Beeskow dabei die innere Erregtheit und die seelenmarternde Unruhe des Freundes sah, erfaßte ihn die aufrichtigste Theilnahme für den so hochverehrten Jugendgenossen, und, ihm die Hände mit Innigkeit drückend, als ob er dessen Schmerz mildern und ihn für sein eigenes Glück um Vergebung bitten wolle, gestand er Alexandern: daß er Cecily liebe und von ihr wieder geliebt werde; ja ..... daß sie sein theures Weib sei, wenn auch nicht ihm angetraut und verbunden nach den Gesetzen des Staates und der Convenienz, doch nach jenen der ewigen göttlichen Natur, der freien Wahl des Herzens und der innigsten und heiligsten Liebe!

Alexander glaubte seinen Ohren nicht trauen zu können; staunend, halbbetäubt lauschte er Adrian, der ihm im feurigen Fluß begeisterter Rede seine und seiner Geliebten ideale Auffassung der Liebe und Ehe darlegte — es war Vieles wahr und schön, Vieles kühn und edel gedacht, was er sagte ..... aber es ließ sich mit Alexander's sittlichem Gefühl nicht einigen und — — der Schmerz seine eigene Liebe, sein eigenes Ideal und mit diesen einen Theil seines Herzens und

seines Glücks auf ewig verloren zu haben — raubte ihm die Kraft zu hören und zu denken und trieb ihn hinaus in die Einsamkeit und Oede.

Aber es bedurfte für den jungen Alexander von Humboldt nur kurze Zeit, um sich selbst wiederzufinden und sich — wenigstens nach außen hin — den alten männlichen Halt zu geben. Niemand, auch nicht einmal Wilhelm oder Kunth, merkten ihm an, was geschehen; aber sein Herz verblutete still und nur ein fast übermenschliches Arbeiten und Studiren vermochte den Geist aufrecht zu erhalten und den Schmerz zu betäuben, der sein Innerstes zerriß.

Jetzt war ihm der Aufenthalt in Frankfurt bis zu Ostern ein Entsetzliches; aber auch dies Entsetzliche mußte getragen werden, und .... Alexander trug es, wie ein Mann. Er war gegen Adrian von Beeskow wie früher. Miß Morgan sah er nicht mehr; berührte auch gegen den Freund das unselige Verhältniß mit keinem Worte.

Aber ..... wie reifte Alexander dieser stumme, gewaltige Schmerz! Und warum hätte denn der Ewige uns armen Menschenkindern das erregbare, leicht bewegliche, dem Gram und dem Schmerze so zugängliche Gemüth gegeben, wenn er nicht zugleich die Kraft hätte hineinlegen wollen, diese Gefühle zu beherrschen, diesen Schmerz zu besiegen. Wir sollen ganze Menschen, ernste, feste, abgerundete Charaktere werden.... aber....

durch uns selbst. „Es ist mit dem Samenkorn, das in dem Herzen geistige Frucht trägt“ — sagte einst Wilhelm von Humboldt in einem seiner Werke — „ebenso als mit demjenigen, welches seine Triebe aus der Erde emporschießt. Die Frucht wird auch nicht ganz unmittelbar von Gott, ja nicht einmal von der Natur gegeben; sie muß alle Zustände durchgehen, welche sie nach und nach zur Reife bringen, und wenn der Mensch der Ernte gewiß sein will, muß er selbst Mühe und Schweiß daran setzen. Noch viel mehr aber ist dies der Fall bei der Frucht des Geistes und des Herzens; allein die Sicherheit ist hier auch unendlich größer. Es kann da kein störendes Naturereigniß dazwischen treten, denn wenn ungünstige Stimmungen auftauchen, so kann die Kraft des Gemüthes auch gegen diese ankämpfen.

Und Alexander that dies redlich und mit der ganzen geistigen Kraft und Ausdauer, die ihm die Natur als eines der herrlichsten Geschenke auf seinen Lebensweg mitgegeben. Cecily's Bild blieb in seinem Herzen; ja Cecily blieb sein Ideal; — aber es war freilich nicht jenes Mädchen in seiner wirklichen Erscheinung, sondern Miß Morgan, wie er sie sich gedacht!

Uebrigens konnte ja für Alexander wie für Wilhelm in wissenschaftlicher Beziehung nichts erwünschter sein, als die Uebersiedlung nach Göttingen; denn hier glänzte gerade in denjenigen wissenschaftlichen Gebieten, für welche er eine so große Begeisterung in sich trug, in den Natur-

wissenschaften, eine der ersten Größen der damaligen Zeit .... hier lebte und lehrte eben jetzt Blumenbach, jener berühmte Naturforscher, der alle Reiche des Naturlebens nach Formen und Wesen mit leuchtendem Geiste überschaute und ordnete; — hier lebte Heyne, der Lehrer und Wiederbeleber der Alterthumswissenschaft; — hier wirkte Eichhorn als Geschichtslehrer.

Und Alterthumswissenschaft und Geschichte waren die Gebiete, auf denen sich beide Brüder auch hier wieder gemeinschaftlich bethätigten; die klassische Vorzeit mit ihren philologischen und Kunststudien fesselte Beide; die Geschichte mit ihren philosophischen Anschauungen zog Wilhelm dahin, wo Alexander die Erd- und Völkerkunde auf geschichtlichem Boden sammelte — und während Wilhelm sich mit klassischer Literatur und den Schriften des Philosophen Kant vertrauter machte, gab sich Alexander der belehrenden und persönlichen Einwirkung Blumenbach's hin. Dann aber fanden beide, noch immer durch die innigste Liebe wie Dioskuren verbundene Brüder wieder ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt in dem näheren und befreundeten Umgange des Professors Heyne, der bald die jungen Männer schätzen lernte und den größten Einfluß auf ihre ferneren akademischen Studien hatte. *)

---

*) Dr. H. Klenke: „Alexander von Humboldt." Ein biographisches Denkmal. S. 25 und 26.

Und Heyne war in der That ein liebenswürdiger Mann, der den beiden Jünglingen in geselliger Beziehung den ihnen theuer gewordenen Professor Löffler trefflich ersetzte; — es war ein Mann, der dabei nach Außen hin zur Wiederbelebung der Alterthumswissenschaften, wie eben bemerkt, nicht wenig beitrug und in Wahrheit als der unmittelbare Vorläufer ihrer neueren Glanzperiode zu betrachten ist. Zwar war sein Auftreten nicht von der energischen Wirkung, wie etwa das von Wolf und Voß; aber er bahnte diesen durch geschmackvollere Auffassung der Alten den Weg. Er reihte sich in einzelnen Zweigen, z. B. in der Kunstarchäologie, den tüchtigsten Forschern an, leistete aber unbedingt das Tüchtigste als Lehrer an Ort und Stelle. *)

Welch' ein ungemeiner Vortheil mußte daher sein Umgang für Alexander und Wilhelm sein. Ueberhaupt fand der unabweisbare Trieb Alexander's, sich nach den vielseitigsten Richtungen hin auszubilden, — der etwas ganz Hervorragendes in seinem Charakter war und Kunth täglich mehr in Erstaunen setzte, da ihm darin die Ahnung einer sich entwickelnden genialen Größe seines geliebten Zöglinges aufging — in Göttingen die reichste Nahrung. Was der lebendige Vortrag nicht bot, reichte jeder Zeit die herrliche Bibliothek dieser Universität

*) Gustav Schlesier: „Erinnerungen an W. von Humboldt." I. Theil S. 31 u. f.

mit ihren 300,000 Werken und 5,000 Handschriften in größter Fülle dar. In der philosophischen Fakultät fanden sich die tüchtigsten Männer, namentlich auch für die historisch-politischen Fächer. Da lehrten Schlözer und Spittler, Michaelis und Eichhorn, sämmtlich bedeutende Namen. Auch Bürger, jetzt in seinem vierzigsten Jahre, wirkte als Privatdocent hier. So blieb für die beiden Brüder, die ja ohnedem ein Geist und eine Seele, ein Herz und ein Leben waren — der innere Schmerz Alexander's über den schwindelnden Sturz aus der jähen Höhe seines bisherigen Glücks steigerte diese Bruderliebe und Innigkeit noch — so blieb für die beiden Brüder bei dem Studium der Alterthumskunde, der Kunst, der Philosophie, der Rechtslehre, der Sprachwissenschaften: Natur und Leben immer im Gesichtskreise, so daß kein einseitiges Studium ihren Geist und ihr Wesen verengern konnte, sondern im Gegentheil sich ihr Blick immer weiter ausdehnen, ihre Anschauung des Lebens und Wissens immer großartiger gestalten mußte.

Unendlich angenehm berührte es dabei aber auch Alexander und seine Freunde, daß in Göttingen ein bei weitem gesitteterer Ton unter der akademischen Jugend herrschte, als in Frankfurt an der Oder. Auch hier war akademische Freiheit, auch hier pulsirte das frischeste und fröhlichste Leben unter der studirenden Jugend; auch hier schlürften fidele Häuser den überschäumenden

Becher mit urgemüthlicher Lust; auch hier trieben Landsmannschaften ihr Wesen; — aber die Rohheit dominirte doch nicht. Trotz dem hielt Alexander den in Frankfurt gestifteten „Freundschaft- und Tugendbund" — der seinen Mitglieder außer der sittlichen Wirkung, die er auf sie selbst und nach außen übte, auch so manche schöne und genußreiche Stunde geschaffen hatte — aufrecht, und hatte die Freude der trefflichsten Jünglinge viele sich anschließen zu sehen.

An Dohna und Arnim, die alten Mitglieder, reihten sich jetzt aber im engeren Freundschaftskreise namentlich drei junge Männer: Stieglitz, Oelsner und August Wilhelm Schlegel.*)

Schlegel's Studium und Neigung zu Kunst, Alterthum und Sprache ließ sich ihn näher an Wilhelm von Humboldt anschließen; dagegen gewann Alexander an Stieglitz einen gar wackeren Freund.**)

Es war eine eigenthümliche Erscheinung dieser einundzwanzigjährige junge Mann! Dem Studium der Medicin und der Naturwissenschaften mit ungemeinem Eifer hingegeben, zeichnete ihn schon in diesem frühen Alter eine umsichtige Lebensklugheit aus, die ihn auch namentlich in der Wahl seines Umganges leitete. Geistreich von Natur, ließen sein Ernst und die scharfe Berechnung

*) Gustav Schlesier: a. a. O. I. Th. S. 35 und 36.

**) Der nachmalige berühmte praktische Arzt, Obermedicinalrath und erster Leibarzt zu Hannover (gest. 1840).

aller Verhältnisse und Lagen, in welchen ihn das Leben brachte, dem Anscheine nach auf wenig Gemüthswärme schließen. Er vergaß sich nie. Aber nur um seine Zwecke zu erreichen und alle Hindernisse zu besiegen, beherrschte er die Regungen seines Gemüthes, ja bewältigte und verbarg er oft seine wärmsten Empfindungen. So konnte er mitunter selbst kalt und hart erscheinen, obwohl sein Herz für alles Edle und Erhabene schlug und seine Freundschaft, wenn einmal geschlossen, einen wahrhaft antiken Charakter trug.*)

Aber es sollte noch ein schönerer Stern in Alexander von Humboldt's akademischem Leben aufgehen und ihm durch seinen Umgang mit Heyne zugeführt werden; — ein Stern, der mächtig in sein Leben hineinscheinen und gewaltig auf ihn einwirken sollte.... und dies war: Heyne's Schwiegersohn, Georg Forster.**)

---

*) „Nekrolog des weiland Dr. J. Stieglitz" von Dr. G. P. Holscher. Hannover, 1841.

**) Kosmos. II. S. 72.

Georg Forster.

„Endlich ist er da!“ — mit diesen freudig ausgestoßenen Worten stürzte Wilhelm in das Zimmer seines Bruders Alexander.

„Wer ist da?“ — frug dieser, indem er ruhig von Le Vaillant's afrikanischer Reisebeschreibung aufblickte, in der er eben gelesen hatte.

„Nun!“ — rief Wilhelm erregt, — „sagt dir dies dein Herz nicht? Du sehnst dich ja schon so lange nach ihm. Ich glaubte dich mit meiner Nachricht in einen gelinden Paroxismus zu versetzen!“

Alexander lächelte trübe: „Mein Herz“ — sagte er dann — „ist zum Vasallen meines Verstandes geworden; an diesen also mußt du deine Apostrophen richten!“

„Das ist nimmer wahr!“ — entgegnete Wilhelm mit Wärme, legte seine Rechte auf des Bruders Schulter und sah' ihn mit einem Blicke inniger Bruderliebe an. — „Bei einem so edlen Gemüthe und einem so hellen Kopfe wie sie sich bei meinem Alexander finden, gehen Herz und

Verstand immer Hand in Hand. Die Beiden leben aber bei dir in einer glücklichen Ehe, und in einer solchen herrscht weder der Mann, noch die Frau; sondern beide verbinden Liebe und Vernunft. Wo aber Liebe und Vernunft im Bunde gehen, da wohnt Friede, Freude und inneres Glück."

Alexander reichte dem geliebten Bruder mit einem leisen, kaum bemerkbaren Seufzer die Hand und drückte sie warm; dann sagte er mit Innigkeit: — „Für dich, Wilhelm, ist gewiß mein Herz immer offen. Aber laß das, und sage mir lieber: wer ist gekommen?"

„Nun, wer anders!" — rief Wilhelm freudig — „als Heyne's Schwiegersohn, Georg Forster, der berühmte Begleiter Cook's bei seiner Reise um die Welt!"

Jetzt aber verklärten sich auch Alexander's Züge, denn lange schon ehe er Göttingen gesehen und Heyne kennen gelernt, schwärmte er für diesen, damals in aller Welt wohlbekannten Mann, der schon in seinen Jünglingsjahren den Ruhm eines Weltumseglers und durch sein treffliches 1780 erschienenes Werk: „Reise um die Welt," den Namen eines eben so tüchtigen Naturforschers als gewandten Schriftstellers gewonnen hatte.

„Also Forster ist da?!" — rief jetzt freudig bewegt auch Alexander. — „Er ist von Wilna angekommen?"

„Mit seinem lieben Weibe, Therese, von deren Talenten

und Geist Vater Heyne schon so oft gesprochen, und die er mit so großer Sehnsucht erwartet hat."

„Und wann werden wir Beide sehen?"

„Noch diesen Abend!" — rief Wilhelm flammend. — „Heyne hat uns zu einem Abendbrod einladen lassen."

„O, das ist herrlich!" — sagte Alexander und seine nach Wissen heißhungrige Seele riß den Gedanken an diese interessante Bekanntschaft mit doppelter Energie an sich, da er in ihr einen heilenden Balsam für die Wunde erkannte, die das Schicksal ihm erst geschlagen.

Und wer kennt ihn denn heutzutage nicht, diesen durch Gesinnung und Charakter hoch über den meisten seiner Zeitgenossen dastehenden Mann, der, voll tiefen Gemüthes und mit den reichsten Geisteskräften begabt, für alles Schöne und Edle erglühte, nach dem Besten und Höchsten strebte, der in seinem Thun und Wollen so rein war und dennoch von den Stürmen des Schicksals so wild umtobt wurde, daß er an gebrochenem Herzen starb?! War doch das Ideal seines Lebens die Freiheit, der er all' seine Kräfte widmete und welcher er auch nicht untreu wurde, als alle Aussichten trübe waren. Das vermochte aber auch nur ein Mann wie Forster, der die Welt umschifft, die Völker aller Zonen gesehen und kennen gelernt und sich mit dieser Weltkenntniß und einer gründlichen und wissenschaftlichen Bildung einen so freien Blick erworben hatte.

Von Jugend an mit den äußeren Verhältnissen des

Lebens ringend, dann im Kampfe mit den Wogen des großen Oceans, auf dem er drei Jahre schiffte, gewann sein Charakter Festigkeit und Stärke, und doch war auch er nicht ganz weggewandt und frei von der mystischen Schwärmerei, die seine Zeit charakterisirte, die sich jedoch bei ihm mehr noch als weiche Empfindung darstellte. Dabei war Forster in der edelsten und gesundesten Bedeutung des Wortes eine durchaus sittliche Natur.

Mehr aber noch als seine persönliche Erscheinung, — mehr als das schöpferische Gedankenleben und die gestaltende Kraft, die seinen wissenschaftlichen Leistungen ihr künstlerisches Gepräge verleihen, — mehr als die allseitige Unbefangenheit seines Beobachtungsgeistes, erquickte schon damals alle Welt die vollendete Menschheit und Humanität, in seinem unübertroffenen Reisebericht, die sein vorzüglichstes Augenmerk auf Menschen und Sitten richteten, die ihn mit weisem Verständniß den Kern des Menschen unter Federn und Tätowirungen erfassen und in jeder Gestalt und unter jeglicher Schminke das Recht der Vernunft aufsuchen und anerkennen ließen.

Von Forster hat außerdem die Welt das Reisen gelernt, wenn man das Wort versteht in seinem fruchtbarsten und weit umfassendsten Sinne. Unberechenbar mußte hierin seine Einwirkung auf den jungen Humboldt werden, — unberechenbar ist in der That die Wirkung, die es bereits gehabt hat und in steigender

Entwicklung für alle Zukunft haben muß, daß ein Gemüth, das bei seiner Kraft und Treue so viel Biegsamkeit zu bewahren wußte, daß ein Geist, der Gründlichkeit und Tiefe mit der entschiedensten Freiheit von Vorurtheilen verband, uns Kunde brachte von den Gedanken und Trieben, welche die Inselbewohner der Südsee bewegten.

Achtung vor der Menschheit, die man bei ihm auf jeder Seite kennen lernen kann, wird dereinst wieder gut machen, was an jenen Völkerschaften verdorben und verbrochen wurde.

Wenn Tahitier, Neu-Seeländer und Tanneser sich einst betheiligen werden an der Bildung der Völker, die das ganze Menschengeschlecht der Freiheit der Vernunft entgegenführt, dann wird man die ersten tiefen Spuren der guten Botschaft bei dem Jünglinge suchen, der den reichen Lohn für seine That in dem gährenden Bildungsstoff davon trug, der seine Jugend mit kräftiger Anschauung mit viel bewegten Erlebnissen, mit dem Marke der Erfahrung nährte.*)

Mußte der junge Alexander von Humboldt dem Zusammentreffen mit solch' einem Manne nicht in der That mit hochklopfendem Herzen entgegensehen? Und um-

---

*) J. Moleschott: „Georg Forster, der Naturforscher des Volkes." Gervinus: Neuere Geschichte der poetischen National-Literatur. V. Theil.

gekehrt, wie viele Anknüpfungspunkte mußte wieder dieser Mann in der Seele Alexander's finden, dessen Phantasie noch von den Bildern einer überseeischen fernen Welt erfüllt war, die einst schon Campe, der Verfasser des Robinson, in ihm geweckt hatte? Wie mußte der Drang nach Anschauungen fabelhafter Gegenden, nach kühnen Seefahrten und neuen Entdeckungen in Alexander sich regen, wenn Forster nun von seiner Weltreise erzählte?

So wurde Forster die erste bedeutungsvolle, vom geheimnißvollen Schimmer einer transatlantischen Welt umgebenen Gestalt, welche sich mit dem jugendlichen Alexander von Humboldt enger verband, ein Mann von Kühnheit und Productivität des Geistes, voll heiligen Ringens nach Freiheit, der in seinem angeborenen Freiheitssinn, den — wie erwähnt — die früheren Reisen in eine neue Welt reich genährt hatten, sich in den damaligen deutschen Zopfverhältnissen nicht heimisch fühlte und namentlich ein erklärter Gegner der vagen Berliner Aufklärungssucht seiner Zeit war.

Schon von der ersten Erziehung her, war ja das preußische Kamaschenthum auch von den Brüdern Humboldt fern geblieben, sie hatten früh — von den Einflüssen einer freien Denkart in der anregenden Nähe eines geistreichen Königs gebildet — wahre Vaterlandsgesinnung eingesogen, ... mußte jetzt Forster's freie Anschauung sein freimüthiger Sinn und seine kernhafte, vorurtheils-

freie Art zu denken, nicht von nachhaltigem Einflusse auf die beiden Brüder werden und namentlich in Alexander's Charakter jenen Zug des Bürgerthums befestigen und entwickeln, der ihn zeitlebens so hoch geziert hat?*)

Es war sicher eine weise Fügung des Himmels, daß Campe und Forster als Sterne erster Größe an dem Jugendhimmel Alexander von Humboldt's aufgehen mußten; und es war die Ahnung der Bedeutsamkeit des neuzuknüpfenden Verhältnisses, die Alexander und Wilhelm jetzt mit einer ganz eigenthümlichen ungeduldigen Freude und Sehnsucht auf den Abend erfüllten.

Und er kam, der Abend, und ihre Freude und Sehnsucht sollte gestillt werden; sie fanden Forster und seine Frau in dem kleinen Kreise lieber Menschen, die Heyne um sich versammelt hatte, und der — außer seiner Familie und den beiden Neuangekommenen — nur noch die beiden Humboldt's und den Professor Lichtenberg umschloß.

Aber wie sprach auch schon Forster's äußere Erscheinung die jungen Männer an. Er war damals vier und dreißig Jahre alt und stand so recht in der frischen Kraft des geistigen Lebens, wenn ihm körperlich auch die Folgen seiner Weltumsegelung durch scorbutische Uebel nachgingen. Aber herzgewinnend und auf die erste Minute fesselnd

*) Dr. Klencke: a. a. O. S. 26–27.

war diese Erscheinung doch. Lag doch etwas eigenthümlich Kindliches noch jetzt in diesen offenen ehrlichen Zügen, so daß man gleich Vertrauen haben mußte und sich zu ihrem Träger wie durch eine magische Gewalt hingezogen fühlte. Dazu das helle, tiefblickende Auge, dem ein schwärmerisches Etwas nicht ferne lag; die hohe schöne Stirne, die edel geformte Nase und der etwas sinnliche, fast wie zum Küssen eigens gemachte Mund, ... das Alles, mußte es nicht auf den ersten Blick gewinnen, auch wenn man nicht wußte, welch' eine Welt in diesem Herzen pulsire, welch' mächtiger, edler Geist unter dieser Stirne throne?

Der junge Alexander von Humboldt gehörte nicht zu den Menschen, die sich gerade allzuschnell an Andere anschlossen. Bei all seinem wohlwollenden, geraden und offenen Wesen leitete ihn doch immer eine kluge Zurückhaltung, die gerne erst mit den geistigen Fühlhörnern den intellectuellen und sittlichen Gehalt des sich Annähernden prüfte. Erst wenn hier alles wohlbefunden war und die innere Stimme seelischer Verwandtschaft dafür sprach, schloß sich Alexander entschieden, dann aber auch um so inniger und wärmer, an.

Bei Forster war dieser Prozeß mit dem ersten Blick überwunden; Alexander fand sich wie durch höhere Gewalt ihm zu eigen gegeben und fand darin, wie in einer beseligenden Liebe sein Glück.

Uebrigens waren ja auch der geistigen Anknüpfungs-

punkte so viele geboten: vor allen Dingen Georg Forster's berühmtes Werk, die schon erwähnte Reise um die Welt, ein Buch, das Alexander studirt hatte und durch und durch kannte, wie wenig andere.

„Wer könnte Ihnen genug für diese treffliche Gabe danken!" — sagte daher auch Alexander, als, sehr bald nach der ersten Begrüßung Beider, die Rede darauf kam. „Wie anziehend ist diese Reise um die Welt beschrieben; wie zeichnet sich dies Werk durch unbefangene und lichtvolle Erzählung und begeisterte Schilderungen fremder Gegenden, Menschen und Sitten aus. Sie, Herr Professor," — setzte er dann lächelnd hinzu — „Sie werden es zu verantworten haben, wenn auch ich einst der neuen Welt zusteuere."

Diese Verantwortung übernehme ich gern!" — sagte Forster freundlich, mit sichtbarem Behagen die edlen durchgeistigten und doch gemüthsvollen Züge des Jünglings in's Auge fassend. — „Es ist noch unendlich wenig auf diesem Felde gethan und jugendliche Kräfte werden daher doppelt willkommen sein. Ich war achtzehn Jahre alt, als ich die Reise antrat; wie alt sind Sie?"

„Ich bin jetzt neunzehn Jahre!" — versetzte Alexander. — „Aber wie viel fehlt mir noch ....."

„Nicht doch!" — unterbrach ihn Forster. — „Sie haben einmal den innern Drang und die jugendliche Begeisterung dafür und das ist schon sehr viel; dann aber weiß ich auch von meinem Schwiegervater, daß Sie

bei großen Kenntnissen, einen tüchtigen Forschergeist, Fleiß und Ausdauer besitzen. Das sind alles Dinge, die Sie — glauben Sie es mir — zu einem tüchtigen Naturforscher stempeln und auch machen werden. Immerhin haben Sie noch Zeit, sich noch recht viele und gediegene Kenntnisse anzueignen. Der Körper muß erst recht fest und vollkommen ausgebildet sein, ehe man solche Reisen unternimmt: ich habe die traurigen Folgen des Gegentheiles nur zu schmerzlich an mir selbst empfunden."

„Ich muß vor allen Dingen noch viel von Ihnen lernen, Sie herrlicher Mann!" — rief Alexander mit Wärme. — „So, die Wahrheitstreue der Beschreibung, in der Sie Meister sind."

„Wer mit Liebe sieht," — sagte Forster — „dem gleitet die Wahrheit durch das Sinnenthor in die Seele!"

„Und der Reichthum Ihrer Anschauungen?"

„Reichthum der Anschauungen, mein werther junger Freund, gewinnt sich auf solchen Reisen bei offenem Geiste und offenen Sinnen von selbst. Uebrigens ist derselbe nöthig, wenn sich uns die Verbindungen zwischen Ursache und Wirkung erschließen sollen; außerdem ist er auch das allmächtige Schutzmittel gegen einseitige Verfolgung von Lieblingsvorstellungen und voreiliger Abzirkelung einer auf engen Grenzen erforschten Gedankenwelt."

„Und wer hat, wie Sie, die Schöpferkraft, um seinen

Denkbildern eine solche Gluth und ein solches Leben einzuhauchen; woher kommt Ihnen dieser Sinn für Form und Farbe?"

„Durch die reine Unmittelbarkeit der Naturempfindung."

„Sie sind ein Wundermann!" — fuhr hier Alexander fort, indem er seine Blicke mit Begeisterung auf Forster ruhen ließ. — „Ihre Reisebeschreibung ist ein episches Gedicht und, wie ein ächtes Dichtwerk, liebenswürdig und menschlich in jeder Zeile. Man weiß nicht, ob von der Schönheit die Einfalt oder von der Klarheit die Wärme übertroffen wird; man weiß nicht, ist ihm der Mensch und seine Bildung und sein Glück näher, oder die schöne Flur vom heiteren Himmel überwölbt. Man möchte immer weiter hören, wenn man begonnen hat seinen Erzählungen zu lauschen, in welchen jedes Wort ein Pinselstrich ist, fest und rein gestaltend, so daß man zu sehen glaubt, wo man anfangs nur horchte." *)

„Gemach, junger Mann!" — sagte Forster lächelnd und doch mit dem Ausdrucke wohlverdienter, selbstgenügender Freude — „Sie werden zu feurig in Ihrem Lobe und setzen auf Rechnung meines Talentes, was auf Rechnung des Schöpfers gehört. Wer es je selbst erfahren hat, welch' einen ganz eigenthümlichen Eindruck

---

*) Moleschott: Georg Forster.

die Schönheiten der Natur in einem gefühlvollen Herzen hervorbringen, der — und nur der allein — kann sich eine Vorstellung machen, wie in dem Augenblick, wenn des Herzens Innerstes sich aufschließt, jeder sonst noch so unerhebliche Gegenstand interessant werden und durch unnennbare Empfindungen uns beglücken und begeistern kann." *)

„Ich fühle dies wahr und deutlich mit Ihnen!" — sagte Alexander bewegt, — „und habe es selbst schon mehr denn einmal empfunden."

Forster schien die letzten Worte nicht gehört zu haben. Wie in tiefe Gedanken verloren und in eine endlose Ferne schauend, saß er einige Secunden schweigend da; dann sagte er plötzlich, wie in eine beglückende Erinnerung verloren:

„O! und wie oft hatte ich solche beglückende Augenblicke, in welchen die mannigfaltige Schönheit der Natur in ihrem ganzen Reichthume vor mir ausgebreitet lag! So seh' ich jetzt im Geiste noch einmal Tanna vor mir liegen. Ueberall mit dichter Waldung umringt, ward ich selten etwas von der Gegend gewahr, wenn nicht hie und da eine Lücke zwischen den Bäumen mir einige Aussicht verschaffte. Dann aber hatte ich ein um so reizenderes Schauspiel. Ich übersah einen Theil der am Abhange der Hügel befindlichen Pflanzungen, wo die

*) Forster's eigene Worte.

Einwohner in voller Arbeit waren. Sie fällten Bäume, bestellten ihr Land statt mit einem Spaten mit einem dürren Aste und setzten Yams und andere Wurzeln. An einem Orte hörte ich sogar einen Indianer bei seiner Arbeit singen und erkannte bald an der Melodie, daß es eines von den Liedern war, die sie uns bei ihren Wohnhütten mehrmals vorgesungen hatten. Die Gegend war zum Entzücken schön und selbst Tahiti konnte sich nicht leicht einer schöneren Landschaft rühmen. Die verschiedene Stellung der Bäume mit ihren dickbelaubten Wipfeln, über welchen die stattlichen Kronen der Cocos-Palmen in großer Menge hervorragten, gab der Landschaft das herrlichste Colorit. Hier glänzte das Laub des Waldes im goldenen Strahl der Sonne, indeß dort eine Masse von Schatten das geblendete Auge wohlthätig erquickte. Der Rauch, der in bläulichen Kreisen zwischen den Bäumen aufstieg, erinnerte mich an die sanften Freuden des häuslichen Lebens; der Anblick großer Pisangwälder, deren goldene, traubenförmige Früchte hier ein passendes Sinnbild des Friedens und des Ueberflusses waren, erfüllte mich natürlicher Weise mit dem herzerhebenden Gedanken an Freundschaft und Volksglückseligkeit, und das Lied des arbeitenden Indianers vollendete dies Gemälde gleichsam bis auf den letzten Pinselstrich. Gegen Westen zeigte sich die Landschaft nicht minder schön. Die fruchtbare Ebene war daselbst von einer Menge reicher Hügel begrenzt, wo Waldungen und Obstgärten mit

einander abwechselten. Ueber diese ragte eine Reihe von Bergen hervor, die den Gebirgen auf den Societätsinseln gleichzukommen, jedoch nicht so jäh und rauh zu sein schienen. Selbst das einsame Plätzchen, aus welchem ich diese paradiesische Gegend betrachtete, hatte die Natur nicht ungeschmückt gelassen. Es war eine Gruppe der schönsten Bäume, an deren Stämmen sich mancherlei wohlriechende blühende Schlingpflanzen und Glockenwinden hinaufrankten. Vögel von allerhand buntem Gefieder belebten diesen schattenreichen Aufenthalt und ergötzten das Ohr oft unerwartet mit harmonischen Liedern. Ueber mir der Himmel heiter, das Säuseln des kühlen Seewindes um mich her, stand ich da und genoß in Ruhe des Herzens all das Glück, das ein Eden bieten kann." *)

Forster hielt inne, seine Augen leuchteten schwärmerisch, seine Züge waren verklärt, bis plötzlich eine Wolke über seine Stirne lief und er sich seufzend mit der Hand über dieselbe strich.

„Ich alter Thor!" — sagte er dann trüblächelnd zu Alexander, der ihm bis dahin regungslos mit stummem Entzücken gelauscht, — „ich alter Thor! es sind jetzt beinahe vierzehn Jahre, daß ich dies sah und ich kann mich noch so vergessen."

„Wünschen Sie sich vielmehr Glück zu dem, was Sie erlebt und zu der Kraft und Lebendigkeit Ihres

---

*) Forster's eigene Schilderung.

Geistes, der längst Erlebtes mit solcher Frische aufrecht erhalten kann!" — entgegnete der junge Humboldt.

„Ja, Sie haben recht!" — sagte Forster jetzt in einem ganz anderen Tone. — „Es ist wahrhaftig ein Wunder, wenn man, wie ich, an vier Jahre in Wilna war."

„O, ich weiß es!" — fiel Alexander ein, — „es gefiel Ihnen dort nicht."

„Den Teufel auch!" — rief Forster. — „Wie kann es einem in Barbarei und Verbannung gefallen?"

„Und hatten Sie denn keine Gesellschaft an die Sie sich anschließen konnten?"

„Geselligkeit in Wilna?!" — Ich hätte sie beim Adel suchen müssen und das war ein Mischmasch von sarmatischer oder fast neuseeländischer Rohheit und französischer Superfeinheit. Himmel!" — rief Forster hier, indem er aufsprang und, mit beiden Händen seinen Kopf fassend, im Zimmer auf- und ablief. — „Wo die hochadlichen Herren statt des Sacktuchs ihre Hände gebrauchten und statt der Strümpfe Stroh in den Stiefeln hatten, durfte man sich nicht wundern, daß die Damen im tiefsten Negligé, das sich denken läßt, ihre Haare zum Fenster hinauskämmten, und auf eine Schilderung der Küchenreinheit verzichten Sie gewiß gern."

„Warum?" — frug Lichtenberg, — „vielleicht findet sich ein Hogarth, der eine solche polnische Küchenscene darstellt. Und was das Stroh in den Stiefeln betrifft, so findet sich bei uns in ähnlichen Kreisen nur die um-

gekehrte Mode. Man trägt es statt in den Stiefeln im Kopfe."

Alle lachten. Forster's Frau aber sagte mit leisem Vorwurfe:

„Und bist du nicht ungerecht, Georg? Haben wir nicht auch recht schöne und glückliche Stunden in Wilna verlebt?"

„Gewiß!" — rief Forster, und drückte begütigend seinem jungen Weibe einen Kuß auf die Stirne. — „Unsere Liebe zog sich ja dort an der Wärme unserer Herzen groß."

„Ist das wahr, Therese?" — frug Vater Heyne mit schalkhaftem Lächeln.

„Ja, Väterchen!" — entgegnete diese. — „Der Außenwelt fast ganz abgestorben, lebten wir miteinander wie die Kinder und freuten uns wie Kinder."

„Wir genossen unsere Liebe in dem Bewußtsein, daß alles Uebrige nichts werth sei!" — sagte Forster.

„Und!" — rief Lichtenberg, — „hofftet, wie alle jungen Eheleute, daß Ihr den Augenblick nicht erleben werdet, wo Ihr zu lange gelebt hättet und fühlen müßtet, daß der Traum von Philemon und Baucis vorüber sei."

„Böser Mensch!" — sagte hier Therese mit verstelltem Zürnen, und schlug Lichtenberg scherzend auf den Mund.

„Nun, Spaß bei Seite!" — fiel Forster ein. —

„Hätte ich nicht in Theresen eine Frau gehabt, die mir wahrhaft alles ersetzte, was ich verlassen hatte und entbehren mußte, so würde ich es in Wilna keine zehn Wochen ausgehalten haben. Aber ich bin und bleibe demohnerachtet in allen Verhältnissen und gewiß auch Zeit meines Lebens ein Unglücksvogel. Nachdem ich jahrelang an der Kette gelegen, kommt der Augenblick der Erlösung: nach vielen unbestimmten und unbefriedigenden Aussichten nach Marburg, Mainz oder Wien berufen zu werden ....."

„Die dich immerhin anregten und durch die daran geknüpften Hoffnungen erquickten!" — meinte Therese.

„Sage lieber: aufregten und neckten!" — versetzte Forster. — „Also nach allen diesen unbestimmten Aussichten kam unvermuthet der Antrag: ich solle mich an einer großen russischen Entdeckungsreise betheiligen."

„Herrlich!" — rief Alexander, dem bei diesem Gedanken selbst das Herz klopfte.

„In die Südsee sollt' es gehen!" — rief Forster mit schmerzlicher Ironie und ging wieder unruhig auf und ab. — „Vom Kap geraden Weges nach Neu-Holland und Neu-Seeland; dann nach Amerika und dann wieder nach Japan oder nach Kamtschatka."

„Und das Frauchen?" — frug Lichtenberg. — „sollte das auch mit zu den Kamtschatkalen?"

„O nein!" — rief Forster mit einem Blick in die

Ferne. — „Vier Jahre sollte die Reise dauern; Frau und Kind zeitlebens versorgt sein! Und ..... die russische Regierung kaufte mich überdies von Polen frei!"

„Welch' neue Schätze standen da der Wissenschaft bevor!" — sagte Alexander.

„Der Muth meiner unvergleichlichen Therese unterstützte mich in Allem! Freund Sömmering ward unter glänzenden Bedingungen gleichfalls für die Reise gewonnen. Helfer und Helfershelfer für die wissenschaftlichen Untersuchungen waren schon zahlreich angeworben: Zeichner, Jäger, Aerzte. Mit fieberhafter Aufregung arbeitete ich, um in Wilna — das mir nachgerade vollends unausstehlich war — meine letzten Obliegenheiten zu erfüllen ..... da bricht der Türkenkrieg aus ..... der Plan wird von der russischen Regierung aufgegeben.... und .... ich stürze von der Schwelle meiner schönsten und bewußtesten Hoffnungen, meiner opferfreudigen, nach Wissen durstenden Wünschen herab!"

„Armer Mann!" — dachte Alexander mit einem Seufzer: denn er begriff, was in einem solchen Entsagen liege.

Lichtenberg machte jetzt wieder ein paar satyrische Ausfälle über das Glück der Weiber, die an berühmte Männer, namentlich an Weltumsegler, verheirathet seien; aber Forster hörte ihn nicht, weil ihn der Schmerz über diese getäuschte Hoffnung für den Augenblick betäubte.

Alexander trat theilnehmend an ihn heran, indem

er mit milder Stimme frug: — „Und was denken Sie jetzt zu thun?"

„Nun!" — entgegnete Forster und seine Züge waren wieder so ruhig, als sein Wesen gefaßt — „was ist für mich, dem Schicksale gegenüber zu thun? Klötze mit Scheermessern schnitzeln zu wollen, macht nur die Messer stumpf, der Klotz bleibt, was er war. Das Werk der Vernunft ist es, zu berechnen, nicht nur was unsere Kräfte unter den gegebenen Verhältnissen vermögen, sondern auch, welches die Zeit und Umstände sind, unter welchen wir sie anwenden dürfen und müssen. Ich habe nach Mainz geschrieben und werde in der nächsten Zeit einen Abstecher von hier aus dahin machen, um die dortigen Aussichten zu prüfen."

„Und wird man sich nicht alle Mühe geben, Sie hier in Göttingen für die Universität zu gewinnen?" — frug der junge Humboldt.

„Mein lieber junger Freund!" — sagte Forster lächelnd — „kennen Sie das Sprichwort nicht: der Prophet gilt nichts in seinem Lande?"

„Aber bei Ihnen . . . ."

„Macht man keine Ausnahme."

„Sie sind einer der größten und bedeutendsten Männer unserer Zeit. Sollten andere Regierungen nicht in ihrem eigenen und in dem wohlverstandenen Interesse der Wissenschaft auf ähnliche Pläne wie die Russische

eingehen, und sie an den Platz stellen, den einzunehmen Ihnen gebührt?"

Forster schüttelte leise mit dem Kopfe, dann sagte er, im Geheimen das jugendliche Feuer Alexander's mit Wohlgefallen beobachtend. — „Wenn wir jung sind, meinen wir immer: entweder das, oder nichts .... und .... werden wir älter und kriegen das nicht, was wir so eigensinnig verlangten, so behelfen wir uns doch!"

„Das ist eine traurige Erfahrung!" — meinte Alexander.

„Es ist nicht das Loos der Menschen, in dieser Welt vollkommen glücklich zu sein!" — versetzte Forster. — „Das Einzige was uns übrig bleibt, ist, aus dem, was wir erhalten und erreichen können, den besten Vortheil zu ziehen und so nützlich und glücklich zu sein, als unsere Lage es zuläßt. Aber" — fügte er, sich plötzlich unterbrechend hinzu — „das ist keine Lehre für Sie: halten Sie immer Ihren Jugendmuth oben und stählen Sie Ihr Wollen in dem Feuer einer heiligen Begeisterung für die Wissenschaft zu ernster, riesiger Ausdauer. Nur dann wird es Ihnen gelingen, etwas Großes zu erreichen."

Das Gespräch ward jetzt wieder allgemeiner und die Gesellschaft gruppirte sich mehr um Therese, die anmuthig und interessant erschien, ohne gerade schön zu sein. Es war ihr übrigens das seltene Glück geworden, bei einem emporstrebenden Geiste, ganz durch sich selbst gebildet zu werden. Sie war daher frei — aber nur im edelsten

Wortverstande — ganz Natur in allen ihren Gefühlen und Handlungen. Und doch — wie himmelweit entfernt war diese weibliche Erscheinung von jener Extravaganz, zu welcher ein gleiches Streben, aber unter ungünstigeren Umständen, Miß Morgan getrieben. Auch Theresen's Herz war jedem Eindruck des Guten und Schönen offen. Auch ihre Lecture war ausgebreitet und von der größten Mannigfaltigkeit, ihre Kenntnisse aber, von dieser Lecture abstrahirt, hatte sie mit eigener Vernunft und Beurtheilungskraft verdaut und abgesondert, sie gaben daher auch ihrer Seele, — bei Aufrechthaltung einer ächten, schönen Weiblichkeit, — einen gesunden Nahrungsstoff. Forster selbst sagte von ihr: Sie ist ein vernünftiges Weib, das über das Vernünftigsein ihr ächt weibliches Gefühl nicht eingebüßt hat.

Jetzt, in der munteren Gesellschaft, in der namentlich Lichtenberg, der geistreichste Satyriker unserer Nation, seine Geistesblitze nach allen Richtungen auffliegen ließ, gedieh auch ihr lebhafter Geist zur unterhaltenden Munterkeit des Witzes.

Allen war jetzt wohl in Theresen's Nähe und selbst Forster schien sein Mißgeschick auf Augenblicke vergessen zu haben und scherzte unbefangen wie ein Kind. Und war das nicht der Segen des unschuldigen Frohsinns, der in Theresen wohnte?

An dem frohen Lebenssinn des Weibes hängt die vorzügliche Liebenswürdigkeit und jener stille Zauber, der

alle Herzen gewinnt, sagt Ehrenberg, und wie unendlich Recht hat er! Ohne diesen Lebenssinn würden andere Vorzüge vielleicht unsere Achtung erwecken, aber uns nicht anziehen. Drückend ist die Nähe des kalten, mürrischen und launischen Weibes; aber wohlthuend schon der Blick derjenigen Frau, in deren Seele ein heiteres Bild des Lebens steht. Die Ruhe, die Klarheit und stille Fröhlichkeit, die aus diesem Blicke sprechen, scheinen ihr ganzes Wesen zu verklären. Auch der Mißmuthige wird unwillkürlich in diese Stimmung hineingezogen.

Und machte Forster nicht alle diese Erfahrungen an sich selbst?

Wenn schwere Sorgen — deren ja nur zu viele auf seinem armen Herzen in seinem kurzen Leben lasteten — wenn verwickelte Arbeiten, mißlungene Unternehmungen und unüberwindliche Hindernisse ihm alle Lust am Leben verleidet hatten: so söhnten ihn die Unbefangenheit, womit Therese über all' diese Dinge hinsah, — die ruhige Fassung, mit welcher sie alles beurtheilte, — die Sanftheit, mit der sie jeden Schicksalsschlag auffaßte, — die Harmonie, in welcher sich ihr Alles darstellte, wieder mit dem Leben aus.

Alle weiblichen Tugenden entwickeln sich unter dem Schutze eines heiteren frohen Sinnes voller und kräftiger und erlangen durch ihn neue Reize. Durch ihn werden die Frauen die holden Genien unseres Lebens,

die freundlichen Gefährtinnen auf unserer oft öden Wallfahrt.

So auch hatte sich Alexander Cecily als Weib gedacht, und mitten in der allgemeinen Heiterkeit, die jetzt bei dem Abendessen herrschte, durchzuckte ihn die schmerzliche Erinnerung an ihren Verlust so gewaltig, daß er Mühe hatte eine Thräne zu zerdrücken und in der That stiller wurde.

Aber das Schicksal hatte dem jungen Alexander von Humboldt einen Wink gegeben. Von diesem Abende an knüpfte sich das innigste Seelenband zwischen ihm und den beiden Gatten. Auch Wilhelm nahm an diesem schönen Bündnisse Theil, das von so unberechenbarem Einflusse auf Alexander wurde.

Hatte dieser als Knabe den Erzählungen Campe's gelauscht, und sich dabei, pochenden Herzens, im Geiste auf dem großen Ocean geschaukelt oder unter menschenfressenden Wilden gesehen, so verging jetzt fast kein Tag, an welchem er nicht Forster besuchte und, als wissenschaftlich hochgebildeter Jüngling mit dem berühmten Weltumsegler über Gegenstände der Natur und jene überseeischen Länder sprach, die ihn nun einmal mit unwiderstehlicher Sehnsucht anzogen. Und er fand in der Fülle des Geistes und der Bildung, die seinem neuen Freunde bei aller Einfachheit und Anspruchslosigkeit eigen waren, überall neue Lebenskeime, lichtvolle Blicke, großartige Ideen.

Schon nach kurzem Umgange mit Forster stand in des jungen Alexander von Humboldt's Seele der Entschluß fest: einst ebenfalls die neue Welt jenseits des Oceans zu besuchen und durch tüchtige Forschungen die Wissenschaft zu bereichern!*)

*) Alexander von Humboldt sagt selbst in seinem „Kosmos" II. Th. S. 5: „Wäre es mir erlaubt, einige Erinnerungen anzurufen, mich selbst zu befragen, was einer unvertilgbaren Sehnsucht nach den Tropengegenden den ersten Anstoß gab, so müßte ich nennen: Georg Forster's Schilderungen der Südsee-Inseln, Gemälde von Hodges, die Gangesufer darstellend; ein collosaler Drachenbaum in einem alten Thurme des botanischen Gartens in Berlin."

Der Lebensretter.

Und welch' schönes Leben im frischen Ideenaustausch gestaltete sich nun zwischen dem älteren, an Erfahrungen so reichen Forster und dem allmälig zur Lebensreife gedeihenden Jünglinge: Alexander von Humboldt.

Forster besaß in der schwungreichen und doch wahren Darstellungsweise seiner Erlebnisse in Amerika und auf den Inseln der Süd-See in der That eine Zauberformel für seinen jungen Freund; und wie gerne ließ sich dieser damit bannen und in den Zauberkreis neuer Anschauungen hineinziehen. Aber Forster war auch kein Pedant; all' sein Wissen in naturwissenschaftlicher Beziehung war von der Freude der Anschauung erwärmt. Die Gesetze des Schaffens und Werdens wurden ihm gleich Erlebnisse, und jede Wahrheit fand in seiner baukundigen Hand allsogleich ihre körperliche Gestalt.*)

---

*) Moleschott.

Was ihn aber so sehr an Alexander fesselte, war die Spannkraft des Geistes, die er, wie in sich, so auch in diesem wiederfand.

Nur eines berührte Alexander an Forster unangenehm und dies war dessen ewige Unruhe. Und doch war diese Unruhe so begründet. Mußte sich der „Weltumsegler" nicht überall beengt und beschränkt fühlen? War es nicht natürlich, daß dieser rege Geist immer und immer wieder über die kleinlichen Verhältnisse, die ihn an die Scholle fesselten, hinausstrebte?

Das Bewußtsein, mit den in seinem Geiste ruhenden Kräften und Fähigkeiten noch Großes wirken zu können, stachelte ihn unaufhörlich auf; während ihn die Sorge um Frau und Kind und um all die kleinen elenden Bedürfnisse des alltäglichen Lebens marterten und quälten und hier und dahin trieben, um nur ein anständiges Unterkommen zu finden.

Wie glücklich dagegen der junge Alexander von Humboldt zu preisen war, wußte er selbst nicht, da er — wie eine Pflanze im fetten üppigen Boden eines Tropenwaldes in dem Bewußtsein einer vollständig unabhängigen, gesicherten und glücklichen Lebensstellung aufgewachsen war. Alexander von Humboldt hatte daher auch schon als Jüngling jene unschätzbare Ruhe und Sicherheit, die allen in ähnlichen Verhältnissen aufgewachsenen Menschen eigen ist, in so fern sie zugleich Bildung besitzen. Daß sich diese Ruhe und Sicherheit in seinem

späteren Alter bis zu einer imponirenden und doch unendlich liebenswürdigen Größe steigerten, dies war freilich in dem ungeheuren Wissen begründet, das in seinem Inneren aufgespeichert lag, in der philosophischen Durchbildung seines Geistes und in der wunderbar schönen Harmonie, in die er sein ganzes Wesen mit sich selbst und dem Universum zu setzen gewußt hatte.

In Folge dieser glücklichen Ruhe nahm aber auch jetzt schon der Jüngling alles, was geistig anregend von Forster ausging, mit ungemeiner Klarheit und Sicherheit in sich auf, — nur eins befürchtend: daß ihm sein würdiger Freund zu schnell könne entrissen werden. Auch Wilhelm und Stieglitz nahmen an diesem Leben regen Antheil. Botanische und mineralogische Ausflüge wurden dabei viele gemacht.

Auch heute war ein solcher Ausflug verabredet. Es sollte nach Maria-Spring und der romantisch gelegenen Burg Pleß gehen und von dort aus nach den zu Tage brechenden Muschelkalklagern, um wo möglich den Nautilus bidorsatus zu finden, über dessen Vorkommen in der Umgegend man in Streit gerathen war. Auch der Göttinger Flora sollte dabei gedacht werden. —

Die Sonne hatte sich eben erhoben, als sich die Freunde an einem bestimmten Punkte trafen. Es waren Alexander, Stieglitz und Forster; denn Wilhelm hatte einen weiteren Ausflug nach Erfurt und Weimar gemacht, von dem er in diesen Tagen zurückerwartet wurde.

Forster aber mußte etwas besonders Angenehmes begegnet sein, das sahen die beiden Uebrigen sogleich, denn aus seinen Zügen strahlte es heute wie lauter Licht und Freude.

„Grüß Gott!"

„Guten Morgen!" — riefen sich die hellen klangvollen Stimmen der Freunde zu.

„Willkommen!" — sagte auch Alexander und reichte Forster die Hand. — „Sie bringen uns ja das heiterste Wetter am Himmel und auf Ihrem Gesichte. Ist Ihnen ein Glück begegnet, oder trugen sie heute Nacht liebliche Träume nach den paradiesischen Inseln der Südsee?"

„Es gaukelt mir das Schicksal in der That wieder etwas Goldenes vor!" — entgegnete Forster mit freundlichem Lächeln. — „Aber ich fürchte allerdings auch, daß es für mich Pechvogel wieder ein Traum sein wird."

„Und das wäre?" — frugen Alexander und Stieglitz.

„Ich habe noch gestern Abend spät ein sehr freundschaftliches Schreiben von meinem spanischen Freunde d'Elhuyar erhalten. Er sucht mich für Spanien zu gewinnen."

„Der Verräther!" — rief Alexander mit anscheinendem Zorne. — „Er will Sie uns entführen?"

„Er möchte es, in meinem Interesse, gern!" — sagte Forster. — „Aber die Wünsche und Hoffnungen eines Freundes sind noch keine Thatsachen."

„Und stellt er nichts Bestimmtes in Aussicht?"

„Halb und Halb!“

„Reden Sie!“

„Er hat bei dem Minister zwei Männer zu einer Expedition nach den Philippinen vorzuschlagen. Einer davon soll ich sein.“

„Vortrefflich!“

„Wenn etwas aus der ganzen Sache wird.“

„Zweiflen Sie?“

„Ich bin so mißtrauisch geworden.“

„Wenn aber die Sache von der Regierung ausgeht, und kein Krieg ....“

„Das ist es eben, was mich besorgt macht: die Expedition geht nicht von der Regierung, sondern von der philippinischen Compagnie aus. Uebrigens hat auch der spanische Hof selbst mehrere Unternehmungen im Auge.“

„Nun da muß ein Mann, wie Forster, immer höchst erwünscht sein.“

„Wir sind noch nicht so weit. Mein Freund d'Elhuyar wünscht vor allen Dingen nur zu wissen, ob ich mich für Spanien entschließen könne, um in diesem Falle mit allem Eifer der Freundschaft bei dem Minister für mich zu wirken.“

„Und Ihr Entschluß?“

Forster sann einen Augenblick nach, während die Gesellschaft ihren Weg antrat.

„Meinen Entschluß?“ — sagte er endlich und sandte einen seiner wunderbar flammenden und doch auch schwär-

merischen Blicke nach oben — „ach! der südliche Himmel der Philippinen lockt mich gar sehr an. Es ist so enge, so nüchtern in Europa."

„Und Ihre liebe Frau?"

„Geht mit Freuden mit!"

„Ist es möglich?"

„Warum nicht? Sie sagte gestern selbst, daß sie sich darauf freue, ihre kleine Tochter unter farbigen Menschen zu erziehen, und statt der neuesten Produkte der Leipziger Messe die befremdliche Natur der tropischen Pflanzen zu studiren."

„Eine herrliche Frau!"

„Gewiß!"

„Aber Sie scheinen ja noch zu schwanken."

„Weil sich mir noch zwei andere Aussichten eröffnet haben."

„Noch zwei? Sie setzen mich in Erstaunen, — und woher?"

„Ein Ruf nach Petersburg und eine Hoffnung für Mainz. Nach Rußland aber gehe ich nicht. Wilna liegt mir noch in den Knochen."

„Sie Glücklicher! da streitet sich ja in der That Nord und Süd um Sie?"

„Ich habe Briefe von Sömmering und Johannes Müller erhalten, die bekannterweise in Mainz bei'm Kurfürsten angestellt sind und mich effectiv zu bestimmen suchen, die Bibliothekarstelle in Mainz anzunehmen."

„Und würden Sie Mainz dem Rufe nach Spanien vorziehen?"

„Darin schwanke ich eben noch. In Mainz leben mir Freunde; es stehen aufgeklärte Männer am Ruder der Regierung; der Coadjutor Dalberg hat die Anwartschaft auf den Kurfürstenstuhl, — auch die Gegend ist schön und der Menschenschlag heiter und bieder. Aber!" — rief hier Forster plötzlich — „Kinder! lassen wir das. Ich freue mich, daß Freunde noch an mich denken und meine Kräfte noch zu gebrauchen sind; nur bringt mich heute, an diesem schönen Tage, nicht wieder in das Schwanken. Des Widersprechenden liegt ohnehin genug in mir, und führt mich leicht zu einer duldenden, verschlossenen Stille, die nur zerrüttenden Sturm androht. Heute aber, bei diesem göttlichen Wetter, möchte ich mit Euch ganz Heiterkeit sein. Sonnenschein ist überhaupt für mich Leben und ich danke jedesmal dem Himmel für seinen Sonnenschein. Mich dünkt, wenn ich den sehe, wie er Gerechte und Ungerechte erquickt, wie er den Frieden in der ganzen Natur erneuert, so weicht jeder trübe, jeder feindselige Gedanke, und ich kann mich nicht überreden, um einen Rippenstoß meine Ruhe hinzugeben."

Und in der That zog jetzt die ungebundenste Heiterkeit in die Herzen der kleinen Gesellschaft ein. Aber wie schön war auch der Morgen mit seinem Lerchengeschmetter und seiner noch frischen balsamischen Luft. Wie reizend lagen sie da, die stillen Dörfchen Eddigehausen und der

liebliche Quell Mariaspring unter der weithin schattigen alten herrlichen Buche. Hoch oben aber thronte die mächtige Ruine, wie eine stolze Mauerkrone, ein versteinerter Gedanke aus längst versunkenen Jahrhunderten; denn ist sie auch nicht die älteste Ruine Deutschlands (wie man wissen will vom Jahre 963), so ist doch gewiß die Linde noch von Ritterhand gepflanzt, unter der schon Tausende in stiller Begeisterung saßen, die jetzt — gleich den mächtigen Dynasten von Plesse — den Schlaf des Todes schlafen, oder in alle Welt zerstreut sind, wie die Blätter jener Linde vom rauhen Winde des Herbstes!

Alle waren entzückt. Stieglitz aber sprach sich freudig über die Fruchtbarkeit der ganzen Gegend aus, die allerdings wie ein Garten vor ihnen lag und jetzt alle zum Stillstehen veranlaßte.

„Ist das nicht eine Lust!" — sagte er dabei freudig. — „Wie herrlich hat hier Gott die Mühen des Landmanns gesegnet!"

„Ja!" — entgegnete Forster mit jenem, ihm ganz allein eigenen Ausdrucke sehnsüchtiger Freude, der sich immer auf seinem Gesichte malte, wenn in seiner Seele Erinnerungen an seine große Reise auftauchten. — „Und doch, welche Last des Lebens ruht auf uns Europäern, gegenüber den glücklichen Kindern des Südens. Auf Tahiti spendet der Brodbaum seine Früchte in so verschwenderischer Fülle, daß es genügt, zehn Bäume gepflanzt zu haben, um dem eigenen, wie dem kommenden

Geschlechte, so viel zu bieten, wie bei uns der Bauer in einem ganzen Leben durch Pflug und Ernte dem Boden abringt. Ach! und die Schönheit des paradiesischen Eilandes! mit seinen schattigen Fruchtbäumen, seinen wundervollen Wiesen, seinem wohlriechenden, mit Blüthen übersäetem Buschwerke, neben dem die Barringtonie, aus ihren lilienweißen Blumenkelchen, die zahlreichen, an ihren Spitzen karmoisinrothen Staubfäden treibt. Und überall grüne, mit der reichsten Vegetation überdeckte Berge, von welchen sich krystallklare Bäche in gewaltigen Fällen herabstürzen!"

„Schweigen Sie, Forster, schweigen Sie!" — rief hier Alexander. — „Ihre Berichte sind für mich Sirenengesang, und doch habe ich nicht Kraft, mir die Ohren zu verstopfen."

„Das sollen Sie auch nicht!" — meinte Forster. — „Nur machen Sie es wie Odysseus und binden Sie sich mit den Banden und Stricken eines festen Willens an den Mastbaum Ihres Lebensschiffes, bis Sie noch etwas älter und reifer sind. Lockt Sie dann noch das Echo meines Sanges, dann, junger Mann, lustig hinüber in die neue Wunderwelt; es gibt dort Arbeit genug für Sie!"

„Ach ja!" — rief jetzt Alexander und Freude und Begeisterung blitzten aus seinen Augen, — „und ich dürste darnach, sie zu verrichten. Gestehe ich es nur, der Entschluß, jene Hemisphäre zu besuchen, und alle

meine Kräfte an die gründliche Erforschung der dort so üppigen, so wunderbaren und noch so wenig gekannten Natur zu setzen, ... das ist seit langer Zeit mein Ideal, die Aufgabe meines Lebens. Und müssen sich denn, durch solche Forschungen jenseits des Oceans, nicht Tausende von Räthsel lösen, auf die wir jetzt noch überall bei dem Studium der Naturwissenschaften stoßen? Wie wird sich die Anschauung über den allgemeinen Zusammenhang der Dinge lichten, wenn tüchtige Kräfte redlich dort wirken? Und tüchtige Vorkenntnisse werde ich mir erwerben; die Nachwelt aber soll dann auch eingestehen, daß ich die Aufgabe, die ich mir gestellt, redlich gelöst habe."

„Wackerer junger Mann!" — rief hier Forster, indem er Alexander's Hand ergriff und sie herzlich schüttelte. — „Halten Sie, was Sie hier versprochen, und Sie werden Großes leisten. — Nur noch eins!"

„Und?"

„Wird auch der Körper mit dem Geiste gleichen Schritt zu halten vermögen? Sie scheinen mir nicht zu den Stärksten zu gehören?"

„Ich war sogar in meiner Jugend und selbst noch bis jetzt, kränklich; aber ich fühle in mir, daß mein Geist stark genug ist, dem Körper zu gebieten. Was sind Sturm und Wellen, was sind Hunger und Durst, Hitze und Kälte, körperliche Leiden und Entbehrungen, wenn sie ein fester Sinn überwinden will; wenn

man das Leben an ihre Ueberwindung und die Erreichung eines großen Zieles setzt?"

„Sie haben recht!" — sagte Forster freudig. — „Ich merke schon, wir sind aus einem und demselben Holze geschnitzt. Blicken Sie in meine Reise, und Sie werden nie finden, daß ich das tobende Meer mit seiner Brandung und seinen Klippen als ein Ungeheuer, die aufgebrachten Wilden als wüthende Riesen, die Gefahren und Mühseligkeiten einer solchen Reise als unüberwindlich dargestellt habe. Sie sind eben einmal natürliche Begleiter eines solchen Unternehmens."

„Zu dem Liebe, Begeisterung und eine Seele gehört, die sich bei Arbeit, Sorgen und Mühen von Gedankenfreuden getragen fühlt. Erhöhen denn nicht gerade, wenn man mit Liebe und Begeisterung für etwas wirkt, die Mühen und Kämpfe den Genuß?"

„Wie denn Genuß überhaupt ein sehr relativer Begriff ist!" — meinte Stieglitz. — „Dem Geizigen ist hungern und frieren ein Genuß, wenn er dabei nur spart und Geld zurücklegen kann; dem Faulen ist es ein edles Nichtsthun, das den Fleißigen zur Verzweiflung brächte; Fanatiker, Schwärmer und Märtyrer konnten sogar einen Genuß in dem Erdulden der ärgsten Qualen finden."

„So ist es!" — sagte Forster. — „Wo geniale Kraft in einem Herzen wohnt, da ist das höchste Glück eine, alle Fasern anspannende Arbeit! Und wer kennt

denn nicht den Reiz, der in der ewigen Neuheit der Anschauungen, Situationen, Forschungen und Entdeckungen liegt? Veränderung und Wechsel sind die Devisen unseres so schief in seiner Bahn kreisenden Planeten! Der ewige Reihentanz bringt immer neue Verhältnisse, neue Verwicklungen, neuen Kampf unserer Kräfte mit den Kräften des Weltalls hervor. Ich liebe diesen Wechsel, dies Kämpfen, dies Ringen, dies Heben und Senken und Kommen und Gehen, und darum hat auch das Meer immer mein Herz gefesselt. Die Unermeßlichkeit des Meeres ergreift den Schauenden ernster und tiefer noch als die des gestirnten Himmels. Dort, an der stillen, unbeweglichen Bühne funkeln ewig unauslöschliche Lichter. Hier hingegen ist nichts wesentlich getrennt; ein großes Ganze und die Wellen nur sind vergängliche Phänomene. Ihr Spiel läßt nicht den Eindruck der Selbstständigkeit des Mannigfaltigen zurück; sie entstehen und thürmen sich, sie schäumen und verschwinden, bis endlich das Unermeßliche sie wieder verschlingt. Nirgends ist die Natur furchtbarer, als hier, in der unerbittlichen Strenge ihrer Gesetze; nirgends fühlt man anschaulicher, daß, gegen die gesammte Gattung gehalten, das Einzelne nur die Welle ist, die aus dem Nichtsein durch einen Moment des abgesonderten Daseins wieder in das Nichtsein übergeht, indeß das Ganze in unwandelbarer Einheit sich fortwälzt!"

„O welche Größe der Weltanschauung muß dies dem Geiste geben!“ — rief hier Alexander. — „Schon der Gedanke daran hebt meine Seele. Wer mit diesem großartigen Naturschauspiele bekannt ist, kann der jemals vergessen, daß auch er — so hoch er stehen möge — nur eine vorübergehende Welle im endlosen Ocean des Lebens ist? — — Nein! nein! bei allem Selbstbewußtsein muß ihn Bescheidenheit zieren.“

„Wie dies ja auch so schön bei unserem würdigen Freunde hier der Fall ist!“ — sagte Stieglitz mit einem warmen Blicke auf Forster.

„Groß, froh, selbstbewußt und doch auch bescheiden macht überall die Natur, wo sie uns in ihrer ganzen Größe entgegen tritt!“ — entgegnete Forster. — „Es liegt überhaupt eine ungemeine sittliche Erhebung in in ihrem Studium.“

„Und wie herrlich vereinigen sich bei solch großen wissenschaftlichen Reisen Wissen und That!“ — rief der junge Alexander von Humboldt glühend. — „Welche innere Harmonie muß da die Seele gewinnen; wie müssen sich edle, heitere Ruhe und gleichmäßige Vollendung aller Anlagen zu einem schönen Gesammtcharakter menschlicher Persönlichkeit einigen! Welche köstlichen Früchte des Wissens lassen sich da erringen und wie beseligend muß es sein, sie der Welt und den Menschen zu bieten!“

„Ja, das ist es!“ — sagte Forster. — „Und das

werden auch Sie einst thun, dafür bürgt mir schon der Eifer und die Begeisterung mit welchen sie den Gedanken auffassen."

„Alexander wird auch mich gewinnen!" — rief Stieglitz lächelnd.

„Darauf würde ich stolz sein!"— entgegnete Alexander. — „Was gibt es denn Großartigeres und Fruchtbareres als das, in unabsehbare Fernen sich ausdehnende Gebiet der Naturwissenschaften. O Himmel! wie treibt es mich da zu wirken: die Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner zu erweitern; — die Gesetze der Natur zu erlauschen und, wo möglich, neue aufzufinden, welchen Weltkörper, Menschen und Thiere, Pflanzen und Mineralien gehorchen; — neue Lebensformen zu entdecken; — ungewisse Gegenstände und deren Produkte zu bestimmen; — die Bekanntschaft mit neuen Völkern zu machen und deren Sitten, Sprachen und Culturgegenstände zur Kenntniß meiner übrigen Mitmenschen zu bringen!"

„Allerdings ein Gebiet unerschöpflicher Thätigkeit!"— sagte Stieglitz. — „Wie klein kommt mir da mein medicinisches Studium vor."

„Auch das ist segensreich!" — versetzte Alexander. — „Aber es ist mir zu eng begrenzt. Ich habe den Drang in mir, Alles zu umfassen! Nennt das nicht unbescheiden, Freunde, sucht keine Anmaßlichkeit darin; ich weiß recht gut, daß dies keinem Menschen gelingen wird.... aber.... der Drang liegt nun

einmal in mir, und ich will ihm folgen, so weit ich kann!"

Die kleine Gesellschaft war unterdessen am Fuße der Ruine angelangt, und da ihnen die höher steigende Sonne schon tüchtig warm gemacht hatte, auch die Aussicht so verlockend war, ließ man sich hier auf kurze Zeit nieder. Nach halbstündiger Rast aber setzten Alexander, Forster und Stieglitz ihren Weg fort, der jetzt durch einen schönen Wald, bald indessen, trotz der Mittagshitze, auch über die schattenlosen Flächen der Muschelkalkablagerungen führte, wo sich der bestrittene Nautillus bidorsatus finden sollte.

Da galt es denn des Bückens viel; aber es lohnte sich auch der Mühe; denn nicht nur die besagte Art der Nautiliten wurde gefunden, sondern man brachte sogar eine reiche Ernte von noch anderen wichtigen Versteinerungen zusammen. Aeußerst interessant für Humboldt und Stieglitz war dabei die Auskunft, die ihnen Forster über die noch ähnlichen lebenden Thiergattungen der verschiedenen Meere gab.

Auch der seltneren Pflanzen wurden — nachdem man auf einem Dorfe ganz einfach zu Mittag gespeist und die ärgste Hitze hatte vorübergehen lassen — noch manche gesammelt, so daß sich der Tag zu Ende neigte, ehe man sich es vermuthete.

Aber was kümmerten Hitze und Anstrengungen die drei Wanderer; sie waren in ihrem Elemente und ernste

wissenschaftliche Gespräche wechselten so schön mit heiteren und witzigen, daß ihnen das allmälige Hinabsinken der Sonne in der That überraschend kam.

Sie hatten jetzt auf die Landstraße eingebogen und grüßten die an der einen Seite hinfließende Leine, die ihnen eine sanfte, wohlthuende Kühle entgegensandte. Abermals ward hier an einem schönen Plätzchen Halt gemacht und Alexander sagte, indem er sich zu den Anderen setzte:

„Ist es nicht schade, daß Wilhelm heute nicht unser Genosse war?"

„Wohl ist es das!" — rief Stieglitz. — „Er hat uns noch gefehlt. Er ist ein so liebenswürdiger Gesellschafter, und ich kenne Niemand, der, bei Schärfe des Verstandes, bei Ironie und ruhiger Anmuth des Scherzes eine solche Macht der Dialektik besitzt."

„O, er besitzt noch etwas Höheres!" — sagte Alexander warm: — „das edelste und das beste Herz von der Welt."

„Wer wüßte das nicht!" — rief Forster, indem er sich behaglich in das weiche Moos ausstreckte, das hier den Boden deckte. — „Aber mich hat noch etwas ganz Anderes an ihm von vornherein frappirt."

„Und das wäre?"

„Die Unerschrockenheit des Denkens, die ihm eigen ist."

„Ihn aber nie zur Unduldsamkeit gegen die Meinung Anderer verleitet."

„Gewiß nicht! Jeden aber, der sich ihm nähert, muß sein freimüthiges Wesen gewinnen.“

„Und wer ihn näher kennt, wie ich!“ — sagte Alexander — „der vermag seine Großherzigkeit nicht genug zu bewundern. Wie oft hat dabei sein kräftiges Streben nach allem Edlen und Schönen und sein schwärmerisch idealer Trieb auch mich, der ich ruhiger und nüchterner bin, gehoben und getragen.“

„Es scheint mir überhaupt kein schöneres Verhältniß unter Brüdern zu geben, als das, meiner beiden lieben Humboldt's!“ — sagte Forster, seine Blicke nach dem rein blauen, sich allmälig dunkler färbenden Himmel gerichtet.

„Ich glaube es auch kaum!“ — versetzte Alexander mit Innigkeit. — „Wir ergänzen uns einander und umfassen uns mit ächter, herzlicher Bruderliebe.“

„Sie haben daher auch den akademischen Beinamen: die Dioskuren!“ — ergänzte Stieglitz heiter.

„Nur daß wir keine Söhne Jupiters sind.“

„Aber desto würdigere Repräsentanten des Kastor und Pollux.“

„Was Tausend!“ rief Forster. — „Vox populi, vox dei! Kastor und Pollux glänzen unter den Unsterblichen!“

„Nun!“ — sagte Alexander lächelnd — „unser beiderseitiges Streben geht allerdings nach nichts Geringerem.“

Jetzt ließ sich von ferne ein fröhliches Singen hören,

auf welches die Freunde aber wenig achteten, da Stieglitz eben frug: bis wann man Wilhelm zurück erwarte.

„Er kann jeden Tag wieder in Göttingen eintreffen!" — sagte Alexander. — „Ich erwarte ihn eigentlich schon seit drei Tagen. Es muß ihm in Erfurt oder Weimar sehr gefallen haben."

Immer lauter wurde die Stimme des Singenden.

„Habt ihr Verwandte dort?" — frug Stieglitz.

„Nein!" — sagte Alexander. — „Aber es trieb ihn Schiller, Goethe und den Koadjutor Dalberg aufzusuchen; auch an dem Kammerpräsidenten von Dacheröden hat er Empfehlungsschreiben."

„Ich beneide ihn um diese Reise!" — fuhr Stieglitz fort. — „Was gäbe ich darum, wenn ich auch einmal mit Schiller —"

„Stille!" — rief in diesem Augenblicke Alexander emporfahrend — „diese Stimme.....!"

„Wie? sollte das gar?...."

Aber Alexander war jetzt schon aufgesprungen, und, dem singend daherschlendernden Studenten mit dem Ränzchen auf dem Rücken entgegeneilend, rief er jauchzend: — „Wilhelm! Wilhelm!"

Sofort waren auch Stieglitz und Forster auf den Beinen und nun war der Jubel über das, hier so ganz unerwartete, Zusammentreffen und Wiedersehen allgemein. Wilhelm, ganz seiner Eingebung folgend, hatte seinen Rückweg in kleinen Touren, bald hier, bald dorthin,

angetreten, und so gab es sich, daß der Zufall dies schöne Begegnen herbeiführte.

„Das ist herrlich!" — rief jetzt Wilhelm. — „Aber kommt, laßt mich ein wenig zu Euch niedersitzen, denn ich bin von der enormen Hitze des Tages und dem weiten Wege, den ich zurückgelegt, wahrlich müde genug."

Die Freunde folgten und nun ging es an ein gegenseitiges Fragen, das nicht enden wollte.

„Gut gefallen muß dir's haben!" — sagte jetzt Alexander — „denn du hast uns mit dem Zurückkommen die Zeit lange gemacht."

„Ich habe vierzehn unendlich glückliche Tage mit Schiller verlebt!"

„Und Goethe?"

„Den traf ich nicht."

„War er nicht anwesend?"

„Er bereitet sich zu einer Reise nach Italien vor."

„Der Glückliche!"

„Aber du bliebst ja vier Wochen aus?"

Wilhelm lächelte schlau.

„Nun?"

„Wenn Ihr das wüßtet!"

„Wo du warst?"

„Und bei wem?"

„Nun in Erfurt!"

„Richtig gerathen. Aber mit wem zusammen?"

„Mit Dalberg!"

„Zeitweise! O! er ist ein herrlicher, gar lieber Mann, der als Mensch so hoch dasteht, wie als Schriftsteller, Staatsmann und Aesthetiker. Und wie schützt und hebt er Kunst und Wissenschaft; welche treffliche Gesinnungen hegt dieser Edle! Je öfter ich Gelegenheit hatte, mit ihm umzugehen, desto mehr überzeugte ich mich von der Reinheit seiner Absichten und der Vortrefflichkeit seines moralischen Charakters."

Natürlich berührte dieser Gegenstand Forster ungemein, da ja Dalberg auf den Churhut zu Mainz Aussicht hatte. Aber Wilhelm schien von anderen Dingen Herz und Geist voll zu haben und verschob lachend alle weiteren Berichte über Schiller und Dalberg auf die kommenden Tage.

„Da steckt etwas dahinter!" — sagte jetzt Alexander. — „Ich kenne meinen Bruder zu gut. Wäre das nicht, er würde von Schiller und Dalberg nicht zu erzählen aufhören."

Wilhelm lachte wieder schlau und rieb sich die Hände so entzückt und so vergnüglich, daß die anderen drei unwillkürlich lachen mußten.

„Ich glaube gar!" — rief jetzt Forster — „er hat sein Herz unterwegs verloren!"

„Bei Gott, er ist verliebt!" — fielen die beiden Anderen ein.

Wilhelm schwieg immer, aber sein glückstrahlendes Antlitz schien die Voraussetzung zu bestätigen.

„So beichte doch!" — sagte sein Bruder.

„Ihr habt das Rechte noch nicht gerathen."

„Mit wem du zumeist zusammen warst?"

„Ja!"

„Nun denn mit dem Kammerpräsidenten von Dacheröden?"

„Auch nicht."

„Auch nicht?" — rief Alexander. — „Dann ist meine Weisheit zu Ende!"

„Nun denn, so will ich es euch sagen!"

„Heraus damit!"

„Der Kammerpräsident Karl Friedrich von Dacheröden, löblichst verwandt mit dem Coadjutor ...."

„Ich glaube du willst uns seinen Stammbaum geben?"

„Ehemals Vicepräsident der preußischen Kammer zu Halberstadt ...."

„Ich bitte dich, martere uns nicht!"

„Vermählt mit einer Baronin Posadowsky, Erbin von Burgörner, in der Grafschaft Mansfeld ...."

„Ich laufe davon!" — rief Stieglitz.

„Er ist ausgelassen!" — sagte Alexander — „da muß er sehr glücklich sein."

„Und sonst wohl begütert und hochangesehen ...."

Stieglitz sang:

„Zwei Ströme grüßen brüderlich
An Münden's stillen Mauern sich —
So strömen in der Abendruh
Sich hier — verwandte Seelen zu!"

„Besitzt auch eine sehr ausgezeichnete Tochter!"

„Ah!" — riefen jetzt Alexander, Forster und Stieglitz zugleich. — „Da haben wir's, eine Tochter!"

„Ich sagt' es ja, er ist verliebt! — Göttlich! Wilhelm verliebt!!"

„Eine ausgezeichnete Tochter!" — wiederholte Wilhelm glücklich.

„Schön, geistreich, liebenswürdig?" — frug Stieglitz. — „Denn der Einfluß vermittelst der Stellung des Vaters ist da."

„Wie er gleich calculiren muß!" — rief Wilhelm spöttelnd — „selbst in der Liebe."

„Man muß die Verhältnisse nie aus den Augen lassen."

„Das habe ich auch nicht gethan!" — sagte Wilhelm glühend — „ich habe sogar eines, euch darf ich's ja sagen, angeknüpft."

„In der That?"

„Also Ernst?!"

„Versteht sich noch im Stillen."

„Ein zweiter Cäsar; es geht im Sturm bei ihm: Ich kam, sah und siegte."

„Im Gegentheil!" — rief Wilhelm lachend. — „Ich kam, sah — und wurde besiegt! Caroline von Dacheröden ist die Cäsarin!"

„Nun, und werden wir kein Bild von Ihrer Cäsarin erhalten?" — frug jetzt Forster.

„Warum nicht. Weß' das Herz voll ist, deß' quillt der Mund leicht über!"

„Aber, lieber Wilhelm, mit irdischen Farben gemalt!" — bat Alexander lächelnd.

„Fort denn mit dem Pinsel süßer Schwärmerei!" — fuhr der Glückliche in gleich scherzhaftem Tone fort. — „Wahrheit, dein Name ist Humboldt!"

„Also?"

„Caroline ist keine Schönheit; aber sie hat etwas unendlich Liebenswürdiges und Gewinnendes, und Augen von wirklich bewunderungswürdigem Glanze. Viel mehr jedoch zeichnet sie ihr inneres Wesen aus, ein Geist, wie ich ihn noch bei keiner Dame gefunden habe."

Alexander zuckte hier leise zusammen, ein theueres Bild schwebte an seiner Seele vorüber. Er hatte ja einst dasselbe von Cecily gedacht, — und jetzt?

Aber Wilhelm's Herz, in das die Liebe zum erstenmale ihre warmen, belebenden Strahlen geworfen, war im vollen Erguß:

„Meine ganze Denkweise, meine Lebensanschauung, meine Gesinnung .... alles dies strahlte mir aus ihrem reichen Gemüthe lieblich zurück. Und dabei hat Fräulein Caroline von Dacheröden eine so unwiderstehliche Anmuth in frischem Lebensdrange, eine solch' gesellig-heitere Bildung, und doch auch wieder — halbverschleiert — eine Art romantisches Dämmerweben ...."

„Dachte ich's doch!“ — sagte Alexander — „ein Stück Romantik ist gewiß dabei.“

„Aber ernste Tiefe und helle Wahrheitsblicke nicht ausgeschlossen!“ — ergänzte Wilhelm.

„In der That!“ — sagte Alexander mit kaum unterdrückter Wehmuth — „du scheinst mir hier glücklich gefunden zu haben, was dich für das Leben beglücken soll!“

Wilhelm drückte dem Bruder herzlich die Hand: „Ich glaube es auch!“ — sagte er dann. — „Gerade ein solches Wesen ist wie für mich geschaffen. Alles Schwärmerische, was in meiner Natur liegt, und was ich im Außenleben zurückdränge, so viel ich kann, findet hier seinen Brennpunkt. Wie ich an ihr, so vermag Caroline auch an meinem inneren Leben innigen Antheil zu nehmen. Und mit dieser Fülle des Gemüthes vereinigt sich in diesem Mädchen eine so männliche Bildung, daß wir zeitweise die classischen Dichter mit einander lasen*). Wir werden sehr glücklich mit einander sein.“

„Und weiß Herr von Dacheröden schon etwas davon?“

„Nein! nicht mit einer Studentenliebe will ich vor ihn treten, sondern als Mann, der im Leben etwas gilt. Vorab genügt uns das Bewußtsein unserer innigen Liebe.“

„Daran erkenne ich meinen Wilhelm!“ — sagte Alexander und drückte abermals dem Bruder herzlich die Hand.

*) Später sogar in der griechischen Ursprache. Schlesier I. S. 15.

Die kleine Gesellschaft erhob sich nun und setzte ihren Weg nach Göttingen zurück gemüthlich fort.

Der Mond war aufgegangen und warf seine Silberstrahlen über die weite Landschaft, daß sie wie in einem matten Zauberlichte erglänzte. Ruhig zog die Leine neben dem Wege dahin und athmete eine erquickende Kühle aus; denn nach Sonnenuntergang schien die Luft fast noch dicker und wärmer geworden zu sein, als sie es am Tage war. Sie lastete wirklich erdrückend auf den Wanderern.

Stieglitz, den Wilhelm's Liebe sehr interessirte, hatte mit diesem auf's Neue darüber zu sprechen begonnen. Forster und Alexander gingen, in anderen Gesprächen verloren, voraus. Aber beide Paare waren in die Gegenstände, die sie beschäftigten, so vertieft, daß sie nicht bemerkten, wie sie immer weiter auseinander kamen, und sich endlich gänzlich aus den Augen verloren.

Die Nacht war weit vorgerückt, als Wilhelm seinen Freund plötzlich anhielt und auf eine wunderschöne Stelle aufmerksam machte.

Die Leine, die sich hier theilweise über Felsen hinwegdrängt, um sich dann wieder in ungewöhnlich tiefen Stellen zu sammeln, warf leicht schäumende Wellen, die — vom Monde beglänzt — der Phantasie reichen Spielraum zu wunderbaren Bildern gaben, zumal die Ufer hier mit düsteren Tannen und Fichten besetzt waren und

die runde volle Scheibe des Mondes über den schwarzen riesigen Bäumen fast gespenstisch stand.

Beide Freunde, von dem Anblick entzückt, wollten jetzt auch Alexander und Forster darauf aufmerksam machen. Aber sie sahen sie nicht mehr.

„Soll ich sie rufen?" — frug Stieglitz.

„Nein!" — sagte Wilhelm. — „Sie schwärmen gewiß wieder unter den Cocospalmen von Tanna. Wir wollen sie in ihrem Glück nicht stören. Aber ich denke, wir thun etwas anderes?

„Nun?"

„Wir wollen uns baden?"

„Jetzt und hier?"

„Die Nacht ist ja so warm wie auf Tahiti und warum nicht hier?"

„Wir sind mit dem Platze nicht vertraut."

Wilhelm lachte. — „Die Leine ist eine unschuldige Seele, die wird uns wahrlich nicht zum Opfer verlangen."

„Ich bin gerne vorsichtig in solchen Dingen!" — sagte Stieglitz.

„Ich auch!" — versetzte Wilhelm. — „Aber deine Vorsicht geht hier gewiß zu weit. Ein Bad wird uns nach des Tages Mühen und unserem langen Marschieren erfrischen und erquicken. Und dann sieh' nur, der Ort ist zauberhaft und die Beleuchtung entzückend."

„Das ist wahr...... aber....."

„Schau nur über jene mit weißem Schaum leicht gekrönten Wellen; siehst du in diesen schön geschwungenen Linien nicht die duftigen, luftigen Körper wunderlieblicher Wassernixen, die, sich leicht auf den Wogen schaukelnd, spielend hinabgleiten?"

„Ich muß sagen . . . . ."

„O stille, stille! nüchterne Seele!" — rief Wilhelm — „zerstöre mir die holden poetischen Bilder nicht! . . . . . Sieh nur! sieh! wie zauberhaft dies Spiel! Und gälte es eine Welt, ich muß in diese Wogen."

Und Wilhelm fing an, seine Kleider abzuwerfen. Stieglitz folgte.

„Nun, du willst auch?" — frug Wilhelm.

„Wenn du dich badest, bade ich mich mit."

Und in wenigen Minuten stürzten sich die Körper der beiden Jünglinge in die kühlende Fluth.

Es war prächtig zu sehen wie sie — bald von den schäumenden Wogen gehoben, bald in fröhlichem Muthe untertauchend — nun selbst spielenden Wassergöttern glichen. Wie Marmor, so weiß und blank, sahen dabei die schön gerundeten Formen ihrer Körper im Mondscheine aus, wenn sie aus dem feuchten Elemente auftauchten.

Und scherzende Worte flogen hin und her. Wilhelm wollte die Nixen von Schaum erhaschen; aber Stieglitz schmähte ihn dafür und beschuldigte ihn des Treubruches an der Geliebten.

„Gut!“ — rief jetzt Wilhelm — „so will ich mich selbst strafen und aus dem herrlich bewegten Revier der Schaumgeborenen in die stillere Strömung schwimmen.“

„Halt!“ — rief der Freund. — „Thue das nicht, Wilhelm, du kennst die Strömung nicht.“

„So will ich sie kennen lernen!“

„Ich bitte dich, sei vorsichtig!“

„Kann ich nicht schwimmen?“

„Du bist einer der besten Schwimmer, aber ..... es kann auch den besten .....“

Aber Wilhelm war schon der Strömung zugeglitten. Seine vollen kräftigen Arme theilten die Fluthen wie spielend; und wenn seine festen und vollen Schenkel sich hoben, hätten sie einem Bildhauer zum Modell dienen können.

„Du hörst nicht!“ — rief Stieglitz, der sich weiter oben hielt.

„Ich liebe und werde geliebt!“ — rief Wilhelm in Jugendmuth und Ueberseligkeit. — „So wird die Liebe auch über mich wachen. Jetzt sollen die schaumgeborenen Nixen zu mir kommen; ich spotte ihrer ..... hier ist ihr Reich zu Ende ..... Aber was zum Teufel!“ — rief hier Wilhelm plötzlich noch lauter.

„Was gibt es?“ — frug Stieglitz.

„Ich glaube, ich habe gefrevelt!“ — rief Wilhelm jetzt in ernsterem Tone, indem er schwer athmete und

gewaltig mit den Armen arbeitete. — „Es hat mich eine am Fuß ......"

„Wilhelm!"

„So wahr Gott lebt! und dreht mich ...."

„Es wird doch kein Strudel sein?"

„Ja! ja!" — schrie jetzt Wilhelm auf. — „Ich bin in einen Strudel gerathen ..... und ..... das Ringen und Ankämpfen ist vergeblich ...... er reißt mich fort ..... Stieglitz! ..... Stieglitz! ich ertrinke ...... aber es thut nichts! — Grüß meinem Bruder ...... meiner .....!" Der Moment war entsetzlich. Die eben noch so heitere, lebensfrohe Scene hatte sich plötzlich in eine furchtbare verwandelt; Scherz und Witz in einen ernstlichen Todeskampf.*)

Aber Stieglitz, der bereits schon an das Ufer gestiegen und sich zum Theil angekleidet hatte, sah kaum die Gefahr des Freundes, als er — wie er war — abermals in den Fluß sprang, und, mit übermenschlicher Kraft rudernd, pfeilschnell nach dem schon Sinkenden hinschwamm.

Noch einmal tauchte das Haupt des geliebten Freundes auf; groß und glasern und doch mit dem Ausdruck scheidender Liebe, blickten die treuen Augen den Herbeischwimmenden an, dem ein furchtbarer Schmerz die Seele zerriß.

*) Thatsache. Schlesier I. Theil S. 24. Klenke: S. 27 u. s. w.

„Halte dich oben! Halte dich oben! Ich komme!“ — rief Stieglitz, der sah, daß der Geist des Freundes noch mächtig genug war, dem schon mit dem Tode ringenden Leben zu gebieten.

Aber Wilhelm's Kräfte waren dahin, ein Krampf im Fuße entzog ihm die Möglichkeit jeder weiteren Bewegung; ..... noch ein Stöhnen .... ein letztes Auftauchen ..... und ..... er sank!

Aber jetzt hatte auch der Freund zum letztenmale riesenkräftig mit Armen und Beinen ausgeholt, ... mit einem gewaltigen Stoße schoß der Körper vorwärts ..... aber jetzt verschwand auch Stieglitz — beide Arme nach dem sinkenden Freunde ausstreckend — von der Oberfläche des Wassers.

Einen Moment tiefsten Schweigens, todtenähnlicher Ruhe über Wasser und Land. Regungslos stand der Mond, bleich und entsetzt herabschauend ..... nur die schaumgeborenen Nixen schienen ihre wellenförmigen Leiber wie im höhnenden Spiele dem Strudel fort und fort zuzusenden.

Ha! .... da hob es sich wieder .... ein Arm, ein Nacken erscheint! ..... Stieglitz taucht auf, den Freund mit dem einen Arme umschlungen, mit übermenschlicher Kraft dem Ufer zusteuernd.

Jetzt, jetzt ist es erreicht .... und schweigend sinken die Freunde sich in die Arme.

Die Lebensreise.

Um wieviel inniger die eben beschriebene schöne muthvolle That Stieglitz an die beiden Humboldt's kettete, läßt sich leicht ermessen; aber auch Wilhelm hatte jetzt dem Tode in's Auge geschaut, und — dieser Blick machte ihn um Jahre reifer und ernster.

Ueberhaupt trat der Ernst des Lebens jetzt mehr an beide Jünglinge heran. Blatt für Blatt fiel aus dem schönen Freundeskreise, den die letzte Zeit des akademischen Lebens um sie gewunden: Kunth war ja schon lange in den Staatsdienst getreten; jetzt hatte Forster Göttingen verlassen, um die ihm in Mainz gewordene Stellung anzutreten; Beeskow war in Frankfurt an der Oder geblieben, und gleich nach Forster's Abreise rief der Tod seines Vaters nun auch den jungen Grafen Arnim von der Hochschule hinweg.

Alle diese Trennungen berührten die beiden Humboldt's schmerzlich; aber die Schmerzen und Kämpfe des Lebens sind ja gerade unsere besten Erzieher. Alexander

und Wilhelm standen bereits als feste Charaktere und scharf gewappnete Geister da: Sie hatten die kostbare Zeit ihres akademischen Lebens trefflich benutzt und ihre philosophische Ausbildung war eine thatsächliche, in Fleisch und Blut übergegangene.

Beide bewiesen dies auch jetzt, denn sie behaupteten ihre Stellung über den Sachen und Begebenheiten und ließen sich keineswegs von denselben drücken und binden. Sie besaßen — so jung sie im Ganzen noch waren — die geistige Kraft, gegen jedes Geschick anzukämpfen; aber jedes Vorkommniß zugleich auch so aufzunehmen, wie es die Bestimmung des Menschen — sich immer reifer und mannigfaltiger zu entwickeln — beansprucht.

Und welch' ein Glück lag für Alexander und Wilhelm darin, daß sie schon so früh Herr dieser unschätzbaren geistigen Fähigkeit wurden! Gewannen sie nicht gerade dadurch jene Heiterkeit, die man eine classische .... oder .... die der Unsterblichen nennen könnte, und die beide für ihr ganzes Leben so auszeichnete und zierte?

Es war dies nicht die laute Heiterkeit, die sich wie genießende Fröhlichkeit ankündigt, sondern die stille, die sich so recht und ganz über unser Inneres ergießt; jene Heiterkeit der Seele, die namentlich auch den Gedanken eine so herrliche Frische und Klarheit gibt und die erste und unerläßlichste Bedingung eines glücklichen Lebens ist.

So war es Alexander sowohl wie Wilhelm jetzt schon in der Blüthe ihrer Jugend möglich, alles was sie traf, mit einer ruhigen Objectivität an sich vorüberziehen zu sehen, immer eingedenk, daß es ein ganz anderes, würdigeres und höheres geistiges Gebiet gebe, in dem der Mensch sich wirklich heimathlich zu fühlen und mit der vollen Intensität und Kraft seines Geistes zu wirken bestimmt sei.

Freilich erschütterten zugleich um jene Zeit Ereignisse die Welt, die den Blick jedes Denkenden von der Scholle, auf der er sich und sein kleines Ich bewegte, abzogen und dem großen Völkerganzen zuwandten.

In Paris hatte damals die politische Krisis eine solche Höhe erreicht, daß jede Stunde ein entscheidender Schlag erwartet werden konnte. Die aufgereizte Stimmung der Hauptstadt Frankreichs, die drohende Stellung der National-Versammlung zu Versailles, die, von Mirabeau geleitet, dem Hofe längs schon Trotz geboten; — die unbegreifliche Verblendung der Partei der Prinzen und Aristokraten, die immer von neuem complottirte; — das Anrücken der Truppen gegen Paris; — die Vertreibung Necker's, des Lieblings des Volkes, und die Erstürmung der Bastille waren Ereignisse gewesen, die ganz Europa aus dem Schlafe rüttelten, wie hätten sie spurlos an unseren Freunden vorübergehen können?

Alexander und Wilhelm waren hochherzig genug, um sich mit ganzer Seele von dem Ringen der Völker nach

Freiheit fesseln zu lassen, und mit dem höchsten Interesse dem männlichen Streben der französischen Nation zu folgen, die sich wieder in den Besitz der ihr geraubten Menschenrechte zu setzen bemüht war.

Und in der That, die sich rasch auf einander drängenden Ereignisse der französischen Revolution, — gerade zusammenfallend mit der Zeit, in der auch Alexander's und Wilhelm's akademisches Leben beschlossen werden sollte, und die sie in voller Reife für das Leben traf — ergriffen beide Jünglinge mächtig genug, um sie zu höherem und weiterem Streben in das Große und Ganze hinaus anzuregen und zu spornen. Sie fühlten, wie der Standpunkt, den sie bis dahin naturgemäß eingenommen, wie ein Pünktchen unter ihren Füßen schwand; — eine gewaltige, mächtige Stimme in ihrem Inneren rief: „Kindheit und Jugend sind vorüber, ihr seid Männer und müßt als solche jetzt in's Leben treten!" — und wie dort, männlich erstarkt, eine Nation sich erhob, so erhob sich in ihnen selbst das Gefühl der Mannesreife und warf auch das schmucke Gewand der schönen akademischen Zeit zurück, um nach der männlichen Toga zu greifen.

Mitten aber in all' dieser Erregtheit und den Anstalten, Göttingen zu verlassen, trafen an einem und demselben Tage zwei Briefe in der Wohnung der beiden Humboldt's ein. Der eine kam von Gotha und war für Alexander bestimmt, der andere von Braunschweig und trug die Adresse Wilhelm's.

Sie wurden zugleich erbrochen und gelesen und riefen bei beiden Brüdern Zeichen der Ueberraschung hervor.

„Sonderbar!“ — sagte Alexander kopfschüttelnd.

„Herrlicher Gedanke!“ — rief Wilhelm. — „Aber, lieber Alexander, theile mir erst dein Schreiben mit, dann werde ich dir auch sagen, was mir unser alter, lieber Campe schreibt.“

„Campe?“ — wiederholte Alexander erstaunt.

„Ja!“ — sagte Wilhelm — „unser alter vortrefflicher Lehrer, der jetzige Braunschweigische Hofrath, Canonikus, Buchhändler und Schriftsteller. Aber ich bitte dich, ließ!

„Nun denn!“ — versetzte Alexander — „mein Schreiben ist so kurz als abenteuerlich.“

„Von wem kommt es denn?“

„Ja! damit eben beginnt das Romantische der Sache. Es ist ohne Unterschrift.“

„Ohne Unterschrift? und woher datirt?“

„Von Gotha!“

„So lies, ich bin auf das Höchste gespannt.“

„Treffen Sie den 30. Juni um Mittag auf der Wartburg bei Eisenach ein. Auf ewig von der Welt scheidend, erwartet Sie aus meinem Munde der Hülferuf eines untergehenden Freundes.“

„Das ist allerdings eine höchst eigenthümliche Einladung!“ — sagte Wilhelm.

„Räthselhaft genug!“ — versetzte Alexander.

„Hast du keine Ahnung, von wem sie kommen könnte?"

„Auch nicht die leiseste."

„Ein untergehender Freund? — ein aus der Welt Scheiden?"

„So ganz nahe kann mir der Schreiber des Briefes doch wohl nicht stehen: er redet mich mit Sie an."

„Und Freund .... und in Gotha!"

„In Gotha kenne ich Niemand."

Beide Brüder schwiegen hier, in Nachdenken verloren, einige Augenblicke. Endlich sagte Alexander:

„Was hilft hier alles Sinnen und Grübeln. Man sieht ja auf den ersten Blick, daß der Schreiber sich bemüht hat, den Schleier des Räthselhaften über diese Zusammenkunft zu breiten."

„So bist du entschlossen hinzugehen?"

„Ja! Erwartet mich wirklich der Hülferuf eines Freundes, so soll dieser Freund nicht umsonst gehofft und auf mich sein Vertrauen gesetzt haben. Wer weiß, ob nicht das Glück eines ganzen Menschenlebens auf dem Spiele steht."

„Und wenn man dich täuscht, oder ein Unwürdiger dein edles Herz mißbraucht?"

„Dann habe ich meine Pflicht gethan. Uebrigens hatten wir ja doch vor, gerade in dieser Zeit, bei unserem Abgange von der Universität, noch einen größeren Ausflug zu machen. Eisenach, die Wartburg, der Tannhäuser, überhaupt das ganze Thüringer Ländchen an

geschichtlichen Erinnerungen so reich, ziehen mich an. Es läßt sich also das Angenehme mit dem Guten hier trefflich verbinden. — Aber nun theile mir auch deinen Brief mit."

„Sehr gern!" — Und Wilhelm las dem Bruder einen längeren, sehr herzlich geschriebenen Brief Campe's vor, in welchem dieser Wilhelm einlud, ihn auf einer Reise nach Paris zu begleiten, um dort, wie sich Campe ausdrückte: „Der Leichenfeier des französischen Despotismus beizuwohnen."*) Campe fügte hinzu, daß er seine Einladung darum nur an Wilhelm richte, weil dieser, für das Staatsleben erzogen, sich gewiß sehr und mehr als Alexander, für die Bewegungen in Frankreich interessire.

Und in der That hatte sich Campe nicht geirrt: Wilhelm nahm die Einladung mit jugendlicher Begeisterung auf, während sie dem ruhiger blickenden Alexander gar nicht recht kam. Er tadelte sogar entschieden ein solch' mehr als kühnes Unternehmen. Aber Wilhelm war Feuer und Flammen und Alexander achtete die persönliche Freiheit zu hoch, um gegen des Bruders Wunsch und Wille anders als durch freundschaftliche Warnung aufzutreten.

Am 17. Juli sollte Wilhelm mit Campe in Braunschweig zusammentreffen. Alexander konnte also vorher

*) Thatsache und Campe's eigene Worte. Schlesier I. Th. S. 84. Klenke: S. 29.

noch dem räthselhaften Rufe nach der Wartburg folgen. Und er that es mit einer ganz eigenthümlichen Spannung und einer wunderbaren, ihm sonst fremden Aufregung.

Die Tage waren herrlich, und das sagenreiche Thüringen, mit seinen prächtigen Wäldern und Bergen grüßten ihn gar traulich.

Weithin in einer Länge von fünfzehn Meilen erstreckt sich hier der Thüringer Wald, aus der Gegend von Eisenach in südöstlicher Richtung ausgehend, bis wo er sich nördlich bei dem Städtchen Lehesten und südlich bei Cronach in den Frankenwald verliert. Majestätisch ragen dabei seine höchsten Spitzen, der Schneekopf und Beerberg hervor; während das düstere Grün seiner mächtigen und weit ausgedehnten Nadelwaldungen ihm einen ungemein ernsten Charakter verleiht.

Alexander fühlte sich von dieser Gegend ungemein angezogen. Sagen aus vorchristlicher Zeit, geschichtliche Erinnerungen und naturwissenschaftliche Forschungen machten sie ihm dreifach werth. So grüßte er Eisenach mit erhöhtem Interesse. Hier auch nahm er seine Wohnung, um die wenigen Tage bis zum 30. Juni zu Ausflügen benutzen zu können. Denn auch jetzt verlor der junge Humboldt die Wissenschaft nicht aus den Augen. So führte ihn die Wißbegierde den zweiten Tag schon nach den beiden Hörselbergen, die, aus Muschelkalk bestehend,

eine große Ausbeute interessanter Versteinerungen versprachen.

Alexander hatte sich für diesen Ausflug keinen Führer mitgenommen. Er liebte diese faden, immer schwätzenden Gesellschafter mit ihren auswendig gelernten und doch stets albernen und unrichtig aufgefaßten Geschichten nicht. In der Einsamkeit des Waldes und des Weges fand er die schönste Gelegenheit zur Beobachtung der Natur und zu ernsten Gedanken, während die Poesie des Wanderns ihm auf diese Weise doppelt freundlich entgegen lachte. Hatte er sich alsdann auch einmal verirrt, so fanden sich immer Leute, die ihn zurechtweisen konnten, und gerade in diesen Verirrungen lag oft für ihn die gefällige Täuschung, als befände er sich auf weiten Reisen in wildfremden Ländern.

So ging es ihm auch heute. Er war schon viel gegangen und — bald durch Pflanzen, bald durch Steine — längst vom rechten Wege abgelenkt worden, als sich vor seinen Blicken mitten in grünender und blühender Umgebung, ein öde und kahl emporragender Berg zeigte und seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Alexander hatte diesen Berg schon lange bemerkt; aber während er ihm früher, von der einen Seite, fast wie ein ägyptischer Riesensarkophag vorgekommen war, zeigte er ihm jetzt, von der anderen Seite, einen scharf gekrümmten, in ein, — einer Alpenzacke ähnliches — Horn auslaufenden Rücken, der — den benachbarten dicht bewachsenen grünen Höhen gegen-

über — mit seinen, bald gelbgrau, bald röthlich schimmernden, ausgewaschenen, gerippten Flanken, mit seinen jähen Abschüssen und Schluchten eine wunderbare, fast fremdländische Gestalt darbot. Aber der Berg gewann noch an wunderbarem Effect, je nach der Beleuchtung, die, wie durch einen Zauber, bald gelb, bald grau, bald violet erschien.

Alexander stand eben in stiller Bewunderung versunken und über die physikalischen und geologischen Verhältnisse dieser Erscheinung nachdenkend, als auf dem schmalen Waldpfade, der hier auf eine kleine stille Wiese mündete, ein Greis herkam, dessen halb bäuerische, halb städtische Kleidung alsbald den Dorfschullehrer verrieth.

Alexander grüßte ihn freundlich, und da der Gruß ebenso erwiedert wurde, waren beide Männer bald in ein anziehendes Gespräch verwickelt.

„Ihr wollt wissen, Herr, was das für ein Berg sei?" — sagte jetzt der freundliche Alte, indem er auf den eben erwähnten geologischen Giganten zeigte — „das ist der thüringische Wunderberg, und" — setzte er lächelnd hinzu — „ich will nicht hoffen, daß ein so junges Blut, wie Ihr, seinen Weg nach demselben nehmen will."

„Warum nicht?" — frug der junge Humboldt erstaunt.

„Ei, ei!" — fuhr der Alte immer noch halb im Scherze halb im Ernste fort — „so müßt Ihr wahrlich im lieben Thüringer Lande wenig bekannt sein. Habt Ihr denn noch nichts von dem Hörselberge gehört?"

„O ja!“ — versetzte Alexander. — „Seine Muschelkalkfelsen sollen sehr interessante Versteinerungen enthalten.“

„Nehmt Euch in acht, junges Herrchen!“ — sagte der Alte bei diesen Worten, indem er Alexander lächelnd mit dem Finger drohte, — „das sind Flausen, mit welchen Euch der Satan oder Frau Venus fangen wollen.“

„Ich verstehe Euch nicht, Alter!“ — entgegnete der junge Mann verwundert.

„Nun!“ — versetzte der Greis — „ich sehe schon, 's ist Christenpflicht Euch im Weiterschreiten die Augen zu öffnen. Also hört!“

„Ich bin ganz Ohr!“ — sagte Alexander, der Gefallen an dem frischen munteren und neckischen Wesen des Alten fand.

„Am Fuße des Hörselberges,“ — hub der Greis jetzt an — „liegt das Dorf Astarfeld. In demselben bin ich Schulmeister. Ich will Euch daher erzählen, wie es entstanden und woher es den seltsam klingenden Namen hat. Ihr mögt alsdann auf die Gefahr schließen, die Ihr lauft, wenn Ihr dem Hörselberge zu nahe kommt. Vor grauer Zeit, geht die Sage, lebte eine fromme Königin von England, die sich über den Tod ihres heißgeliebten Gemahls tief härmte. Als ihr ein Traumgesicht verkündet hatte, welche Pein die Seele desselben im Fegfeuer erleide, machte sie sich auf, den schrecklichen Ort zu suchen, wo das Fegfeuer glühe.

Als diesen nannte man ihr den Hörselberg im Thüringer Lande, damals Hör-Seelenberg genannt, weil man zuweilen in ihm die gemarterten Seelen wimmern zu hören glaubte. Die Königin kam daher herüber vom fernen England mit großem Trauergefolge und ließ sich an dem Berge nieder, der eine Stätte des Satans sein sollte. Lange Zeit verweilte sie am Fuße desselben. Um ihr Liebeswerk an dem Gemahl zu vollbringen, baute sie sich ein Haus und ein Kirchlein und betete fleißig und inbrünstig für den geliebten König, bis endlich nach langem Beten seine Seele erlöst war. Um die Kirche und das Haus aber reihte sich allmälig eine Zahl anderer Häuser, und so ward der Ort ein Dorf. Weil nun die fromme Königin aus Liebe zu ihrem Gemahl hierhergezogen und Kirche und Dorf gegründet hat, und unsere guten Altvoderen, die alten Deutschen, eine Göttin der Liebe verehrten, die sie „Astar" nannten, so ward auch dem Orte der Namen „Astarfeld" beigelegt."

„So, so!" — entgegnete hier Alexander, jetzt ebenfalls lächelnd. — „Nun, die Sage ist ganz schön; aber mir kommt bei ihrer Erzählung und dem Namen „Astar" ein anderer Gedanke."

„Und was denkt Ihr denn?"

„Mir deucht, der Name des Dorfes stammt wohl richtiger aus der Zeit her, in welcher hier Christenthum und Heidenthum noch im Kampfe lagen. Hat man nicht in der Nähe des Berges oder auf demselben Stellen ge-

funden, die auf die Verehrung der heidnischen Götter hindeuten?"

„O ja!" — meinte der Schullehrer und nickte mit seinem eisgrauen Haupte. — „Wo jetzt das Dorf Wutha steht."

„Nun denn!" — rief Alexander — „Wutha, sollte das nicht von Wodan kommen? So mag auch „Astarfeld" einfach von der heidnischen Göttin „Astar" abzuleiten sein."

„Möglich, möglich!" — sagte der Alte — „mir aber zu gelehrt. Da halte ich mich lieber an unsere alten Sagen und deren haben wir noch viele. Wollt Ihr noch eine derselben hören?"

„Recht gern, wenn uns unser Weg noch weiter zusammenführt?"

„Warum nicht! Wenn Ihr denn doch einmal in Euer Verderben laufen wollt," — sagte der Greis mit der alten scherzhaften Gemüthlichkeit, — „und so große Sehnsucht nach dem Hörselberge habt, so folgt mir nur, ich will dem jungen Blute schon den nächsten Weg weisen. Aber, Herr, ich wasche meine Hände in Unschuld."

„Thut es immer, Alter. Ich nehme die Sache auf mich!" — entgegnete der junge Humboldt freundlich.

„Also!" — sagte der Schullehrer — „vor allen Dingen werdet Ihr vielleicht wissen, daß bei dem Herannahen von Krieg und bösen Zeiten, die wilde Jagd vom Hörselberge auszieht."

„Eine Sage, die von einer Menge Berge und Burgen unseres guten deutschen Vaterlandes erzählt wird!“ — fiel Alexander ein.

„Erst vor wenigen Wochen wieder soll sie ausgezogen sein!“ — fuhr der Alte fort. — „Der Herr Pfarrer sagt: wegen der Franzmänner drüben über dem Rhein. Vom Hörselberge begann der Zug der wüthenden Jäger auf feuerschnaubenden Pferdegerippen, mancher Mann das Gesicht auf dem Rücken, oder den Kopf unter dem Arme. Der getreue Eckardt, mit langem Barte und weißem Stabe, eilt dem wüthenden Heere voraus und mahnt die Begegnenden, sich niederzuwerfen, die Augen zu schließen und den Lärm vorübersausen zu lassen, oder er hält am Eingange in die Höllenschlucht heimliche Wache, um die Menschen auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche ihnen beim Eintritt in den Berg drohen.“

„Und glaubt Ihr daran?“

„Der Herr Pfarrer sagt' es!“ — meinte der Alte mit leiser Ironie. — „Da muß es wohl wahr sein. Aber das ist immer noch nicht das Schlimmste vom Hörselberge.“

„Und hausen noch mehr böse Geister hier?“

„Gewiß! und solche, die für junges Blut, wie Ihr, Herr, besonders gefährlich sind.“

„So laßt hören!“

„Ja, aber schaut Euch erst noch einmal, von dieser Lichtung aus, den Berg an.“

Alexander blickte auf und blieb wirklich überrascht und wie bezaubert stehen. Durch die kleine Biegung, die der Weg bis dahin gemacht, hatte der Wunderberg schon wieder seine Form geändert und was noch auffallender war, sein Gipfel strahlte jetzt in der Mittagssonne fast in blendendem Weiß. Alexander erkannte freilich darin den Reflex der Sonnenstrahlen von den Kalkmassen; aber die Erscheinung war deßhalb nicht weniger überraschend gewesen; klar aber wurde es ihm, wie bei derartigen physikalischen Verhältnissen sich schon seit grauer Vorzeit eine Masse Wunder-Sagen um diesen Berg sammeln mußte.

„Na, na!“ — sagte jetzt der alte Schulmeister, scherzhaft mit dem Kopfe schüttelnd, indem sich Beide wieder in Bewegung setzten. — „Das will mir gar nicht gefallen, daß Frau Venus gerade heute den Berg so erleuchtet.“

„Wer?“

„Frau Venus.“

„Hat denn die auch etwas mit dem Hörselberg zu thun?“

„Genug, junges Herrchen! Die wohnt ja in dem Berge! Nehmt Euch nur in Acht, daß sie nichts mit Euch zu thun bekommt und es Euch nicht ergeht, wie einst dem Tannhäuser.“

„Und wie ist's dem ergangen?“

„Ein Rittersmann aus Franken, Namens Tann-

häuser, kam einst auch am Hörselberge vorbei und die dort wohnende Frau Venus verlockte ihn durch süße Liederspiele, bei ihr einzukehren. Tannhäuser, obgleich von dem treuen Knappen Eckardt vergeblich gewarnt, folgte und blieb, von den Reizen der Venus gefesselt, ein volles Jahr am unterirdischen Liebeshofe. Nach Verlauf dieser Zeit aber fing der Ritter an, Reue zu fühlen, daß er über der irdischen Sinneslust des Himmels ganz vergessen habe, und daraus entsprang die Sehnsucht, auf immer den Umarmungen der Verführerin zu entfliehen. Frau Venus bot alle Bitten und Künste auf, den Ritter länger zu fesseln; sie mußte ihn aber entlassen, als er sie, die heidnische Liebesgöttin, mit dem heiligen Namen der Jungfrau Maria darum beschworen, und so entließ sie ihn, nachdem er ihr jedoch, im Fall er keine Vergebung seiner Sünden erlange, zurückzukehren versprochen hatte. Tannhäuser pilgerte bußfertig nach Rom und warf sich reumüthig dem Papste Urban zu Füßen. Aber der heilige Vater ließ den Reuigen hart an und erklärte, zornig mit seinem Stabe den Boden stampfend: „So wenig dieser dürre Stab je wieder grünen wird, so wenig sollst du zu Gottes Huld gelangen!" Vergeblich war sein Flehen, und an Gott und Kirche verzweifelnd, kehrte Tannhäuser zu Frau Venus in den Hörselberg zurück. Aber am dritten Tage nach seiner Abreise von Rom begann Papst Urbans Hirtenstab durch die Wunder der ewigen Liebe zu grünen. Da erbebte der heilige Vater

und sandte Boten aus, den Ritter zu suchen. Dieser aber war im Hörselberge verschwunden und harrt noch heute der Erlösung. — Das ist die Sage von Tannhäuser und der Frau Venus. — Und nun, junger Mann, gehabt Euch wohl! Unsere Wege trennen sich hier; denn von mir altem Graubart will die Frau Venus nichts wissen; Ihr aber kommt zum Hörselberge, wenn Ihr diesen Weg noch ein halbes Stündchen verfolgt."

Und mit diesen Worten grüßte der muntere Alte freundlich und verschwand wie Rübezahl in dem Gebüsche.

Alexander war in der That poetisch angeregt und diese Stimmung dauerte nicht nur heute für den ganzen Tag an, sie erneute sich auch, als er am anderen Tage — es war der Morgen des, in jenem sonderbaren Schreiben bestimmten 30. Juni — nach der Wartburg hinaufstieg und ihn abermals das Haupt des Hörselberges von ferne grüßte.

Räthselhaft wie alle die Sagen, die ihn hier umklangen, war ja auch heute sein Gang. Konnte nicht ebenfalls jener Brief eine Verlockung, wenn auch nicht von Frau Venus ausgehend, sein? Und war dies nicht der Fall, so blieb der Hülferuf eines untergehenden Freundes eine so ernste Sache, daß sie Alexander selbst sehr ernst stimmte. Er wollte dann nicht wie der Papst sagen; „So wenig dieser dürre Stab je wieder grünen wird, so wenig sollst du zu Gottes Huld gelangen!" sondern an den schönen Schluß der Sage denken, der, ge-

rade durch das wunderbare Ergrünen des Stabes, die Langmuth und Güte Gottes andeutet und damit jeden Menschen zur Milde mahnt.

Und wie ernst stimmte ihn, den einsam Aufsteigenden, selbst die Umgebung. Dichtbewaldete Berge hoben sich von allen Seiten, und während das freundliche Eisenach mehr und mehr hinter ihm schwand, und der schmale steile Pfad sich hob, desto mehr traten ihm aus dichter Waldung die gewaltigen Ruinen jenes Bergschlosses entgegen, das eine so wichtige Rolle in der deutschen Geschichte gespielt.

Endlich waren sie erreicht, die altehrwürdigen Trümmer der Wartburg, und Alexander stand mitten unter ihnen. Aber wie stürmten jetzt tausend geschichtliche Erinnerungen auf ihn ein! Hier hatte 1067 Ludwig der Springer, Landgraf von Thüringen, den ersten Stein zur Burg gelegt; — hier hatten vierhundert Jahre lang die thüring'schen Landgrafen residirt; — hier hielt man im dreizehnten Jahrhundert am Hofe des Landgrafen Hermann und des Markgrafen Heinrich des Erlauchten jene weltberühmten glänzenden Turn- und Ritterspiele, welche durch die Wettgesänge der ersten deutschen Minnesänger gefeiert wurden; — hier war der Schauplatz des berühmten Sänger- oder Wartburgkrieges, an dem sich die Dichter Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen und andere der ersten Dichter der Zeit betheiligten; — hier saß Fried-

rich der Gebissene, als Gefangener seines Vaters, ein Jahr lang im Kerker; — hier endlich weilte der große, kühne, herrliche Luther zehn Monate lang als Ritter Görge und arbeitete an seinem glorreichen Riesenwerke, der deutschen Bibelübersetzung!

Mußten alle diese geschichtlichen Erinnerungen nicht gewaltig auf Alexander zurückwirken? und dabei die Spannung auf das, was er selbst hier erleben sollte!

Er fühlte sich aufgeregter, als er dies wohl sonst war. Als er aber, von einer freien, nur von niederen Mauerresten eingeschlossenen Stelle aus, seine Blicke über die unendliche Ferne schweifen ließ, die nichts als bewaldete Berge und immer wieder Berge zeigte, bis fern an den Horizont hin, wo in grauen Linien der Meißner seinen gigantischen Rücken hob; — als sich diese Fernsicht vor ihm ausdehnte, so still, so lautlos, so groß, so imponirend . . . . . da ward es wieder ruhig in seiner Brust und er fand sich ganz wieder, — sich und seine feste Weltanschauung.

Mächtiger und klarer denn je empfand er: daß das Blatt ein Nichts im Walde, — der Punkt ein Nichts im All, — der einzelne Mensch ein Nichts in dem Oceane der Menschheit sei, wenn er sich nicht selbst eine unsichtbare Welt in seinem Inneren erbaue, eine Welt voll Wirkungen und Beziehungen nach Innen und Außen. Denn — so mußte er sich ja gerade hier unter den Trümmern der Jahrhunderte fragen — was bleibt von

der ganzen Menschengeschichte für den Einzelnen übrig, als das Bewußtsein und die Erkenntniß: daß Millionen von Geschlechter die Phasen ihres irdischen Daseins, wie die Raupe, die sich verpuppt, nacheinander vollenden. Und thut die Natur nicht dasselbe, und der Planet den wir bewohnen?

Alexander hielt inne: „Wäre aber alsdann nicht alles Wirken des Einzelnen umsonst?" — frug er sich fast erschrocken.

„Nein!" — antwortete es in seinem Inneren. — „Wenn auch das Wirken des Einzelnen vorübergehend scheint, wie die Welle des Oceans, die göttliche Natur des Menschen drückt ihm doch den Stempel der Ewigkeit auf. Die Weltgeschichte ist ein großes prachtvolles Gewebe von Künstlerhand; läuft auch von Anfang jeder Faden einzeln; scheinen sich dann auch später die tausend und abertausend Fäden, für das Auge des Nichtkünstlers, auf das Tollste zu verwirren, ... ruhig fliegt das Weberschifflein der Zeit, und; prächtig ineinandergreifend, liegt dann für den überschauenden Geist das ganze Kunstwerk da!"

„Und was ist alsdann für den Einzelnen die Aufgabe des Momentes?" — frug sich Alexander weiter.

„Was anderes", — sagte er nach einigem Schweigen: „als die Lösung seiner inneren Angelegenheit: sich selbst die größtmöglichste Vollkommenheit zu geben und sich in

allen Wendungen des Schicksals mit seiner äußeren Lage in das nöthige Gleichgewicht zu setzen!"

Und dies schöne Gleichgewicht, ihm sonst immer so eigen, kehrte auch jetzt zurück und Alexander sah mit Ruhe dem Kommenden entgegen. Auf den Rasen hingestreckt, verzehrte er das Wenige, was er zu seiner körperlichen Stärkung mitgenommen, während er die wundervolle Einsamkeit wohlthätig auf sich einwirken ließ. Unwillkürlich traten dabei die herrlichen Bilder der tropischen Gegenden vor seine Seele, die Forster ihm so oft vorgezaubert, und versenkten ihn in glückliche Zukunftsträume.

Plötzlich war es ihm, als höre er ein seidenes Gewand hinter sich rauschen; überrascht wandte er sich um, und ..... sah eine in tiefe Trauer gehüllte Dame hinter sich stehen. Es war eine schöne, zarte und schlanke Gestalt, deren Körper ein schwarzseidenes Kleid umschloß; ein Shawl von schwarzen Spitzen ruhte auf ihrem Arme, während ein dichter Schleier von gleich düsterer Farbe und gleicher Arbeit, vom Haupte herabfallend, ihr Antlitz streng verhüllte.

Alexander war aufgesprungen, sein Herz klopfte hörbar; — nicht, als ob er in der Erscheinung eine jener sagenhaften Gestalten zu sehen geglaubt hätte, von welchen man ihm hier in den Bergen so viel erzählt, wohl aber von einem unbekannten Etwas bewegt, das er sich so schnell nicht enträthseln konnte. Und doch sollte ihm

dies Räthsel sofort gelöst werden: denn schweigend schlug jetzt die Dame ihren Schleier zurück.

Da entfuhr ein lauter Schrei der Brust Alexander's: „Ha, was sehe ich!" — rief er — „ist denn hier alles Zauber? Miß Cecily Morgan?"

„Ja, Herr von Humboldt!" — antwortete die sanfte Stimme des einst so geliebten Mädchens; aber es lag der Ausdruck eines tiefen Schmerzes, einer gewaltigen Entsagung in dem Tone, mit welchem diese Worte gegesprochen wurden.

„Und wie kommen Sie hierher?" — frug der junge Mann tiefbewegt weiter. — „Ist es Zufall? .... oder sollte der Brief, der mich hierher rief ....."

„Er kam von mir, mein Herr. Lassen Sie den Zweck dieser Zusammenkunft, die Kühnheit entschuldigen, die ich hatte, als ich Sie darum bat."

Aber jetzt erst hatte sich Alexander so weit von seiner Ueberraschung erholt, daß er einen ruhiger prüfenden Blick auf Miß Morgan werfen konnte.

Großer Gott! wie hatte sie sich in den zwei Jahren, in welchen sie Alexander nicht gesehen, verändert!

Cecily war nur noch ein Schatten ihrer einstigen Erscheinung. Noch war sie schön, aber diese Schönheit hatte etwas Beängstigendes, etwas Geisterartiges. Die Weiße ihrer Haut war jetzt förmlich durchsichtig, so daß man an den Schläfen und auf der Stirne die kleinsten Aederchen leise durchschimmern sah; von den Wangen

war jede Spur von Röthe gewichen und ein unendlich schmerzlicher Zug um den Mund sprach von tiefen Seelenleiden. Nur die dunkelen Augen brannten noch in der alten entzückenden Gluth und verkündeten jetzt, wie ehedem, Geist und Energie.

Auch die Gestalt, die Alexander immer an die griechische Antike erinnert, zeigte — obgleich die Formen an Fülle verloren — noch in Haltung und Bewegung jene, mit weiblicher Hoheit verbundene Anmuth, die Miß Morgan zur Siegerin über sein Herz gemacht. Dennoch erschütterte ihr Anblick Alexander so sehr, daß ihm das Wort im Munde erstarb.

Miß Morgan's natürlicher Scharfblick errieth diesen Eindruck leicht. Ein trübes aber ruhiges Lächeln flog über ihre Züge, dann sagte sie:

„Wenn man an zwei Gräbern geweint und sein und Anderer hinabgesunkenes Lebensglück betrauert hat, dann, Herr von Humboldt, welken die Rosen der Jugend."

„Cecily!" — entgegnete Alexander mit Milde. — „Mir ist der Schmerz eines jeden Menschenherzen heilig, der Ihre doppelt: Sie sprachen von zwei Gräbern?"

„Ja, von dem meiner Mutter und jenem meines Kindes!"

Eine momentane Pause entstand. Alexander war es, als sei ihm das Herz zugeschnürt. — „Und Beeskow?" — frug er jetzt kaum vernehmlich.

„Um seinetwillen bat ich Sie — den ich immer als

einen der edelsten Menschen verehrt habe — um dies Zwiegespräch. Er ist der Freund, der, untergehend, Ihrer Hülfe bedarf. Ich weiß es, Sie werden sie ihm nicht versagen."

„Sie erschüttern mich durch jedes Ihrer Worte!" — sagte Alexander.

„Und spreche in Räthseln!" — fügte Miß Morgan hinzu. — „Setzen wir uns auf diese Trümmer einstiger Größe und Herrlichkeit. Es ist der rechte Ort für das, was ich Ihnen zu sagen habe, ehe ich auf ewig von Deutschland scheide."

„Sie wollen Deutschland verlassen?"

„Ich gehe nach meinem Vaterlande, nach England, um in stiller Zurückgezogenheit ein Leben zu beschließen, dessen Glück ein schöner aber schwerer Irrthum zertrümmert hat."

Beide setzten sich schweigend, dann hob Miß Morgan auf's Neue an:

„Ich werde kurz sein, Herr von Humboldt, denn ich weiß es, wir Beide lieben Thaten mehr als Worte."

„Schütten Sie immer Ihr Herz gegen Ihren treuesten und wärmsten Freund aus!" — sagte Alexander, in dessen Brust es gewaltig stürmte. — „Glücklich werde ich mich schätzen, wenn ich durch Thaten beweisen kann, daß ich wirklich Ihr Freund bin."

Ein dankbarer Blick aus Cecily's dunklen Augen lohnte Alexander; dann fuhr Miß Morgan fort:

„Beurtheilen sie mich nicht zu streng. Sie kennen mein Verhältniß zu Beeskow. Tadelt es die Welt, so hat sie recht. Es beruht auf dem großen Irrthum, der mein und sein Leben zertrümmert hat.“

„Miß Morgan .....“

„Nicht doch!“ — sagte die Trauernde fast stolz. — „Keine Entschuldigung. Ich habe mir in meinen Augen nichts vorzuwerfen, als daß ich mich von den edelsten und heiligsten Gefühlen zu weit fortreißen ließ. Glauben Sie mir, Herr von Humboldt, in diesem Herzen hat von jeher die reinste Begeisterung für alles Edle, Große und Schöne geglüht. Mit Leidenschaftlichkeit weihte ich mein Leben dem Ideale der Schönheit. Ich wollte es versuchen, ihm durch mein eigenes Leben Ausdruck zu geben, und dafür schienen mir edle Freiheit, Wahrheit und Natürlichkeit die besten Hülfsmittel. Heiter und leicht im Glück, nichts Böses ahnend, nichts scheuend, mit Enthusiasmus der Kunst hingegeben, war ich glücklich wie ein Kind und ..... wäre es geblieben, hätte ich nicht den einen großen Irrthum in mir genährt: ein edles Frauenherz, ein Weib von Geist, Kraft und Aufschwung dürfe ungestraft die Grenzen niedertreten, die nun einmal Natur, Gesetz und Sitte um uns gezogen. Hier liegt der Irrthum meines Lebens! Nicht theilnehmen an der schweren Arbeit, an dem blutigen Kampfe, an dem mühevollen Aufbauen, an dem freien keck in das Leben greifenden Wirken des

Mannes soll das Weib. Sie soll — ich fühle es jetzt, aber leider zu spät — sie soll ergänzen, fortführen, vollenden, was er erstrebt und beginnt. Sie soll dieselbe Wahrheit, Freiheit und Schönheit anstreben und pflegen, die er für das Ganze zu schaffen bemüht ist; aber — nur in ihrem kleinen häuslichen Kreise; — ihre Aufgabe ist: das Leben des Einzelnen mit dem des Allgemeinen in Einklang zu bringen. Ich habe sie verfehlt ..... und damit mein Lebensglück verspielt."

Cecily hielt inne. In ihren großen dunklen Augen, in ihrem ganzen Wesen, lag die Bestätigung der letzten Worte: man sah es, sie hatte, so jung sie war, mit sich und ihrem Leben abgeschlossen.

„Aber genug davon!" — sagte sie jetzt. — „Es handelt sich ja nicht von mir, sondern von einem Freunde, der uns beiden werth ist."

„Sie meinen Beeskow?" — frug Alexander.

„Allerdings!"

„Und was ist mit ihm?"

„Er ward seiner Zeit, wie Sie wissen, mein Gatte; mir zwar nicht angetraut nach den Gesetzen der Kirche und des Staates, wohl aber durch jene der Natur und der innigsten heiligsten Liebe. Wie glücklich lebten wir im Anfange mit einander! wir schienen ja für einander geschaffen und unsere gemeinsame Begeisterung für antike Schöne, unser gleichmäßiges Ringen nach künstlerischer

Ausbildung vereinigten uns noch mehr und inniger. Adrian war ja eine so große, so schöne, so geniale Natur, — ein Mann von Geist, Witz und Feuer, voll Liebenswürdigkeit und jugendlichem Anfschwung, voll Talent und übersprudelndem Jugendmuth. Aber eines wußte ich freilich nicht! daß er eine bis in das Aeußerste sinnliche Natur sei, ohne moralische Kraft und Ausdauer; — ein Spielball seines allerdings guten aber auch schwachen Herzens und ungezügelter Leidenschaft."

„So kannte ich ihn wirklich auch nicht!" — sagte Alexander.

„Weil diese Schwächen zurücktraten, so lange Ihre Freundschaft sein besseres Ich oben erhielt. Als aber Sie und Ihr Bruder, als die Grafen Arnim und Dohna und so mancher Andere, der günstig auf ihn eingewirkt, die Universität Frankfurt verlassen hatten; — als manches Mißgeschick über uns hereinbrach: der Tod meiner guten Mutter, eine schwere Krankheit, die mich in dessen Folge niederwarf, und später der Tod unseres Kindes .... da fing sein, schon längere Zeit in das Excentrische überschweifendes Wesen an, allen Halt zu verlieren. So innig meine Liebe zu ihm war, so sehr ich alles freudig opferte, ihm das Leben zu verschönern ..... sein unruhiger Geist, seine aufgestachelten Leidenschaften, seine Sinnlichkeit rissen ihn von mir hinweg, ließen ..... ihn andere Bande knüpfen."

„Der Undankbare!" — sagte Alexander und sein

Herz ward von dem Gedanken schwer, was, unter anderen Verhältnissen, dies Mädchen ihm hätte werden können.

„Ich sage dies nicht um meinetwillen!" — fuhr Cecily fort und ein edler Stolz sprach aus Ton und Haltung. — „Ich werde ihn ewig lieben; aber das Band, das uns an einander fesselte, hat er selbst zerrissen. Je größer die Freiheit, desto heiliger muß die Treue sein!"

„Und was ist jetzt mit ihm?" — frug Alexander erschüttert.

„Deßhalb bat ich Sie hierher! Adrian ist ohne Ihren Einfluß verloren. Allen Leidenschaften preisgegeben, muß er untergehen, wenn Sie sich seiner nicht annehmen."

„Aber auf welche Weise könnte ich, da wir getrennt sind, auf ihn einwirken?"

Miß Morgan zog hier ein Portefeuille aus der Seitentasche ihres Kleides und reichte es Alexander hin.

„Herr von Humboldt!" — sagte sie dabei — „ich weiß es, daß ich mich in Ihnen nicht täusche. Sie werden auch eine kleine Mühe nicht scheuen, um einen, an und für sich guten und edlen Menschen, aus seinen Verirrungen zu retten. Beeskow ist mein Gatte. Da ich nach England zurückkehre, um ihn nie wiederzusehen, ist es meine Pflicht, daß ich mein nicht unbedeutendes Vermögen mit ihm theile. Adrian würde es aber in seinem excentrischen Wesen in der kürzesten Zeit verschwenden;

ich lege es daher in Ihre Hände: seien sie ihm ein wahrer Freund, verwalten Sie es ihm. Ein Brief von mir hat ihn davon benachrichtigt und gibt Ihnen — außer dem großen moralischen Einfluß, den Sie schon auf ihn üben — dadurch noch einen thatsächlichen. Er schwärmte seiner Zeit für Ihren „Tugend- und Freundschaftsbund" .... ich bin überzeugt, Sie sind im Stande, sein besseres Selbst durch diesen zu retten."

„Persönlich" — sagte Alexander ernst — „möcht es mir vielleicht gelingen, aber ...."

„Werden Sie es mir vergeben, wenn ich dazu die Hand biete?"

„Wie so? ich begreife nicht."

Miß Morgan erhob sich; Alexander folgte.

„Jetzt habe ich meine letzte Pflicht gethan!" — sagte Cecily. — „Am Fuße des Berges wartet der Wagen, der mich nach Hamburg bringt, ... bis morgen bin ich weit entfernt von diesen Bergen und — übermorgen trifft Beeskow in Eisenach ein."

„Sie hätten ....?"

„Auf Ihre Güte und Ihr treues Freundesherz rechnend, habe ich Adrian mit demselben Briefe, der ihm sagt, daß ich die Hälfte meines Vermögens in Ihre Hände niederlegen und dann in mein Vaterland zurückkehren werde, nach Eisenach bestellt. O, Herr von Humboldt, lassen Sie mich von hier — von dem Lande, wo ich ebenso namenlos glücklich als unglücklich war — mit der beruhigenden

Gewißheit scheiden .... daß Sie dem Untergehenden die rettende Hand reichen."

Cecily hatte dies mit Wärme und Leidenschaft gesagt, und als ihr nun Alexander erschüttert die Hand reichte und ihr fest gelobte, Adrian zu retten, da glänzten zwei große Thränen in ihren dunklen Augen.

„So leben Sie wohl!" — sagte sie dann und ihre Stimme zitterte. — „Ich gehe — und steige lebendig in die Gruft der Entsagung und ewiger Abgeschlossenheit!"

Und mit diesen Worten wandte sie sich und verschwand hinter den Ruinen!

Alexander aber blieb tief bewegt zurück. Es war ihm, als ob ein namenloser Schmerz durch sein Inneres zöge. Er fühlte heute auf's Neue, wie unendlich er dieß Mädchen geliebt habe — er fühlte, daß er sie noch liebe — und daß mit ihrem Scheiden die Liebe ihm auf immer den Rücken gekehrt.

„Cecily!" — rief er laut und schmerzlich; aber nur das Echo in den Ruinen antwortete ihm.

Als er nach Stunden, in tiefe Gedanken verloren, die Wartburg herabstieg, sank die Sonne. Feierlich und schweigend lagen die endlosen Wälder, wie träumende Riesen die Berge. Ueber Wälder und Höhen aber ragte aus weiter Ferne, in Purpur erglühend, ein alter Bekannter hervor: es war der Hörselberg, um dessen Gipfel leichte Nebelwölkchen wie Sagen und Märchen zogen.

Alexander fuhr sich bei diesem Anblick gedankenvoll

über die Stirne: war es ihm doch selbst, als sei er, seit er Thüringen erreicht, in einen Zauberkreis eingetreten.

Und doch sollte er noch mehr erfahren: er sollte schon in den nächsten Tagen kennen lernen, daß es auch in den Herzen der Menschen Zauberkräfte gibt, die, durch ihre göttliche Kraft, Wunder zu wirken vermögen.

Adrian von Beeskow traf in der That zur bestimmten Zeit in Eisenach ein. Er war körperlich noch ungeschwächt der Alte. Seine Jugendkraft hatte den tollen Verirrungen widerstanden, Cecily's Brief ihn aber aus seinem Traume aufgeweckt. Mit der größtmöglichsten Schnelle und mit Aufbietung aller nur erdenklichen Mittel raschester Beförderung war er nach Eisenach geeilt, Cecily wo möglich noch zu erreichen. Ihn hatte wieder einmal, wie dies bei excentrischen Menschen so oft der Fall ist, ein Extrem in die Arme des andern geschleudert. Nicht in Reue zerknirscht wollte er sich ihr zu Füßen werfen — dafür war sein Charakter nicht gemacht — aber offen wollte er der noch immer Geliebten sein Unrecht bekennen und redlich wieder gut zu machen suchen, was er an ihr verbrochen.

Daran freilich dachte Adrian nicht, daß es Dinge gibt, die ein zart und edelfühlendes Frauenherz weder vergessen noch vergeben kann; — es fiel ihm, dem aus derberem Stoffe gewobenen Manne nicht ein, daß er mit all zu rauher Hand in seiner weltstürmenden Weise die zarte Blume der Liebe in Cecily's Herz geknickt habe,

und daß keine Reue und keine Abbitte und kein edler Vorsatz wieder in das Leben rufe, — was einmal gestorben.

Beeskow kam und fand Miß Morgan nach England abgereist. Natürlich wollte der excentrische Mensch ihr auch dahin nacheilen; aber Alexander hielt ihn zurück: „Sie ist nicht mehr die Deine!" — war seine bestimmte Erklärung — „und nichts berechtigt Dich, ihr auch noch denjenigen Frieden zu rauben, den sie sich durch so große Opfer zu erkämpfen strebt."

Adrian gab erst nach langen Kämpfen nach, und da mehr der Ueberzeugung, daß er sie nicht mehr einholen und jenseits des Canals schwerlich finden werde, als den moralischen Vorstellungen des Freundes.

Jetzt aber erfaßte ihn ein wilder Schmerz um die Verlorene und eine Art Wuth gegen sich selbst. Da sprach Alexander die Zauberworte treuer, edler Freundesliebe: da ließ er die für Adrian halbverklungenen Erinnerungen an ihren schönen Freundschafts- und Tugendbund wieder auftauchen; da trat er so mild, so herzlich, so aufrichtend an den Freund heran, ihn so ganz mit seinem edlen, hohen Wesen erfassend, daß dieser, überwältigt, sich ihm an das Herz warf.

Alexander hatte Adrian gewonnen; er sah es an der Aufrichtigkeit seiner Reue, mehr noch an der männlich entschlossenen Weise, wie er — nicht Ueberschwengliches, wohl aber Vernünftiges und Ausführbares — angelobte.

Beeskow schwur an derselben Stelle, wo wenige Tage früher Alexander mit Cecily gestanden, ein besserer, ein brauchbarerer — ein guter Mensch zu werden.

Beide Freunde verabredeten dann für die Zukunft das Nöthige und trennten sich mit schwerem Herzen.

Und mit sonderbar bewegtem Herzen schied Alexander aus dem sagenreichen Thüringen. Es war ihm, als habe er in seinen Bergen ein wunderbares Abschiedslied gehört — — ein Lied von süßer, seliger Liebe, die einmal blühe...... und dann nie mehr!

Als er in Göttingen eintraf, war Wilhelm schon mit Campe nach Paris gereist. Da trieb es auch ihn fort, — fort in die Welt! —

Kindheit, Jugend und Liebe waren verglüht und verblüht: aber sie hatten reiche Schätze in Alexander's Herz und Geist gehäuft. Jetzt galt es, diese als Mann zu verwerthen.

„Wohlan denn!" — rief Alexander kühn und freudig — „so setzen wir des Lebens Kraft und Fülle an das Leben. Steigt auf ihr Sterne, die mir einst der große König gezeigt! — steigt auf und leuchtet freundlich meiner Bahn, daß ich einst, wie er, Großes leiste zum Wohle meiner Mitmenschen, und mich die Nachwelt segne, wie ihr Segen auf ihm ruht!"

Aber ehe sich nun Alexander von Humboldt dem Leben in die Arme warf, eilte er noch einmal zu seinem lieben, theueren Forster, und mit ihm ging es an den

Rhein, nach Holland und nach England..... dieser Reise Frucht aber war sein erstes literarisches Werk: „Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein."

„Schön! schön!" — sagte Kunth, als er dies Werk empfing, — „wer das Fundament seines Ruhmes gleich mit so festem Gesteine legt, der kann schon einen tüchtigen Tempel darauf aufführen."

Und Kunth hatte recht; aber lauschen wir jetzt den weiteren Hammerschlägen dazu, die bald „über den Ocean" herüber erschallen sollen.

Ende des zweiten Theiles und der ersten Abtheilung.

Rau, Heribert

Alexander von Humboldt culturhistorisch-biographischer Roman in sechs [
vielm. sieben] Theilen

Bd.: 2. Theil

Frankfurt a. M., ab 5. Theil: Leipzig 1860